Universitätsbibliothek Wien
I
246 659

1787

Skizze

von

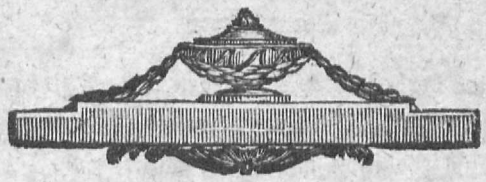
Wien.

Drittes Heft.

Wien und Leipzig.
In der Krauſiſchen Buchhandlung
1787.

BIBLIOTHECA UNIVERSITATIS VINDOBONENSIS

246657



LIX.

Unbequemlichkeiten.

Das klagen über die groſſen Städte iſt eine abgedroſchene Sache.

Timon und Diogen der Hund fluchten und ſpotteten ſchon im grauen Alterthum über Athän und Korinth.... Freund Juvenal *), der Skizzirer von Rom, ſchrieb

*) Wunderbar! Juvenal und Sankt Thomas ſind beide aus Aquino. Dieſe Stadt ſcheint zur Wiege groſſer Geiſter beſtimmt. Der erſte ſchrieb freilich nur fünfzehn Satyren,

ein derbes Kapitel gegen die Residenzstadt des Römischen Kaisers .... Samuel Johnson mit seiner Lastträger-Physiognomie — wie Helfrich Peter Sturz ihn besichtskundet — nahm London zum Titel und Inhalt seiner bekannten Satyre .... der redselige Mercier findet Paris so abscheulich und unheilbar verdorben, daß er, um die Sache kurz abzuthun, sich nicht entblödet, seinen mit Paris so sehr zufriednen Landsleuten den verzweifelten Rath zu geben, falls sie nicht Lust hätten, Se. Majestät König Sardanapal, schwelgerischen Andenkens, nach-

---

voll heidnischer Afterweisheit. Dafür schrieb der andere seine Summa, und noch siebzehn wohlbeleibte Folianten darüber, und dieß alles mit einer Salbung, daß — wofern uns die Ordenslegende der Ehrw. P. P. Dominikaner nicht zum beßten hat — ein hölzernes Kruzifix einst dem Kirchenlehrer sagte: *Bene de me scripsisti Thoma!* ...

nachzuahmen, wenigst mit Sak und Pak aus der Stadt zu ziehn, und dieselbe auf allen vier oder acht Eken in Brand zu steken, um dieses Brutnest alles Aergernisses, und Verderbnisses vom Angesicht der Erde zu vertilgen.

Dieß im Vorbeigehn: nun wieder zur Sache .... Wien hat seine Unbequemlichkeiten, und manche derselben sind nicht klein.

Ein griechischer Kaiser in Konstantinopel ließ sich, wie man weiß, das Αηρικον oder die Luftsteuer bezahlen. Dieß ist unstreitig eine vermaledeite Abgabe, um so vermaledeiter, da sie gerade für die schlechteste Luft — die Luft der Hauptstadt — bezahlt werden mußte. Stünde es aber in der Gewalt eines Kaisers, seiner Stadt ein Lüftchen zu verschaffen, wie es z. E. um Laxenburg, Petersdorf ꝛc. weht: so bin ich gewiß, die Wiener würden sich dazu verstehn, eine mäßige Luftsteuer zu bezahlen.

Jeder Mensch dünstet täglich ein paar Pfunde von Schweiß, Säften ꝛc. aus. Nehmt nun die Ausdünstungen von mehr als einer Viertel = Million Menschen, von vielen tausend Pferden und Hunden, von drei tausend offenbar Kranken, und zehntausend heimlich Kranken, Gebrechlichen und Preßhaften; die Ausdünstungen der Gefängniße, der Fleischbänke, der Geflügel = und Fischmärkte, der Gerber, Färber, der Kupferschmiede, und ähnlicher Werkstätte, der Ställe, Kloaken, Küchen, Lampen, des Hezhauses ꝛc. ꝛc. und dieß alles auf dem Raum von einer kleinen Quadrat = Meile: so habt ihr die Atmosfäre von Wien. Diese noch in sehr enge Gässen, mit thurmhohen Häusern bepflanzt, so eingeschlossen, daß ihr der freie Zug sehr gehemmt ist: und nun gesteht, daß es in der That nicht bequem sei, dieses Pot = Pourri von fein sollender Luft sein Lebelang einathmen zu müssen.

„ Der

„ Der Elemente beßtes iſt Waſſer „ ſagt **Pindar** in einer ſeiner olympiſchen Oden. Hätte der gute alte Verſifex ſeine Porzion von dieſem Elemente in Wien getrunken, er würde wohl anders geſungen haben. Leider ſind wir hier verdammt, ſchlechtes Waſſer zu genieſſen. Der Fürſt Schwarzenberg und die ehrwürdigen P. P. Kapuziner auf dem Neuenmarkt allein machen eine Ausnahme: das Waſſer ihrer Häuſer iſt das beßte in ganz Wien. In vorigen Zeiten trank es der Hof von dorther, und noch laſſen es einige Groſſe aus ienen Quellen holen. Der öffentlichen laufenden Brunnen ſind eben nicht viele, und dann herrſcht noch obendrein das Vorurtheil, lieber das Waſſer aus ſtehenden Hausbrunnen, als aus Röhrbrunnen zu trinken. Dieſes ſtehende Waſſer iſt in der ganzen Stadt, noch mehr in den niedrig liegenden Vorſtädten, weich, lettig, wärmlich, ſezt ſich in wenigen Stunden dicht an die Gläſer, macht

Schleim im Halse, Blähungen im Magen, Schläfrigkeit, und spannt die nicht daran gewöhnten Gedärme stark ab.

Welche Unbequemlichkeiten! Sie sind aber lange nicht die einzigen.

Eine Kutsche ist heut zu Tage das unentbehrlichste Geräthe des Mannes vom Stande, des weichlichen Weibes, des selbstsüchtigen Reichen. Auch für den Mann geringerer Klasse, den im trüben, kothvollen Wintertag, im erstikenden Staub des Sommers, ein Geschäft schnell von einem Ende der Stadt zum andern, oder gar tief in den Winkel einer abgelegenen Vorstadt ruft, ist ein stäts angespannter, um einen mässigen Preis bereit stehender Wagen, eine unverkennbare Bequemlichkeit.

Aber von der andern Seite, welche Unbequemlichkeit verursacht die Menge der Wägen! Die Strassen sind auf beiden Seiten mit stillstehenden Kutschen besezt, daß man nur mit Mühe neben den Häu-

sern

fern hinschleichen kann, und nicht selten eine Porzion Wagenschmier auf dem Kleid mit nach Hause bringt. In der Mitte der Strassen rennen andere in vollem Trott einher, und drohen Euch zu zermalmen. Von allen Seiten schreien die Kutscher, so daß man nicht weiß, welchem zu erst auszuweichen sei. Im Winter ists gefährlich, weil man auf dem Schnee die Pferde und Räder nicht hört; im Sommer verhindert das Rasseln des gegen Euch fahrenden, daß Ihr den hinten nachkommenden nicht hört. Geht Ihr auf der Strasse herum, um Euren Gedanken nachzuhängen, so seid ihr am übelsten daran: der nächste Bengel von Kutscher macht durch sein plözliches: „Auf!„ Euren beßten Einfall scheitern, und zwingt Euch, troz aller Gravität, oft Sprünge wie ein Hasenfuß zu machen, um das Leben zu retten. . . . Wir wissen, daß einst in Abdera die Frösche so sehr überhand nahmen, daß sie die Ab-

deriten aus der Stadt verdrängten. Ob uns dieß nicht unsere Pferde einst noch thun werden, ist eine grosse Frage. Zu mancher Stunde drängen sie uns schon wirklich aus mancher Gegend weg. . . . Vom Hauserschütternden Getöse, das Kranke und Wöchnerinnen und Gesunde Tag und Nacht in der Ruhe stört, nichts zu sagen.

Nicht genug, daß tausend Wägen beständig die Strassen überlagern: die ganze kalte Jahrszeit, das heißt, ungefähr sechs Monate lang, liegen die ohnehin schon engen Strassen noch allenthalben voll Brennholzes, das klafterweise vor den Hausthüren gespaltet und gesägt wird. Der Holzspalter sieht und hört nichts: er haut auf seine Klöze los, und sollte die ganze Gasse halbe Tage lang verstopft bleiben. Bekommt Ihr im Vorbeischlüpfen eine Spalte auf Schienbein und Waden, an Baken und Nasen: je nun, so müßt Ihr euch wieder heilen lassen. . .

Man

Man hat ſchon einigemal den Vorſchlag gethan, die Eigenthümer dahin zu bringen, ihr Holz ſogleich auf dem Kaufplatze ſpalten zu laſſen: warum es nicht geſchieht, das mag eine Löbl. Polizei wiſſen.

Dieß iſt eine Plage im Winter: der Sommer hat deren nicht minder. Wer iſt, der beim Anbrechen des Frühlings, wenn neues Grün die ländliche Erde ſchmükt, nicht gern des Tages wenigſt einmal die Felſenmaſſen der Stadt verließ, um den Balſamduft von Pflanzen und Bäumen einzuhauchen? Aber wie ſoll man hinauskommen? ſei es auch, daß der Spaziergang nicht weiter, als bis auf die Eſplanade oder in einen Garten der Vorſtädte führen ſoll. Die Thore von Wien ſind Feſtungsthore, ſie ſind ſo eng, daß nur Ein Wagen, und durch das Nebenthürchen nur Eine Perſon kommen kann. Welche Rippenſtöſſe ſetzt es da ab! wie rennt man einander gegen Stirn und Naſen! wie oft wird man auf die Füße getreten! Und dann

bis über die Brüke hinaus! ein ewiger Wind bläst dort ewigen Staub in die Augen, und zwingt, das Gesicht mit Tuch zu verstopfen. Kurz, der Ausgang und Rükweg beschert so viele Unbequemlichkeiten, und erhizt so sehr, daß er das kurze Vergnügen weit überwiegt, und uns despotisch in die Stadt einschließt. . . Will man ganz über die Linie hinaus in das freie Feld: Neuer Jammer! Ein Weg von drei Viertelstunden bis an die Gränze der bestaubten Vorstadt; eben so viel zurük: wie viel bleibt für den Genuß der ländlichen Natur, wenn man nicht einen Wagen oder einen halben Tag aufzuopfern hat?

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Nach der Bibel beweisen dieß auch die vier diken Bände, welche vor Kurzem Herr Zimmermann über diesen Stoff geschrieben hat. Die Einsamkeit hat immer und überall mehr Narren als Weise gemacht, folglich stets

mehr

mehr Böses als Gutes gestiftet. Man geht also in Gesellschaft. Aber auch dieß hat in Wien seine Schwierigkeiten. Es erfordert gewisse Puzregeln, es erfordert einen ansehnlichen Kleidervorrath. Man muß in den ordentlichen Gesellschaften auch der Häuser vom Mittelstande nicht bloß abwechselnd nach der eben herrschenden Jahrszeit gekleidet erscheinen; sondern man darf auch nicht zu oft in einerlei Anzuge sich darstellen, wenn man nicht Anfangs verdekt, und endlich wohl auch sichtbar und hörbar will ausgepfiffen werden. . . Nun gesetzt auch, eure Garderobe sei auf den Fuß des guten Tons gestellt: welche Unbequemlichkeit ist es für den Mann, der den Werth der Zeit zu schätzen weiß, stundenlang unter den Händen des Haarzausers zu sizen, und sich des Tags ein paarmal ganz von unten auf frisch anzu kleiden, um des Abends ein Stündchen im schimmernden Visitenzimmer sich auf ge-

rathewohl — gut oder schlecht — unterhalten zu können.

Es wäre eine sehr mögliche Sache, ein ganzes Heft mit Unbequemlichkeiten anzufüllen, wenn es darum zu thun wäre, das ganze Register derselben durchzugehen. Dieß mag ein Mann thun, der mehr aufgelegt ist, die Schattenseite der Dinge aufzusuchen und zu schildern, als ich es bin.

Eine allgemeine Frage aber ist, wie kommet es, daß Leute, die von den Unbequemlichkeiten einer grossen Stadt so fühlbar überzeugt und belästiget sind, Leute die es in ihrer Wahl haben, sich den Ort ihres Aufenthals zu bestimmen, doch die Hauptstadt jedem andern Wohnplaz vorziehn? ... Hans Jakob Rousseau, zum Exempel, schimpfte unaufhörlich gegen Paris, und wohnte doch Jahre lang in der rue plâtriere. Allein Hans Jakob war, wie wir wissen, ein Fantast; sein Beispiel beweist also nichts. Es gibt andere

dere Gründe, warum man so gerne in der Hauptstadt lebt, und dieß sind ihre Bequemlichkeiten.

LX.

Bequemlichkeiten.

Der erste Grundsaz jeder gesitteten bürgerlichen Gesellschaft heißt: Opfre einen Theil deiner persönlichen Menschenrechte und Freiheiten auf, um den übrigen Theil desto sicherer zu geniessen. Eben dieß ist der Fall mit den Bequemlichkeiten in einer grossen Stadt: laßt einige fahren, um in den Besiz der übrigen zu kommen. Wo nicht: so zieht euch aufs Dorf. Dort trinkt ihr reine Luft und reines Wasser; keine Kutsche stört bei Tag euren Gang, bei Nacht euren Schlaf; kein Visitenzimmer zwingt euch, die Hälfte des Tages am Puztisch zu verschwenden, und ein Sklav eures Schneiders zu seyn.

Ihr

Ihr habt dort weder hohe Treppen zu steigen, noch tiefe Bücklinge zu machen; ihr könnt vielleicht der Erste daselbst seyn — wenn euch dieser Punkt etwa eben so nahe am Herzen liegt, wie weiland dem Julius Käsar — da ihr im Gegentheil in der Stadt kaum der hundertste seyd. Ein mittelmässiges Vermögen macht euch dort zum Kroesus. Keine Lästerkronik lauert an eurer Thüre, um jeden Fehltritt eines schwachen Augenblicks von Haus zu Haus zu tragen; und tausend empörende Auftritte der Thorheit und des Lasters, das tägliche Schauspiel der Hauptstadt, bleiben von euch entfernt, verwunden euch weder Kopf noch Herz.

Troz ähnlicher Vorzüge des Landlebens, troz der Unbequemlichkeiten der Stadt, bleibt diese doch immer der Lieblingsplaz des Reichen, des Unbemittelten, des Ehrgeizigen, des Bequemen, des Geschäftmannes, des Müßigen und Geken, und selbst des Filosofen.

Der

Der Reiche findet beim erwachen jedes Morgens tausend Hände bereitwillig, ihm jeden Reiz des Lebens, jede Nahrung der Sinnen und des Geistes zu verschaffen. . . Der Mittellose trift hundert Wege zu seiner Erhaltung, die in einem kleinern Ort nicht sind und nicht seyn können; so lange er gesund ist, und arbeiten will, ist er auch seines Unterhalts sicher; denn es ist kein Talent so roh, keine Kunst so klein, keine Arbeit so seltsam, die nicht in Wien Jemanden findet, der ihrer bedarf. . . Der Ehrgeizige ist nirgend in so glänzender Gesellschaft, wie hier, kann nirgend seine hohen Absichten so thätig betreiben, als in der Hauptstadt. . . . Der bequeme Mann, o! wo kann der seinen Tabernakel besser aufschlagen als in der Hauptstadt! zu Hause und im Wagen, im Bette und an der Tafel mag er unausgesetzt seinem Lieblingshange frohnen. Die Baukunst, die Mechanik, und die Kochkunst, und noch tausend andre

Künste unsers erfindungsreichen Jahrhunderts bestreben sich in die Wette, den Forderungen seiner sybaritischen Weichlichkeit Genüge zu leisten, ja dieselben noch zu übertreffen. . . . Der Geschäftmann hat an keinem andern Plaz des ganzen Staats ein so fruchtbares und weit ausgedehntes Feld für seine Thätigkeit. Hier fliessen täglich nicht nur aus allen Provinzen des grossen österreichischen Staats, sondern auch aus allen übrigen europäischen Reichen die wichtigsten und interessantesten Nachrichten zusammen. Für diesen Standpunkt ist kein Talent zu groß, kein Plan zu weitumfassend, keine Arbeit zu erhaben; so wie von der andern Seite beinahe auch keine zu geringfügig, zu nichtsbedeutend.

Der Müßiggänger endlich! — ein paar Pläze in ganz Europa ausgenommen — Wo wird ihm die sonst so schwere Kunst, die Zeit zu tödten, so sehr erleichtert, als in Wien! Wo kann er mit

so

ſo vieler Bequemlichkeit von Vergnügen zu Vergnügen, von Spektakel zu Spektakel, von Zerſtreuung zu Zerſtreuung rennen! Die Luſtpläze, die Ergözlichkeiten, die Spielhäuſer, die Freudenmädchen! welche ununterbrochene Reihe von Gelegenheiten biethen ſie ihm dar, ſeinem ſchönen Beruf nachzuhängen. In der That, der muß ein armſeliger Tropf ſein, welcher in Wien nicht den angenehm beſchäftigten Müßiggänger machen kann... Des Müßiggängers nächſter Anverwandter, der Gek, kann ebenfalls mit Wien hoch zufrieden ſeyn. Es kömmt nicht leicht unter irgend einem Meridian eine gekenhafte Nichtswürdigkeit, in Kleidung, Moden; eine Albernheit in Geberden, Gang, Stellung; eine Haſenfüßigkeit im Konverſazionston, in geſellſchaftlicher Spielerei, zur Welt, wovon er nicht durch fleißige Apoſtel und Negoziateurs dieſer Dinge benachrichtiget wird. Und dann hat er auch noch den Vortheil oben drein,

daß er ſich hier in einer ſehr zahlreichen Geſellſchaft ſeiner Mitbrüder befindet.

Und neben allen dieſen Leuten befindet ſich auch der eigentliche Menſch — der Filoſof nämlich — in der Hauptſtadt allein am beßten, und an ſeinem wahren Standpunkt.

The proper Study of Mankind is Man *)

ſagt der weiſe Pope; und Jederman, der den Werth der Dinge hienieden etwas näher kennt, gibt ihm Recht. Nun iſt es eine ausgemachte Sache, daß man den Menſchen nirgend von ſo vielen Seiten, ſo durch und durch ſtudieren könne, wie in der groſſen Menſchenvollen Reſidenz. In einem kleinen Städtchen ſind die Seelen, Leidenſchaften und Meinungen der Ein-

*) Das eigenthümlichſte Studium des Menſchen iſt der Menſch.

Einwohner so einförmig und schlapp, wie der Schnitt und Stoff ihrer Kleider. Aber in der grossen Stadt, wo Ehrgeiz, Gewinnsucht, Luxus, Stolz, Neid, Eifersucht, Geldgierde, Betrug, Reichthum und Elend, alle Leidenschaften, alle Kräfte der Seele und des Körpers, auf tausenderlei Arten reizen, drüken, und spannen; wo man eben so unendlich manchfaltig denkt, glaubt, spricht, und handelt, als man abstechend und bunt gekleidet ist: da ist die wahre Weide für den ruhig zuschauenden Menschenspäher. — Will er seine Augen vom grossen Haufen abwenden, und in einem seltnen Zirkel weniger auserlesener Weisen die Stunden seiner Muße geniessen, wo man unter den Rosen der Freundschaft über Wahrheit und Irrthümer, über Licht und Schatten, über sublime Armseligkeiten, und verachtete Wesentlichkeiten, von freier Brust spricht; wo man den Mann und die Sache unterscheidet; und jedes Ding

ſo ziemlich an ſeinen gehörigen Plaz ſtellt: ſo findet er auch dieſe, wenn er ihrer würdig iſt. O! ich verſichere euch, Wien hat ſeine wahren Filoſofen; aber ihr Name iſt freilich nicht Legion: und auch dieſe wenigen ſind es nicht für Jederman, und nicht jedem in gleich hohem Grade. . . . . .

So wird dieſe Stadt Allen Alles: eine Univerſal-Bequemlichkeit, aus der jeder ſeine individuelle herleiten kann, um ſich für die Unbequemlichkeiten derſelben zu entſchädigen.

LXI.

Volks-Laune.

„Wenn ich einem Fürſten zu rathen „hätte, ſo würd' ich ihm nichts eifriger „empfehlen, als — Sein Volk in gu„te Laune zu ſezen. Kurzſichtige Leu„te ſehen nicht, wie viel auf dieſen ein„zigen Umſtand ankommt. . . . Ein

„fröh-

„ fröhliches Volk thut alles, was es zu
„ thun hat, muntrer und mit beſſerm
„ Willen, als ein dummes oder ſchwer-
„ müthiges; und (unter uns geſagt,
„ ihr Hirten der Völker!) es leidet
„ zwanzigmal mehr als ein anderes;
„ eure Majeſtäten dürfen es kühnlich auf
„ die Probe ankommen laſſen. „

So läßt Wieland — der Meiſter in der Filoſofie des Lebens — ſeinen Diogenes von Sinope ſprechen.

Der Beherrſcher Wiens hat nicht nöthig, dieſe ſeine Unterthanen erſt in gute Laune zu ſezen, er darf ſie nur in derſelben erhalten; denn die Wiener bringen die gute Laune mit ſich auf die Welt, wie die Stahren die Laune zu ſchwazen. Und dieß iſt um ſo beſſer für ſie, wenn es mit der zweiten Konſequenz des Σωκρατης μαινομενος *) ſeine Richtigkeit hat;

*) Des raſenden Sokrates oder Diogenes.

denn der Wahrheit zur Steuer muß man gestehen, daß im heutigen Europa das Wohl der Staaten wirklich von Jahr zu Jahr etwas theurer wird.

Das gemeine Volk im nördlichen Deutschland ist im hohen Grade mürrisch, trotzig, eigensinnig, zankſüchtig, übellaunig, und zu Thätigkeiten geneigt: sein ganzes Nervensistem scheint scharf gespannt zu sein. Dessen kann sich iedermann überzeugen, der in iene Gegenden kömmt; selbst die Schriftsteller iener Länder gestehen es ein. Was die eigentliche Ursache davon sei, ist nicht entschieden. Einige wollen es der protestantischen Religion zuschreiben, welche in ihrer Liturgie etwas düsterer, und schwerfälliger ist, und für den Pöbel zu wenig Sinliches hat. Andere leiten es aus der mindern Fruchtbarkeit jener Länder, der grössern Armuth und daher entstehenden Mißmüthigkeit des Volks, aus dem Genuße schwerer Speisen und diken Biers her. Vermuth-

muthlich helfen alle diese Ursachen zusammen, den dortigen Pöbel auf einen Ton zu stimmen, daß er leicht Händel anfängt, und sich überhaupt in offenen Orten etwas unfreundlich zeigt.

Von diesem ist das Volk zu Wien gerade das Gegentheil. Seine Laune ist im Ganzen sehr zur Freude, Offenheit und Gutmüthigkeit gemacht. Freilich ist dieß nicht immer überlegte, aus Grundsätzen hergeleitete Tugend, sondern meistens nur Wirkung eines glüklichen Temperaments, und eines verhältnißmässig guten Wohlstandes, der hier selbst unter dem letzten Pöbel sich findet. Und dann ist diese Temperamentsstimmung auch mit einer derben Dosis von Sorglosigkeit, Weichlichkeit, Schwelgesucht und Bequemlichkeitsliebe versetzt.

Allein, was liegt uns daran, aus welchen Quellen jene gute Volkslaune stamme, und welche Striche allenfalls ih-

re Schattenseite ausmachen. Genug, sie ist da, und thut gute Wirkungen.

Stößt jemandem auf öffentlichen Plätzen oder Strassen ein Unfall zu: so ist er sicher, unter den nächsten Umstehenden mitleidige Herzen zu finden, die ihm sogleich zu Hilfe eilen, ihn laben, ihn an einen bequemen und sichern Ort bringen, und bewachen, bis man seine nächsten Angehörigen herbei geholt, oder sonst Anstalt zu seiner weitern Versorgung gemacht hat .... geschieht ein Unglük mit Pferden, gerathen Wägen ineinander: so eilen die Vorbeigehenden bereitwillig, die Pferde auszuschirren, die Wägen von einander zu heben, und durch Hinwegräumung ähnlicher Hindernisse, grösseres Unglük zu verhüten, und die verstopfte Strasse zu öffnen .... Alles hilft einander heben, tragen, unterstüzen, fortkommen, wo es schwer vom Flek geht .... Uiberhaupt sucht der Pöbel auch seinen unangenehmen Arbeiten

ten und Vorfällen eine lustige Seite abzugewinnen, und thut dasjenige unter eignem und fremden Gelächter, wobei ein Nord-Deutscher vielleicht die Gesichter eines Verzweifelten schneiden, und toben und fluchen würde.

„ Man findet bei den Parisern jene „ muntere Laune nicht mehr, die sie vor „ sechzig Jahren auszeichnete, und die „ dem Fremden die angenehmste Aufnahme verschafte, „ sagt Mercier.

Ich fürchte, in ein paar Generazionen, vielleicht schon in dreißig Jahren, dürfte dieses auch einigermassen von der Volkslaune der Wiener wahr werden. Jene offne, gutmüthige Harmlosigkeit, die ehedem und zum Theil bisher noch beinahe in allen Ständen hervorstechend herrschte, hat sich aus einigen schon ziemlich verloren; die von einigen Ausländern mit Bitterkeit aufgemuzte Sorglosigkeit ist auf den Gesichtern mancher Menschenklassen allmählig verschwunden: dafür liest sich

nun

nun auf denselben Unruhe, ängstige Geschäftigkeit, Projektmacherei, heimliche Besorgtheit, Sturm und Drang.

Die eigentliche wienerische Volkslaune strahlt nur noch im wahren anschaulichen Grade aus den Gesichtern des Pöbels; aber wie gesagt, ein Zusammenfluß von leicht zu errathenden Umständen wird sie — wenn gewisse Dinge in der einmal angefangenen Progression ordentlich fortschreiten — in ein paar Menschenaltern fein sauber auch aus diesen wegheizen.

LXII.

Aufklärung.

Der lärmende Unfug, welchen man seit ungefähr einem Jahrzehend aus allen Eken des deutschen Bodens mit dem Wort Aufklärung treibt, hat beinahe die Sache selbst zum allgemeinen Spott gemacht.

Dieß

Dieß ist das Werk und die Schuld eines grossen Haufens kleiner Geister, unmündiger Köpfe, die bei der jetzt allgemein eingerissenen Leseschwelgerei einige Grundsätze von grossen Männern über diese Sache aufgefangen, aber nicht genug verstanden und verdaut haben; und dann gleich dem Knaben Bajazzo, hinter jenen Meistern herlaufen, *anch' Io!* rufen, und in die Kreuz und Queere von Aufklärung schnattern.

Indessen müssen wir uns durch das Lallen dieser litterarischen Säuglinge nicht abhalten lassen, die wahre Aufklärung zu ehren, zu befördern, und ihr Reich allenthalben zu vergrössern.

Wahr ists, noch sind bei dem größten Theil des Publikums, selbst des bessern, die Begriffe und Gränzen derselben nicht genau bestimmt. Viele Leute glauben, der einzige und vollendete Gegenstand der Aufklärung sei eine gereinigte vollkommene Religion; die Misbräuche der Kirche einsehen,

sehen, und sich von denselben los machen, heiße aufgeklärt sein.

Dieses Glaubens bin ich nicht. Ein aufgeklärter Mann ist mir derjenige, dessen moralisches Gefühl richtig gebildet ist; der Genügsamkeit in dem Beruf zu finden weiß, worinn der Zufall oder die Gesetze ihn gestellt haben; der aus Uiberlegung rechtschaffen handelt; der Liebe zur Arbeit, Ehrfurcht für die Gesetze, Empfänglichkeit für Belehrung, Liebe zur Ordnung in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, diätetische Mässigkeit und Sorge für seine Gesundheit, sich zu habituellen Eigenschaften gemacht hat; dem es nie gelüstet nach einem Aufwande, der seine Kräfte übersteigt; der die zu seiner gesellschaftlichen Bestimmung nöthigen Talente stets zu vervollkommnen sucht; der die Pflichten des Bürgers, Freundes, Ehemannes, Vaters, kennt und ausübt; der weiß, daß man in der bürgerlichen Gesellschaft zur Erhaltung des Ganzen in-

dividuelle Lasten tragen und Privatvortheile nothwendig aufopfern muß, und dieselben ohne Bitterkeit trägt und aufopfert; der die vom Staat öffentlich eingeführte Religion nie unbescheiden anfällt, und wenn er sich andere Uiberzeugungen erworben hat, denselben im Stillem huldigt; der endlich sein Dasein freudig genießt, und die Wissenschaft besitzt, es bequem, lange, und ruhig zu genieſſen.

So natürlich dieser Aufriß eines in der Aufklärung Eingeweihten ist: so mag er doch vielleicht manchem zu scharf gezeichnet vorkommen. Und da er bloß das Profil Eines Mannes darstellt, so kann er freilich zum Gesichtsmaß für eine ganze Stadt, besonders für eine Stadt wie Wien ist, nicht füglich genommen werden. Daß es aber einzelne Männer hier gebe, die ienem Umriß wirklich gleichen, wird man ohne Mühe annehmen.

Wenn sich eine ganze Nazion, oder ein zahlreiches Publikum aufklären will,

so

so hat es zwei grosse Schritte zu thun: der erste ist, daß es alte nichtswürdige, lächerliche, und schädliche Vorurtheile ablege; der andere, daß es neue, das heißt, ihm bisher noch unbekannte Wahrheiten und Grundsätze annehme, die ihm heilsam sind, seinen Geist zur Selbsterkenntniß und zum Nachdenken leiten; es gewöhnen, Schein von Wirklichkeit, Nebensache von Wesenheit, gegründeten Vortheil von Flitterkram, zu unterscheiden.

Nach diesem Standpunkt zu urtheilen, muß man gestehen, daß sich die Wiener im Ganzen genommen, noch beim ersten Schritt befinden. Sie fangen seit nicht lange an, alte Vorurtheile allmählig fahren zu lassen, und dieß im religiösen, oekomischen, häuslichen Fach. Ihre gar innige Anhänglichkeit an Mönche, Andächteleien, Bruderschaften, Wallfahrten ꝛc. ist auserordentlich gefallen .... Ihr Hang nach allem, was allenfalls auch nur dem Namen nach ausländisch ist,

nimmt

nimmt merklich ab .... Die ehemalige thörichte Aufgeblasenheit, als ob tolle prunkvolle Verschwendung ein Verdienst sei, und dem schwelgenden Geken weiß nicht welch ein Ansehn verschaffe, wird heut zu Tage ausgepfiffen, oder bemitleidet .... Diese und mehr ähnliche Dingesin d unläugbare Annäherungen zur Nazionalerleuchtung.

Das beugsame Naturell der Wiener thut ein beträchtliches zur schnellern und wirksamern Ausjätung unsinniger Vorurtheile und Mißbräuche. Der Landesherr kann kühnlich mit dem Messer der Reformazion in dem Körper des — geistlichen und weltlichen — Aberglaubens herumschneiden, wie es ihm gefällt: ausser dem Winkelmurren einiger benebelter und anderer persönlich bei der Sache interessirter Hohlköpfe, wird Niemand dagegen was einwenden. Von dieser Seite scheinen die Wiener sogar vor den hoch aufgeklärten Brandenburgern einen grossen

Vorzug zu beſizen. Da dieſen der verſtorbene König ein neues Geſangbuch gab, überſchrien ſie in vielen Kirchen mit Gewalt durch die alten Knittelreime die verbeſſerten Lieder; ja ganze Gemeinden giengen mit tauſendhändig unterzeichneten Bittſchriften und Vorſtellungen geradezu an den König ſelbſt, um das alte Liederbuch im ſeinem verjährten Beſiz zu erhalten .... Für Katholiken, und noch obendrein für Wiener, hat der Kaiſer unendlich auffallendere Neuerungen und Veränderungen im geiſtlichen und gottesdienſtlichen Fache vorgenommen, als jener Geſangbuchstauſch war: indeſſen hat man hier weder ein lateiniſches Credo oder Oremus in das neue deutſche Predigt- und Meßlied geſchrien, noch dem Kaiſer mit ungeſtümmen Klagen und Vorſtellungen gegen das neue Lithurgieweſen beſtürmt, ſondern es mit allgemeiner Bereitwilligkeit aufgenommen.

Das einzige Beispiel eines solchen Gemeindememorials ergab sich aus ganz entgegengesetzten Gründen. Der Piarist Sigfrid Wiser, Prediger in der Josefstadt, ward von einer gewisser Partei angeklagt, daß er, wie weiland Balthasar Bekker, auf öffentlicher Kanzel dem Teufel seine Hörner und Klauen beschneide. Darüber ward Wiser, wie es bei solchen Umständen zu gehn pflegt, einsweilen von seinem Predigtamte suspendirt, um erst seine Lehre vom Konsistorium untersuchen zu lassen. Nun that sich die ehrsame Gemeinde der Bürger in der Josefstadt zusammen, verfaßte eine Bittschrift an den Kaiser, unterschrieb sie mit einer Liste von mehr hundert Personen, und bat darin den Monarchen, ihr den Prediger wieder auf die Kanzel zu stellen, mit eben solchem Eifer, als die Berliner Gemeinden forderten, das neue Liederbuch aus ihren Kirchen zu entfernen.

Indessen läßt sich auch nicht läugnen, daß es manchen jungen, — auch wohl alten, verbrämten und betitelten — Wicht hier gibt, der sich im Leuchtpunkt der Aufklärung zu befinden wähnt, weil er das Abentheuer besteht, am Charfreitag einen Kalbsbraten zu essen, ein paar Gemeinstellen über Mönche und Amullette zu schreiben, oder die Briefe vom Berge zu lesen.

Diese Geschöpfe verdienen den Spott und die Geringschäzung, mit denen sie die hiesigen hellern Köpfe selbst begrüssen. Und daß es im heutigen Wien wahre aufgeklärte Köpfe — das Wort im ausgedehntesten Umfange seiner Bedeutsamkeit genommen — gebe, im Verhältniß vielleicht so viele gebe, als in jeder protestantischen Stadt, davon glaube ich, könnte man jene Ausländer, die sich durch die Machtsprüche einiger ihrer reisenden grossen Sprecher in diesem Punkte haben betäuben lassen, am beßten da-

durch

durch überzeigen, daß man ſie aufforderte, perſönlich hieher zu kommen. Sie würden in einem gewiſſen Zirkel ein unerwartetes Maaß von Kenntniſſen, von Einſichten, von geläuterter Denkart, gründlichen Grundſäzen, und noch obendrein ungleich mehr Weltkenntniß, geſchmeidige Lebensart, frohen Ton, und offne Geſellſchaftstalente finden, als auf jeder proteſtantiſchen Univerſität.

LXIII.

Religion.

Ich las vor Kurzem in einem ganz neuen Buche die Schilderung des Religionszuſtandes in einem Nachbarlande von Oeſtreich. Dieſes Gemälde iſt ſo gut gezeichnet, und paßt ſo treffend auf den Religionszuſtand von Wien, daß ich nicht umhin kann, in dieſer ohnehin ſo bedenk-

lichen Sache, jenen ungenannten Filosofen statt meiner sprechen zu lassen.

„ In — gibt es, so wie überall verschiedene Gattungen religiöser Menschen, und sogenannter Freigeister. „

„ Der größte Theil des Volks, so wie sehr viele brave Leute von höherem Stande, vom Adel, vom Zivil- Militär- und geistlichen Stand, sind ihrer Religion im Ernste aus gutem Herzen zugethan, finden darin Antrieb zur Sittlichkeit, Beruhigung im Unglük, Trost für die Zukunft. Die Religion macht einen Theil ihres Lebensglükes, ihrer Hoffnungen und Wünsche; sie müssen sie also lieben, weil sie ihren thätigen Einfluß fühlen, sie müssen gegen alle, die nicht Religion haben wie sie, oder gar die ihrige angreifen, mißtrauisch sein; müssen sie — nachdem sie mehr oder weniger schwarzen Humor haben — bedauern oder fürchten, oder gar verabscheuen. „

„ Aber

„ Aber diese Religion ist eine zusammengesezte Masse verschiedener Ideen, von wahren, halbwahren, von ganz falschen Begriffen, wesentlichen und auserwesentlichen; von Wahrheiten und Vorurtheilen. „

„ Indessen ist diese ganze Masse den Leuten dieser Klasse gleich heilig, gleich wichtig: sie haben nie Gelegenheit oder Anleitung gehabt, das Gute von dem Schlechten abzusondern, würden nicht im Stande seyn, wenn sie es schon wollten. „

„ Man darf sich also nicht verwundern, wenn die Angriffe, die jezt so hastig in Gesprächen, Büchern, Sitten, und sogar in öffentlichen Verordnungen gegen diese Masse von Volksreligion gemacht werden, sei es auch, daß sie nur Zufälligkeiten oder gar Mißbräuche wären, bei dieser zahlreichen Menschenklasse übles Geblüt verursachen, ihnen gefährlich und unerlaubt vorkommen. „

„ Sanfte, schonende Belehrung eines Bessern, besonders bei der Jugend, ist also hier das einzige Mittel, diese Leute vor Irrthum und Aberglauben zu bewahren. Ihre Erleuchtung kann nicht anders als nach und nach geschehen, vielleicht erst nach Generazionen wirksam werden. Alles, was ohne diese Behutsamkeit geschieht, ist wahre Konkussion, und kann nicht anders, als böse Wirkungen hervorbringen. „

„ Dann gibt es aber auch sehr viele **Religion aus Interesse**. Besonders ein grosser Theil der Geistlichkeit fühlt den Abgang, der ihren Kassen durch die Verbannung des Aberglaubens schon zugewachsen ist, und noch mehr zuwachsen wird. Sie empfinden den Fall ihres Ansehens, sehen die Zahl ihrer Devoten und Anhänger sich täglich mindern; und die Aussicht eines immer wachsenden Verlustes muß nothwendig die Leidenschaften des Ehrgeizes und der Habsucht sammt

den

den davon abhangenden Begierden nach sinnlichem Genuß in einem hohen Grade reizen. „

„ Daher ihr Eifern gegen alle Neuerungen, ihr Winseln über Verfall der Religion und Verderbniß der Menschheit; daher ihre äußersten Bemühungen, das Volk zu gewinnen, es mißtrauisch gegen vorgegebene Feinde der Religion zu machen; daher ihre Aufhezungen selbst gegen landesherrliche Verordnungen; ihre Anstrengung, den fallenden Kredit zu erhalten, ihre Macht auf all: Wege zu befördern; daher Verläumdung und Verfolgung derer, von denen sie Gefahr zu befürchten haben; daher ihr Lärmen gegen Aufklärung, Lektüre, Filosofie; daher so viele Hindernisse, die einem bessern Volksunterricht allenthalben entgegen gesetzt werden. "

„ Die Bettelmönche leben zum Theil von der Mildthätigkeit, hauptsächlich aber von dem Aberglauben des Volks; ihre

Gefahr ist die dringendste, darum sind sie auch die eifrigsten, ihr Unheil durch die angegebenen Mittel sich vom Halse zu schaffen; ihr Wirkungskreis sind nebst der Kanzel und dem Beichtstuhl, hauptsächlich die Privathäuser des Volks. . . . Die begüterten oder Prälaturmönche sind die nächsten daran; und da sie Landsstände und reiche Gutsbesitzer sind, mithin ihre Wohlthäter belohnen können, so vermögen sie bei mittleren und grossen Herren sehr viel." (Dieser Punkt hat sich, wie bekannt, im östreichischen Staat geändert.)

„Endlich die Jesuiten, deren alter Plan es ist, die Menschen in eine Heerde Schafe zu verwandeln, deren Hirten sie sind; und ihre Vernunft zu lähmen, um sie desto leichter leiten zu können, treiben den Handel mit Religion en gros und en Systeme. Da sie in — überall zerstreuet sind, und doch zusammenhängen, bei Hofe und bei dem Volke Einfluß, und unter

allen

allen Ständen Anhänger haben, und anwerben, und iede Larve tragen können, dabei geschickte Männer unter sich zählen, so ist ihre Macht sehr groß. "

„ Viele Leute in Stellen und Aemtern haben **Religion aus Politik**; sie halten es für gut, das Volk in seinen Vorurtheilen zu lassen, für gefährlich, ihm mehrere Aufklärung zu geben, und stimmen daher mit den Maßregeln der obigen beiden Klassen um so mehr ein, als sie sich dabei mit dem Besitz einer ganz besondern Klugheit schmeicheln. "

„ Auch von geheuchelter Religion gibt es viele, weil ein Patron viel auf Religion hält, weil man sich dadurch empfiehlt. ꝛc. "

„ Diesem Haufen von wahren und falschen Religionsfreunden stehen die sogenannten **Freigeister** entgegen: ein sehr zweideutiger und gemißbrauchter Name; ich will sie gleifalls suchen, in ihre Klassen zu bringen. "

„Es

„ Es gibt Katholische Freigeister, welche im Ganzen dem System des Katholizismus anhängen, aber Wesentliches und Zufälliges unterscheiden, Mißbräuche anerkennen, auf die Abschaffung derselben dringen, diese im Innern billigen, wünschen, befördern; die aber bei all ihrer Liebe zu einer reinen, wahren Religion von dem Volke der oben geschilderten Religiösen viel zu leiden haben, und den unverdienten Namen eines Freigeistes tragen müssen.

„ Kristliche Freigeister; die das Kristenthum im Ganzen annehmen, und nur in einzelnen Theilen sich Abweichung von den angenommenen Meinungen erlauben. "

„ Strenge Deisten gibt es nur wenige; überhaupt wenig Durchgedachtes, Systematisches für oder gegen Religion; das meiste Stükwerk, hie und da in der Lektüre aufgefaßt und nachgebethet. "

„ Französische Atheisterei hat sich dem — Klima noch nicht genähert — —

„ Unter dem denkenden Theil der Nazion sehr viel Duldungsgeist, und Verabscheuung des Fanatismus. “

„ Endlich viele Männer von gesetztem Geiste, die was immer für Vorurtheile geradehin anzugreifen für schädlich halten, und ihre Vertreibung sicherer von besserer Erziehung und Verbreitung gesunder Kenntnisse erwarten. “

* * *

So weit mein Anonymus. Ist Wien nicht ganz das Original seiner Schilderei, so gleicht es ihm doch unstreitig größtentheils, und wegen des übrigen wasche ich meine Hände.

LXIV.

Andächtelei.

Es ist traurig, daß man nie ernstlich von der Religion sprechen kann, ohne sich zugleich an den Affen derselben, die Andächtelei, mit erinnern zu müssen.

Diese Mißgeburt, das Kind des Schwachsinnes und der langen Weile, auch manchmal der Furcht über das Bewußtsein begangener Niederträchtigkeiten, ist leider in Wien noch sehr häufig zu finden; und nicht etwan bloß beim Pöbel, nein, in den vornehmsten Häusern thront sie, und dieß häufiger, wenigst sichtbarer, als bei den untern Volksklassen.

Die Nährväter derselben, die Gewissensräthe, Beichtväter, geistliche Hausfreunde, und wie die Schlauköpfe etwan sonst noch heissen, welche in den übrigen kultivirten europäischen Provinzen aus den obern Ständen verdrängt, und genöthi-

get werden, in den mittlern und niedrigen Regionen der Kristglaubigen, ihren Tabernakel aufzuschlagen, und sich gutwillige Anhängerinnen und Wohlthäterinnen zu suchen, erfahren hier gerade das Gegentheil. Man verjagt sie allgemein aus den untern Ständen, und nur bei den höhern erhalten sie sich im größten Glanz und Ansehn.

Es ist vergebliche Arbeit, dagegen mit Vernunft und Gründen zu streiten; man predigt tauben Ohren. Wohlthätiger Spott ist das einzige, was auf Andächtler und Andächtlerinnen noch manchmal einige Wirkung thut, daß sie ihre Thorheiten, ihr kleinliches, die wahre Religion entehrendes Fratzenspiel, wenigst etwas geheimer treiben, und den Menschenverstand und den ächten Gottesdienst nicht so ganz offen und geradezu beleidigen.

Laßt uns also zur Auferbauung der Andächtigen, und zur Belustigung der

Den-

Denker, einige Thatsachen aus der neuesten Chronik der Wienerschen Andächtelei ausheben.

Wer erinnert sich nicht der Reise des Pabstes nach Wien, seines Aufenthalts daselbst, und der sonderbaren dabei vorgefallenen Auftritte! Dahin gehört vorzüglich derjenige, der mit seinem Pantoffel vorgieng. Nicht genug, daß die vornehmsten Damen, dichte neben den Bengeln von Kapuzinerlaienbrüdern sich zur Erde hinwarfen, um die heiligen Füsse zu küssen; nein, sie liessen sich noch den leeren päbstlichen Pantoffel in die Häuser bringen. — Sämmtliche Dienerschaft mußte mit Fakeln in der Hand am Hausthore das Heiligthum empfangen. Der seidene Pantoffel, auf einer silbernen Tasse liegend, ward von Zimmer zu Zimmer, von Haus zu Haus getragen, betrachtet, geküsset, ꝛc. ꝛc. Da möchte man wahrlich, wie Juvenal sagt, aus Aerger zum Poeten

ken werden *) um zu Geiseln ohne Barmherzigkeit.

Das lächerliche Testament eines angesehenen Mannes, der seine kostbare Kupferstichsammlung von 70000 Stücken demienigen Kloster vermachte, welches die meisten Seelenmessen für ihn lesen würde, gehört ebenfalls hieher.

Keine Mönchsgemeinde wollte das Legat mit dieser Bedingung annehmen, und die Sammlung wurde an den Meistbiethenden verkauft.

Leser! kennst du Blumauers travestirte Aeneis? hat sie dir Vergnügen gemacht? — Vernehme also auch, wie die Schaar der Andächtigen unseren Lieblingsdichter lohnt. Blumauer war im J. 1785. gefährlich krank; viele kündigten seinen Tod als gewiß an. „Wissen

Sie

*) Si natura negat, facit indignatio versum Qualemcunque potest.

Sie schon, daß Blumauer nächstens sterben wird, sagte eine der frommen Frauen in einer grossen Gesellschaft: ich gönne ihm einen Tod von Herzen, er verdient es nicht besser; denn, denken Sie nur: sogar über die heilige Dreifaltigkeit hat er in seinem zweiten Theile gespottet *) "

Noch im Jahre 1785 ward in einem gerichtlichen Heirathskontrakte bedungen, daß die Braut, ein allerliebstes munteres Weibchen, während ihres heiligen Ehestandes alle Monate beichten, und kommuniziren, auch die Aloysiussonntage und Märzfreitage mit den gewöhnlichen Andachtsübungen feiern sollte. So bedung es sich ihr Pinsel von Bräutigam aus.

ein

*) So verdrehten und mißbrauchten die Frommen Wiens iene Stelle der Aeneis:

Hier war auch König Gerion der,
Sein Weib mit Menschen speiste;
Dreifaltig an Person, und sehr
Einfältig doch am Geiste.

ein Mann, wie ſich aus dem allein ergibt, der beſſer gethan hätte, ſich mit einer Kapuzinerkutte, als mit einem vernünftigen Mädchen trauen zu laſſen.

Eben ſo erbaulich iſt die Geſchichte, da ſich zwei vornehme Perſonen um den Beſitz eines Marienbildniſſes aus einem aufgehobenen Nonnenkloſter, ein Stück Fels von 12 Zentnern, ſtritten, und ſogar durch die Wage der öffentlichen Gerichtsbarkeit abwägen lieſſen, wer das Recht haben ſollte, jenes Bild zu kaufen.

Solche Lächerlichkeiten machen die misverſtandnen Grundſätze von Frömmigkeit, Andacht, Religion, Gottesverehrung, Leute, denen man ſonſt Achtung und Freundſchaft ſchenken möchte, häufig begehen. Kann man ſich bei Anſicht dergleichen Auftritte wehren, aus Eifer für das Gefühl der wahren Religion, mit Haller zu drohen:

Geschminkte Tugenden, die man zu lang erhob,
Scheint nur dem Pöbel schön, und sucht der Thoren Lob;
Bedeckt schon euer Nichs die Larve der Geberden,
Ich will ein Menschenfeind, ein Swift, ein Hobbes werden,
Und bis ins Heiligthum, wo diese Götzen stehn,
Die Wahn und Tand bewacht, mit frechen Schritten gehn. *)
. . . . . .

Um sich zu überzeugen, daß alle ähnliche kleinliche Andächteleien, das viele Meßhören, Beichten, die häufigen frommen Unterredungen mit einem Gewissensrathe, nichts wahrhaft Gutes wirken, weder das Herz bessern, noch die Begriffe läu-

*) Hallers Gedichte. — Die Falschheit menschlicher Tugenden.

läutern: so betrachte man die sogenannten andächtigen Frauen. Gerade diese sind durch einstimmiges Urtheil in allen kristlichen Ländern für die unerträglichsten Geschöpfe erklärt. Nirgend wird die ganze Nachbarschaft so giftig verläumdet, nirgend das Gesinde so boshaft geplagt, nirgend so viel Haß, Zwist und Uneinigkeit unter die Familien verbreitet, als in ihren Häusern.

Und was das Volk der Andächtler und Andächtlerinnen selbst der allgemeinen guten Sache, der Aufklärung, Denkensfreiheit, Ausbreitung vernünftiger Lektüre, offner Mittheilung gesunder Ideen schadet! Was es für Mittel und Werkzeuge und Schleichwege hat, selbst hohe Befehle auszuwirken, die Preßfreiheit zu hemmen, gewisse Schriftsteller zu kränken, andere umzustimmen, noch andere ganz schweigen zu machen! . . . O! ich könnte manch feines Stückchen erzählen, das dergleichen Auftritte und Vorfälle ziemlich begreiflich

machen würde; aber — man muß nicht eben alles ſagen, was man weiß.

LXV.

Toleranz.

Unter den vier und zwanzig Millionen Menſchen der öſterreichiſchen Erbländer befinden ſich ungefähr

Reformirte	926000
Lutheraner	304000
Sozinianer *)	86000
Juden	290000
Griechen Nichtunirte.	2916000

Alſo vier Millionen, Sechsmalhundert, Zwölftauſend Nichtkatholiken.

Noch

*) Auch Unitarier, wie ſie ſich lieber nennen. Sie ſind bloß in Siebenbürgen öffentlich tolerirt, wo ſie 1 Superintendenten und 135 Pfarrer haben.

Noch unter Thereſiens Regierung waren ihrer ſchon immer über vier Millionen. Ein Beweis, daß die religiöſe Unterdrükung eben nicht ſo gar arg war, als man im Auslande behauptete, obſchon die ſtets herrſchſüchtige Geiſtlichkeit der dominirenden Religion die Glieder dieſer Nebenſekten bei Gelegenheit fleiſſig quälte, und ihnen weit über den Willen der Monarchinn durch läſtige Zudringlichkeit, Bekehrungsſucht, und andere Unannehmlichkeiten beſchwerlich fiel.

Endlich erſchien im J. 1781 das bekannte Toleranzedikt. Ohne Zweifel bewogen den Kaiſer die ſchönen Grundſätze dazu: daß man ein guter Bürger des Staats ſein könne, ohne gerade auf dieſen oder jenen Ritus zu halten; daß es ungerecht ſei, jemandem Ideen mit Gewalt aufdringen zu wollen, von deren Richtigkeit er ſich nicht überzeugen kann; daß der Staat ſich ſelbſt eine unverzeihliche Wunde ſchlage, wenn er ruhige, ar-

heitsame, ehrliche Unterhanen bloß deswegen unterdrüken, verjagen, oder ausschlieſſen wolle, weil ſie einige beſondere kirchliche Meinungen und Gebräuche für ſich eigen haben.

Dieſes Toleranzedikt war eigentlich für die deutſchen Erbländer, für Böhmen, Mähren und Gallizien, am willkommenſten. Hier, wo man unter der Kaiſerinn Regierung etwas ſtrenge über die alleinige Aufrechthaltung des Katholizismus gehalten hatte, durften ſich vermöge desſelben nun die ſchon heimlich wirklich daſeyenden Proteſtanten öffentlich zu ihrem Gottesdienſt bekennen, und andere, die Luſt hatten, zu demſelben übertreten. Sie bekamen Kirchen, Schulen, und Paſtoren; und die daſelbſt neu entſtandenen Gemeinden ſind gegen 60000 Köpfe ſtark. . . . In Hungarn, Siebenbürgen ꝛc. waren ſie immer in einigem Beſitze ihrer Rechte und freiern Religionsübung geblieben; aber die Intoleranz des katholiſchen Klerus hatte ſo-

viel

viel bewirkt, daß man sie allmählich aus allen öffentlichen Aemtern und Würden des Königreichs verdrängte. Seit dem Toleranzedikte werden sie wieder, ohne Rücksicht auf ihr Kirchensymbol, nach der Brauchbarkeit ihrer Talente, allenthalben befördert. Die Hungarisch-Siebenbürgische Kanzlei in Wien, und die Statthalterei in Ofen, sind mit Reformirten und Lutherschen Vizepräsidenten, Räthen, und subalternen Beamten besetzt. . . . Die Juden waren schon seit lange in Böhmen, Mähren, Hungarn, besonders in Galizien so häufig, daß ihre bloße zahlreiche Existenz von der ihnen gewährten Duldung zeugt. Durch das Toleranzedikt wurde ihnen ihr Dasein noch mehr gesichert, und wurden ihnen einige neue Vortheile gewährt. . . . Die Nichtunirten Griechen machen nach den Katholiken die stärkste Religionsparthie. Sie haben 1 Erzbischof, 8 Bischöfe, und 5857 Popen oder Pfarrer. . . .

In Wien befinden sich alle diese Religionsverwandte friedlich und ungestört nebeneinander, und wer sich aus allen denselben über Intoleranz zu beschweren fände, der müßte in der That ein sehr ungenügsamer Mensch sein: denn, daß man den Unkatholischen gesetzmässig befohlen hat, bei Vorbeitragung des katholischen Venerabile entweder aus dem Wege zu weichen, oder den Hut davor abzuziehen, dieß wird wohl kein Mann, der einen Begrif von Anstand und Ordnung hat, unbillig finden.

Kaum war die Toleranz in den östreichischen Staaten förmlich und feierlich eingeführt, so fieng auch ungesäumt eine gewisse Parthei auswärtiger Herren in periodischen und andern Schriften an, zweideutig davon zu sprechen, und sie auf mancherlei Art verdächtig zu machen. Diese Leute stützten sich auf einige Ausschweifungen Böhmischer und Kärnthnerischer Bauern, auf einige tolle Predigten einzel-

ner

ner Dorfpfarrer und Mönche, welche gegen die Vorschriften und Befehle des Landesherrn handelten und sprachen. In einem Lande, wo der Katholizismus Jahrhunderte lang allein herrschend war, und wo der hochwürdige Klerus in einer allgemeinen gemächlichen Unwissenheit stekke, war es unmöglich, bei der so ganz plötzlichen Einführung der Duldung, jeden einzelnen Ausbruch des dadurch gekränkten Fanatismus zu verhindern. Genug, daß die Regierung der Sache abhalf, sobald sie den Unfug erfuhr.

LXVI.

Protestanten.

Die Lutherische Gemeine in Wien besteht aus ungefähr 3000 Köpfen; die Reformirte — mit Einschluß der in Penzing ansäßigen Schweizerschen Bandfabrikanten — aus 700. Die beiden Predi-

ger

ger derselben sind zugleich Superintendenten im östreichischen Sprengel.

Soviel man weiß, so sind die Protestanten mit ihrer Existenz in Wien heut zu Tage vollkommen zufrieden; und sie haben auch Ursache, es zu seyn. Eine messingene Klapper am Giebel ihrer Kirche ausgenommen, ist ihr gottesdienstliches Wesen so offen, feierlich und ruhig, als jenes der Katholiken; und vermöge des neuen Kriminalkodex ist die Strafe desjenigen, der ihren Kirchendienst stören wollte, die nämliche mit jener eines Störers der Messe bei St. Stephan.

Was ihre Verhältnisse im politischen, bürgerlichen und gesellschaftlichem Leben betrift: da stehen sie so, daß man denjenigen bemitleiden würde, der sich in irgend einer Lage dadurch einen Vorzug zu verschaffen glaubte, wenn er mit der Versicherung herausrücken würde, er sei kein Protestant, sondern ein guter Katholik.

Der berichtigte Sander, pedantischen Andenkens! hat unter andern Albernheiten, womit seine elenden Reisen angefüllt sind, auch folgende Stelle über die hiesigen Protestanten niedergeschrieben:

„Die vornehmen Protestanten hier „(in Wien) behandeln ihre Religion „auch sehr kaltsinnig und nachläßig. „Essen, trinken, und Schauspiele sind „ihnen lieber als Gottes Wort. Man „hat in manchen Häusern keine, oder „aufs höchste eine grosse, dike, und „schwere Hausbibel, die Niemand braucht. „Vom Gebeth vor- und nach Tisch weiß „man auch nichts ꝛc. „

Was soll man von dieser Stelle denken? soll man sie belachen, oder bemitleiden? Sie ist ein Muster von Machtspruch eines aufgeblasenen Kandidaten, eines Kleinstädters, eines rechthaberischen Bigotten, kurz, eines Dorfschulmeisters, der zum erstenmal in eine grosse Stadt kommt. . . Was der Mann für Begriffe

von Religiosität, Welt, und Lebensart hat! ungefähr wie ein Kapuziner in einem alten Weiberspital von einer Ministerassemblee sprechen würde. . . Das theure Wort Gottes, id est, die Gastpredigt des Herrn Sanders, warum hat man ihrentwegen nicht alles verlassen, um sie anzuhören! die grosse, dike, schwere Hausbibel, die Niemand liest! — In der That, die protestantischen Minister, Generale und Reichshofräthe in Wien sind mit nichts andern beschäftiget, und sollten ihre Zeit immer mit Bibellesen zubringen! — Und das Gebeth vor und nach Tisch! Die Minister von England, Schweden, Dännemark, Preussen ꝛc. würden ihre Gäste auf die angenehmste Art überraschen, wenn sie zu Anfang und Ende der Tafel ein Stük aus einer herzbrechenden Hauspostille herlesen liessen.

Herr Sander hat mit dieser auferbaulichen Stelle ein Pröbchen gegeben, was so ein Mann auf seiner Schulstube

für

für Ideen von der groſſen Welt hat, und wie genau die Denkart eines auf ſeine geiſtliche Würde, und alle damit zuſammenhangenden Dinge, ſtolzen proteſtantiſchen Magiſters mit der Denkart unſrer katholiſchen Theologen vom alten Schrott zuſammenhängt. Was Sander von den vornehmen Proteſtanten ſagt, hat Pater Pochlin hundertmal, nur mit etwas andern Worten, von den Katholiken geſagt. Dem ungeachtet war Sander ein taktfeſter Schulgelehrter, ſogar ein Mitarbeiter an der allgemeinen deutſchen Bibliothek, und hatte, ich weiß nicht wie lange, in Göttingen ſtudiert.

Leider ſchöpft man aus bloſſen Büchern keine Weltkenntniß! Leider ſchüzt kein Rezenſentenruhm vor dem Lächerlichen der linkiſchen Diktatormine eines Pedanten!

LXVII.

LXVII.

Gewissensfreiheit.

Sobald man in Wien eine Wohnung gemiethet hat, kömmt der Miethsherr und legt seinem Gast den gewöhnlichen Polizeizettel vor, der unter den übrigen Punkten auch die Frage enthält: weß Glaubens man sey?

Diese Frage muß beantwortet werden. Man schreibt eine tolerirte oder nicht tolerirte Religion; aber nach diesem Geständniß — um dessen mehr oder mindere Aechtheit sich Niemand bekümmert — ist man aller weitern Prüfung, Nachforschung oder Ausspähung über die Lage seines Gewissens überhoben.

Die Anekdote ist bekannt, daß ein preußischer Offizier auf die Frage der Regimentsliste: weß Glaubens er sey? zur Antwort schrieb: „Noch nicht resolvirt.“ Und als ihn der König befragte: warum

noch

noch nicht resolvirt? er versezte: da die Theologen nach einem mehr als tausendjährigen Streit noch nicht einig seyen, welche Religion die wahre, beßte, und Gottgefälligste sey, so wolle er mit seiner Resoluzion warten, bis die Sache entschieden sey, um sich dann zur Vollkommensten zu erklären. Der König war mit dieser Aeusserung zufrieden, und drang nicht weiter in denselben. — Ich weiß nicht, was die wienersche Polizei einem ähnlichen unresolvirten Manne antworten würde, und ob sie wohl filosofisch genug dächte, auf keine Resoluzion zu dringen.

Wer schon einmal resolvirt ist, welches bekanntlich der gewöhnliche Fall zu sein pflegt, der schreibt sein Bekenntniß hin; er sei Heide, Jude, Mahomedaner, Grieche, Quäker, Unitarier, Lammsbruder, Wiedertäufer, Protestant, oder Katholik. . . Man verwechsle Gewissensfreiheit nicht mit Toleranz. Diese gewährt förmlichen äusserlichen, und öffentlichen

Kirchendienst, und erstreckt sich nur auf die bekannten fünf Religionsparteien; Gewissensfreiheit gehört allen Individuen, und ist Universal.

Das auf dem Polizeizettel abgelegte Glaubensbekenntniß hat nicht die mindeste Folge für den Bekenner. Ihr könnt euch als Katholiken einschreiben, und bis an euer Ende in Wien leben, ohne ein einzigmal euren Pfarrer gesehen, ohne ein einzigmal einen Fuß in die Kirche gesezt zu haben. Es ist keine einzige Zeremonie, keine äusserliche Kirchenpflicht vorhanden, die ihr mitmachen müßt; das Geschäft des Heils bleibt gänzlich und einzig eurem eignen mehr oder weniger zartem Gewissen überlassen.

Vor Zeiten war das Geboth der jährlichen österlichen Beichte und Kommunion ein herber Trank, weil damal, unter dem mächtigen Arm der Geistlichkeit, von der Regierung selbst strenge darüber gehalten ward. Unter Marien Theresien mußten

die

die Beamten bei allen Landesstellen, und die Offiziers bei der Armee die Osterbeichtzettel unter Strafe der Kassazion an ihre Chefs einreichen. Die Hausherren forderten sie von allen ihren Hausbewohnern. Was geschah? man kaufte sich von Soldaten, Dienstmädchen und andern armen Schlukern jenes papierne Zeugniß seiner Orthodoxie. Heut zu Tage beichtet jeder, wenn er es nöthig findet, und wenn er sich dazu verpflichtet glaubet.

LXVIII.

Uiber den Deismus.

Ihr wollt euch in Oestreich mit Gewissensfreiheit brüsten! höre ich Jemanden aus Norddeutschland rufen, und versetzt die böhmischen Deisten nach der türkischen Gränze!

Die Erscheinung der Deisten, in einem Winkel von Böhmen, war in der That eine unerwartete Erscheinung. Die Geschichte dieser Sache ist bekannt genug, ich berühre sie also nicht weiter. Nur eine einzige Betrachtung mache ich darüber, die, soviel ich weiß, gänzlich ist übergangen worden.

Man tadelte die östreichische Regierung, daß sie die Deisten nicht in der freien Ausübung ihrer Uiberzeugung, in ihrem Vaterlande, und in dem Besitz ihrer Güter ließ.

Ganz Europa bekennt sich zu irgend einer geoffenbarten Religion. Von Lisbon bis ans Meer di Marmora, und von Wardhuß bis an die Spize von Sizilien, ist unser Welttheil mit Altären, Kirchen, Synagogen, Moscheen besezt. Taufe, Beschneidung, Messe, Predigt, Waschen, machen einen wesentlichen Theil unsrer Pflichten aus. Der Pentateuch, das Evangel, der Koran, sind unsre

Gesez-

Gesezbücher, noch ehe wir mit dem Zivilkodex bekannt werden. Bischöfe, Popen, Superintendenten, Rabbiner, Imans, beherrschen unsre Seelen so despotisch als irgend einer unsrer Könige, Fürsten Sultane ꝛc. Kurz, geoffenbarte Religion und politische Regierungsgewalt sind so enge, so innig, so wesentlich mit einander verflochten, daß es schwer ist, zu bestimmen, welche von beiden die andere nöthiger zu haben scheint.

Nun zeigt sich eine neue Religion. Sie will weder von Jehova, noch Kristus, noch Mahomed etwas wissen; sie braucht weder Priester noch Tempel; Sakramente und Opfer, Feste, Zeremonien und Gebetsformeln sind ihr verhaßt; sie glaubt weder an Erbsünde, noch Erlösung, weder an Engel, noch Teufel; sie bezahlt weder Stollgebühren, noch Zehenten, weder in den Klingelbeutel, noch an die Heilandskasse. Für sie schreit der Iman vom Moscheethurm vergebens zum Ge-

beth; über die Exkommunikazion des Rabbiners lacht sie; umsonst übersetzen Michaelis, Grynäus, und Rosalino die Bibel; sie geht weder in die Erbauungsstunden Lavaters, noch zum Segen des Pabstes.

Sie glaubt an ein höchstes Wesen, bethet es einzig im Geiste an, sezt ihre ganze Dogmatik darin, guter Bürger zu seyn, und rechtschaffen zu handeln, ohne auf zukünftige Belohnungen und Strafen Rükſicht zu nehmen.

Dieß ist der **Deismus**. Nun sagt, ob es thunlich war, denselben feierlich zu authorisiren? Fern sei es von mir, daß ich nicht wünschen sollte, man möchte Jedermann öffentlich bekennen lassen, wessen er innerlich überzeugt ist! . . . Aber wenn der Kaiser den Deismus schon einmal hätte toleriren wollen, so würde er ihn doch wohl nicht bloß für die **Bauern von Pardubitz** zugestanden haben. **Bewohner von Wien** hätten dann doch wohl eben

so

so viel Recht, Duldung des Deismus zu fordern als eine böhmische Dorfgemeinde! —

Und ob sich in Wien, und in allen Erbländern überhaupt auch jemand zum Deismus würde bekannt haben! . . . Und was die Geistlichkeit, nicht bloß die katholische, sondern alles was Geistlichkeit heißt, von Aufgang bis Niedergang, dazu würde gesagt und gethan haben! — — — — — — —

O meine Herren, die ihr in der allgemeinen deutschen Bibliothek, in Schlözers Staatsanzeigen, im deutschen Museum, in den Ephemeriden der Menschheit, im deutschen Merkur, und wo immer sonst noch, mit gutgemeintem Eifer mit Ungestümme, mit Bitterkeit, oder mit Hohngelächter von der Geschichte der böhmischen Deisten gesprochen habt; überlegt diese Umstände noch einmal, erinnert euch dabei an gewisse Fakta aus der neu-

en Geſchichte, und tadelt den Kaiſer, wenn ihr noch Luſt habt.

Es iſt, wie man ſagt, in Böhmen ſeit jenen Vorfällen eine körperliche Strafe darauf geſetzt, ſich ſelbſt, oder jemand andern als einen Deiſten anzugeben. Indeſſen wird vermuthlich, dieſer Verfügung ungeachtet, weder der Name, noch die Sache jemals verloren gehen.

In Japan, wo das Chriſtenthum bei Lebensſtrafe verbothen iſt, fragt man die Holländer, wenn ſie ans Land ſteigen, ob ſie Kriſten ſein. Darauf antworten ſie: Wir ſind Holländer.

LXIX.

Die heilige Wegzehrung.

Rudolph der Habsburger begegnete einſt auf der Jagd einem alten Pfarrer, der eben die heilige Wegzehrung zu einem Kranken trug. Er ſtieg vom Pfer-

de, hieß den Geistlichen darauf sitzen, und begleitete ihn, samt seinem Jagdgefolge zu Fuß. Dafür profezeihte ihm der Geistliche, er würde Kaiser werden. So erzählt die fromme Legende.

In einem öden Schweizerwald hat die Vorstellung eines solchen Auftrittes unstreitig etwas sehr Auferbauliches.

In Wien, dem mehrhundertjährigen Sitz der edlen Habsburger — der Enkel des frommen Rudolfs — scheint man jenen Zug einigermassen verewigen zu wollen. Man trägt die Heil. Wegzehrung zu jedem Kranken mit einer Art von Feierlichkeit. Der Küster klingelt mit einem Glökchen voran; der Geistliche ist in Kirchenkleidung, und trägt das Heil. Sakrament in dem Ciborium vor sich her; ein paar Kirchendiener begleiten ihn mit einem kleinem, nicht allemal sehr sauberen, Baldachin. Hinten drein folgen die Verwandten oder sonstigen Hausfreunde des

Sterbenden, und etwan noch einige unbeschäftigte fromme Seelen.

Allein, der Abstand von einem öden Sweizerwald zu dem geräuschvollen Wien, ist unendlich groß. Was dort auferbaulich und rührend war, ist es hier nicht eben in dem Maß. Die Gassen sind mit Menschen, Pferden und Wagen bedekt, und da gibt es oft Auftritte, die mit der Heiligkeit dieses Zuges nicht sehr wohl übereinstimmen.

Man kann Gott nie zu viel Ehre bezeugen, das ist bekannt; aber eben so ausgemacht ist, daß er mehr auf unser Herz, als auf äussern Prunk sieht. In dieser Uiberzeugung möcht ich wohl den Vorschlag thun, daß man eine Abänderung träffe. Sollte es wohl der Heiligkeit der Sache etwas benehmen, wenn es ganz in der Stille zu den Kranken gebracht würde? Zur öffentlichen feierlichen Ehrenbezeugung für das Heil. Sa-

kra-

krament iſt ja die Prozeſſion des Frohnleichnamsfeſtes.

Ehemals waren die Doktoren der Heilkunde unter einer beträchtlichen Geldbuße dazu verbunden, die Katholiſchen Kranken mit dem Heilighume verſehen zu laſſen, ſobald ihr Zuſtand gefährlich ward. Der Kranke mußte ſich nolens volens dazu bequem n.

LXX.

Griechen.

Die Leute, welche nicht glauben, daß der Heilige Geiſt auch vom Sohne ausgehe, und die ſich über das *Filioque* *) von der Lateiniſchen Kirche trennten, befinden ſich in Wien in beträchtlicher Anzahl. Man rechnet ihrer ungefähr 600 Köpfe. Es ſind theils wirkliche Griechen,

*) Qui ex patre *Filioque* procedit &c.

chen, theils Raizen oder Serbier, und beinahe der ganze alte Fleischmarkt ist von ihnen bewohnt. Sie werden sich ehestens in dieser Gasse eine eigene neue Kirche bauen.

Diese Griechen lassen viele Bücher in das Alt- und Neu-Griechische übersetzen, hier drucken, und in ihr Vaterland führen. Die meisten dieser Arbeiten besorgt Herr *Vindotti* ein geschickter junger Mann aus der Insel Zante. Seit einigen Jahren wurden unter andern Tissots Anleitung für das Landvolk; von der Gesundheit der Gelehrten; Störks medizinische Schriften; Meletaus Kirchengeschichte; die Satyre Antipapa; der Judische Bischof; was ist der Pabst?; Marmontels Belisar; Fabeln nach Lessings Geschmak, von einem Doktor im Archipelagus; die Cyropedie Neugriechisch; eine topografische Beschreibung der heutigen Stadt Jerusalem, vom dortigen Patriarchen, zur Anleitung für die griechischen Pilgrimme;

Gram-

Grammatiken; Lexika; geografische und historische Wörterbücher; Anleitung zu den nöthigen Wissenschaften ꝛc. ꝛc. neu geschrieben, oder übersezt und gedrukt. Ihr gewöhnlicher Buchdrucker ist der Herr von Baumeister. Die Auflagen sind immer stark. Die Bücher gehen die Donau hinunter, Konstantinopel vorbei, nach Syrien, Griechenland, und nach den Inseln des Archipelags, des Mittelmeeres, des venezianischen Golfo ꝛc.

Im Jahre 1784 fieng Herr Vindotti eine Zeitung in Neugriechischer Sprache an, die in eben iene Provinzen abgieng.

Man sagt, der Divan in Konstantinopel fand diese Unternehmung gefährlich: er hielt nicht für gut, seine unterthänigen Griechen durch eine Zeitung in ihrer Sprache zu sehr mit der übrigen Welt bekannt zu machen. Er verbot sie, und bewog den hiesigen Hof, ihm darinn die Hände zu biethen. Soviel ist richtig, daß diese in ihrer Art einzige Zeitung, die

schon

schon stark gelesen war, nach zwei Monaten wieder unterdrükt wurde.

Arme Griechen! wie weit seid ihr von euren Vätern entfernt.

Die Ursache, warum der Heilige Vater Pabst ganz neuerlichst so sehr gegen Eybels Traktat: Was ist der Pabst? donnerte, und sie bei Strafe der Exkommunikazion verboth, ist, weil sie vor Kurzem ins Griechische ist übersetzt worden, und also auch in jenen Gegenden einen dem Heiligen Vater sehr unangenehmen Eindruck gemacht hat.

LXXI.

Fiaker; Lehnkutscher.

Die Zahl der Fiaker mehrt sich noch immer. Gegenwärtig — im März 1787 — sind ihrer 616.

Es ist eine Sache, die der Aufmerksamkeit werth ist, daß täglich sechshun-

dert

dert Kerls mit 1200 Pferden auf gerathewohl in Bereitschaft stehen, und daß ihnen der bloße Zufall doch stets sichern Unterhalt verschaft. Nebst diesen muß jeder Fiaker jährlich sechs und dreißig Gulden Abgabe bezahlen, welche dem Armeninstitut zufließen; eine billige Auflage, weil sie bloß einen Zweig des Luxus trift, und der Armuth jährlich einen Beitrag von 22000 Fl. liefert.

Bei alle dem scheinen sich die Fiaker wohl zu befinden, weil ihre Zahl noch immer steigt. Ja einige treiben mit ihren Wägen und Pfergeschirren eine Art von Prachtliebe: Vergoldung, Plüsch, Lak, ꝛc. geben ihren Equipagen eine Nettigkeit, die man an den Fiakern zu Paris, Brüssel, Straßburg ꝛc. keineswegs gewohnt ist. Hätten sie nicht die karakteristische Numer im Rücken, man würde viele derselben für ordentliche Herrschaftswägen ansehn.

Die

Die Wieneriſchen Fiaker haben für ihre Fuhren keine ihnen vorgeſetzte obrigkeitliche Taxe, ſondern jedermann handelt mit ihnen willkührlich. Ich halte dieſes für beſſer, als ſie einer Taxe zu unterwerfen, weil man bei derſelben ſicher entweder ſchlechter bedient würde, oder, um gut gefahren zu werden, von ſelbſt über die Taxe zu zahlen belieben würde.

Wer gut und ſchnell will gefahren werden, der muß einen jungen Fiakerkerl nehmen; dieſe ſind meiſt munkere, raſche, und wie natürlich, rohe Burſche, aber doch immer beſſer als die Alten; dieſe ſind mürriſche, langſame, verhärtete Bengel, viel gröber als die andern, und ſchonen im Fahren ihre Pferde mehr, als es dem Fahrenden lieb iſt.

Man fährt von einem Ende der Stadt zum andern, z. B. von der Burg an bis zur Hauptmauth, gewöhnlich für 10 Kreuzer; aus der Stadt in eine Vorſtadt für

14 Kr. bei ſchönem Wetter verſteht ſich an regneriſchen Tagen ſteigt der Preis.

An einigen Plätzen laſſen ſich die Fiaker verhältnißmäſſig theuerer bezahlen, als an andern; z. B. die Fiaker auf der Landſtraſſe ſind im Durchſchnitt theuerer als die Fiaker zu Mariahilf; die Fiaker neben der Kaiſerl. Reitſchule theurer, als die Fiaker auf dem Kohlmarkt. Auch iſt eine Spazierfahrt in einem Pirutſche theuerer, als im gewöhnlichen Wagen. Die Urſache dieſes Unterſchiedes iſt mir unbekannt.

* * *

Der Stadtlehnwägen mögen etwa dreihundert ſein. Sie ſind nicht numerirt, haben alle Arten von modiſchen Wagenformen, und alle Eleganz eines regelmäſſigen Staatswagens, wenn man einen ſolchen verlangt. In einem Fiaker kann man keinen ordentlichen Etikettemäſſigen

Besuche machen, sondern muß einen Lehnwagen dazu nehmen; denn diese werden für ansehnlicher gehalten als jene. Man bezahlt des Tages drei Gulden für einen solchen Wagen mit zwei Pferden, und für einen ganzen Monat 60 Fl. nebst einer Belohnung für den Kutscher.

Viele Leute nehmen zu einer Spazierfahrt aufs Land einen Lehnwagen. Ich rathe jedermann, lieber einen Fiaker zu nehmen, denn die Lehnkutscher thun so delikat mit ihren Bestien, daß man nicht vom Flek mit ihnen kommt.

Seit 3—4 Jahren nimmt die Zahl der Pferde der Privatleute etwas ab. Manch grosses Haus hält um 10—12 Pferde weniger; manche Familie vom Mittelstande statt 4 nur noch zwei; und manche, die ein Paar gehalten hatte, laßt sich im Lehnwagen zur Visite, zum Spektakel, in die Kirche, und in den Prater fahren.

Dieses trägt ebenfalls zur Vermehrung der öffentlichen Fuhrwerke bei.

LXXII.

Die Bastei.

Die eigentliche Stadt Wien, welche beinahe rund ist, hat zu ihrer Befestigung einen Wall mit 11 Bastionen. Diese Einfassung wird von den Wienern in der gewöhnlichen Sprache durchweg die Bastei genannt.

Da ich in der Kriegskunst ganz Laie bin, so lasse ich die Bastei von der Seite ihrer wesentlichen Bestimmung ganz unberührt, und betrachte sie bloß in der Eigenschaft als allgemein beliebter und besuchter Spazierplaz von Wien.

Man macht diesen Kreis um die Stadt gerade in einer Stunde, wenn man mit mäßigem Schritte einher schreitet. Schade, daß er wegen des unten liegenden

Schuttes und der vielen Kasematten nicht mit Bäumen besezt werden kann; denn die kurze Reihe von kleinen Bäumchen, welche neben dem Kaisergärtchen steht, ist zu unbedeutend, um sie in Anschlag zu bringen.

Die Bastei wird das ganze Jahr hindurch besucht, weil sie besondere Vortheile hat: Man kömmt von allen Seiten der Stadt leicht und in wenigen Minuten hinauf; man ist vor Pferden und Wagen gesichert; man ist sehr wenig vom Staub belästigt; man trifft beinahe immer Gesellschaft an. Wird man von Donnerwetter, oder Regen, überfallen, so findet man sogleich eine Zuflucht in den nahen Häusern, und hat nicht weit in seine Wohnung.

Die beßte Zeit zum Genuß dieses Spazierganges ist um die Zeit der beiden Aequinoktien, von der Hälfte des Märzes bis in die Hälfte des Monat Mai; und im Herbst von der Hälfte des

Sep-

Septembers bis in die Hälfte des November. In diesen beiden Perioden ist die Bastei den ganzen Tag lang genießbar, weil die Temperatur der Witterung milde ist. . . Im Mai und September gibt es ungefähr folgende Ordnung von Spaziergängen daselbst: Um halb 5 Uhr Morgens erscheinen die zärtlichen Hausknechte, Kutscher, Reitknechte ꝛc. mit den geringern Dienstmädchen aus den vornehmern und mittlern Häusern. — Um halb 6 Uhr Lakaien, Laufer, Jäger, Handwerkspursche, Leibhusaren ꝛc. mit Köchinnen, Stubenmädchen, Extramädchen, geringen Bürgerstöchtern. — Gegen 7 Uhr kommen junge Bürgersfrauen, Frauen der niedrigern Kanzleibeamten, Künstler, Hausoffiziers ꝛc. — Zwischen 8 und 9 Uhr schlendern die Trinker der mineralischen Wasser, die Hypochondristen, und andere eingebildet oder wahrhaft kränkelnde Leute hinauf. — Nach 10 Uhr ist die Stunde halbadelicher Damen. — Um halb

12 Uhr erscheinen die Leute von den höchsten Klassen. Von dieser Stunde bis gegen halb 2 Uhr ist an den gewöhnlichen Wochentagen die Bastei mit dem glänzendsten und volkreichsten Besuch beehrt. — Von halb 2 Uhr bis halb 4 Uhr bleibt sie meist leer. Nach halb 4 Uhr mehren sich die Spaziergänger wieder: um diese Stunde wird besonders die liebe noch nicht ganz reife weibliche Jugend dahin geführt. Nach 5 Uhr kommt noch viele schöne Welt dahin.

Nicht auf der ganzen Bastei herrscht die gleiche Lebhaftigkeit. Die Nordwestseite, vom Burgthor über das Schottenthor gegen die Leopoldstädterbrücke hin, wird nie sehr stark besucht. Aber die Südost Seite, vom Burgthor bis zum Stubenthor ist der Lieblingsplaz der schönen Welt. An Feyertagen besonders zwischen 3 und 6 Uhr, wimmelt es in den Frühlings- und Herbsttagen von Spaziergängern,

gern, meist aus dem Mittel- und Bürgerstande.

Im hohen Sommer ist die Ordnung verändert. Von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends ist die Bastei in den warmen Monaten ungangbar. Auf dem troknen Staubboden ohne allen Schatten, durch das zurükprallen der Sonnenstrahlen von den nahen hohen Häusern vermehrt, herrscht dann eine so afrikanisch unerträgliche Hize, daß sie die Augen blendet, den Athem benimmt, und für die Gesundheit gefährlich wird. Nur die frühere Morgenzeit und die spätern Abendstunden sind dann der Bastei geheiligt, und diese leztern werden oft bis in die schon dunkle Nacht ausgedehnt, um hie und da ein kleines Abentheuer zu bestehn.

Da die Gassen von Wien wegen der vielen Pferde und Wagen für die Kinder sehr gefährlich sind, so verpflanzt man diese in der schönen Jahrszeit auf die Bastei, um sie dort die frische Luft einath-

men zu lassen. Es ist ein allerliebster Anblik, auf den Bastionen vor der Burg, vor den Häusern der Generale Lacy und Pelegrini, einige hundert unschuldige kleine Geschöpfchen in ihrem kindischen Jubel spielen und scherzen zu sehn.

LXXIII.

Naturalien-Kabinet.

Das in der Burg befindliche Naturalienkabinet sollte eigentlich das Mineralienkabinet heißen.

An Mineralien, Seegewächsen und Muscheln ist dieß Kabinet sicher eines der Vollständigsten. Die östreichischen Erblande liefern von selbst schon den größten Theil aller Stoffe aus dem Mineralreich; und was überdieß noch zur Seltenheit und Vollständigkeit mangelte, das hat man aus Sachsen, vom Harz, aus Sibirien, Peru ꝛc. zusammengebracht. Man sieht hier gediege-

nes

nes Gold, puren Schwefel, auch gediegenes Eisen .... Bei Ansicht dieser leztern Seltenheit erinnerte ich mich des grossen Stüks von gediegenem Eisen im Naturalienkabinet zu Petersburg, das Pallas beschrieben hat, und über dessen Aechtheit manche Gelehrte so lang zweifelten, und zum Theil noch zweifeln.

Die Sammlung von Edelsteinen ist sehr komplet. Gleich unansehnlichen Bachkieseln liegen ungeschliffene Diamanten daselbst. Ein Opal ist hervorstechend merkwürdig, weil man bis jezt in keiner Sammlung der Welt einen so grossen besizt: er wiegt vier und dreissig Loth. Ein ehrlicher Jude, dem man ihn neulich zeigte, ward so sehr von dem Werth desselben entzükt, daß er davor auf seine Knie fiel, und ihn anbetete, wie weiland seine Großväter in dem Thal von Sinai das goldne Kalb.

Unter

Unter andern Seltenheiten aus dem Reiche der Steine sind mancherlei Tabaksdosen vorhanden, darunter eine von der artigsten Erfindung. Sie ist rund, und ziemlich groß. Ihre äusseren Wände sind mit allen Gattungen von Steinen bekleidet, welche man in Sachsen findet. Jedes Stükchen hat seine auf der silbernen, rings herum laufenden Einfassung gestochene Numer. Unten ist eine heimliche Springfeder angebracht: man drükt darauf, der Boden öfnet sich, und giebt ein kleines Schubläbchen von sich, worinn ein geschriebner Katalog von allen an der Dose befindlichen Steinen mit den unterscheidenden Numern liegt. Man macht in Sachsen mehr ähnliche Dosen, deren Erfindung mir sehr wohl ausgedacht dünkt.

Im lezten Zimmer des Kabinets sind einige andere sehnswürdige Dinge. Ein Bas Relief in Mosaik, welches der König von Neapel geschenkt hat. — Viele Stüke

von

von Florentinischer Marketerieарbeit. Die vier Welttheile sind hervorstechend schön; auch hängen einige bewunderungswürdige Perspektiv-Stüke darunter. Ich finde diese Arbeit so angenehm und zierlich als eine Malerei.

Das kostbarste Stük dieses Zimmers ist ein Blumenstrauß; aber ein Blumenstrauß von allen Edelsteinen, aus denen die mit ihren natürlichen Farben übereinstimmenden Blumen geschnitten sind. Auf den Blumen kriechen einige Insekten, ebenfalls aus Edelsteinen in ihrer natürlichen Gestalt dargestellt. Das ganze ist ein entzükender Anblik, der noch angenehmer auffallen würde, wenn die Blumen, Blätter ꝛc. nicht so ganz nahe zusammengedrängt wären, sondern durch ihren grössern Abstand dem Auge mehr Spielraum zur einzelnen Uibersicht liessen.

Maria Theresia, die bekanntlich Frauen mit innigster unausdruksamer Zärtlich-

keits-

keitsglut liebte, überraſchte an einem ſchönen Frühlingsmorgen mit dieſem Strauß ihren Gatten: und Franz gab ihn nachher in das Kabinet, wo er die geſchmakvollſte Sammlung von Edelſteinen darſtellt.

LXXIV.

Schlittenfahrten.

Im alten Wien, wo noch viel auf prunkvolle rauſchende Luſtbarkeiten gehalten und verwendet wurde, waren die groſſen öffentlichen Schlittenfahrten eine der vornehmſten winterlichen Unterhaltungen.

Der Hof gab ſie unter der Kaiſerinn Thereſia noch häufig; und nach dem Muſter des Hofes auch die groſſen reichen Vaſallen. Es war eine koſtbare Unterhaltung. Da in den Hauptgaſſen von Wien wegen des vielen Gedränges von Menſchen

und

und Pferden der Schnee selten lange liegen bleibt, und gerade durch diese Hauptgassen der Zug immer gieng, so mußte man an dem dazu bestimmten Täge erst einige tausend Fuhren Schnee von der Esplanade in die Stadt herein schaffen, um die Bahn brauchbar zu machen. . . . Nebst dem neuen Schlittenpuz des Herrn und der Dame, wurden die Laufer, Reitknechte, und Pferde allemal neu ausstaffirt. Man behing den Gaul mit silbernem Schellengeläute; und eine solche Schlittenrüstung, wenn sie ihrer übrigen Gesellschaft würdig sein sollte, kostete nicht selten 15000 bis 20000 Gulden.

Kaiser Josef findet diese Unterhaltung in keinem gehörigen Verhältnisse mit den dazu erforderlichen Kosten. Noch hat Er während seiner Regierung keine Schlittenfahrt gegeben. In dem Schneevollen Winter 1783-1784 fand der Adel plözlich wieder Geschmak an denselben. Die

vom

vom Hofe veranstalteten Schlittenfahrten wurden immer bei Tage gehalten. Die anderen des Abends. Bei den ersteren zeigte sich immer die vorzüglichste Pracht. Bei den leztern hat der Anblik etwas romanhaftes und Feenartiges. Ein Trupp Fakelträger zu Pferde voraus; dicht hinter ihnen ein Schlitten mit Trompeten und Pauken. Darauf der Zug von 20 bis 30 Herrschaftsschlitten: vor jedem zween Postillions mit Fakeln, neben jedem zween Läufer; die Uniformen wechseln an der Farbenmischung; alles strahlt im Widerschein des vervielfältigten Lichts von Gold und Silber. Den Beschluß macht ein ungeheurer Schlitten mit Spielleuten besezt, welche das Getümmel der schellenbehangenen Pferde durch kriegerische Musik erheben.

Die Damen werden durch das Loos vertheilt. Sie sizen, in sibirische Pelze vortheilhaft gehüllt, auf dem Schlitten,

hinter

hinter jeder der Kavalier, einen russischen Muff an der Seite hangend, und mit leichter Hand das Lärmgewohnte Roß an seidnen Schnüren lenkend. Hier ists, wo jene bekannte Strofe gilt:

„Der Jüngling wärmet sich falsch im Hermeline der Nymfe;
„Die Nymfe lächelt, und wehret ihm falsch.„ *)

So geht der Zug durch die vornehmsten Gassen und Pläze. Das Volk strömt haufenweise herzu, die schönen Schlittenfahrerinnen zu sehn, und dieß ist, wie man weiß, die größte Wollust für die weiblichen Herzen. Die Funken von den Fakeln sprühen ihnen um die Köpfe; der rauhste Nordwind saußt ihnen um Busen und Naken: Kleinigkeiten! dafür sind sie das Spektakel der Stadt, der Mittelpunkt, nach dem sich so viele heimliche Wünsche und

*) Ramlers Oden.

und Seufzer drehen. Dieß entschädigt für alle Ungemächlichkeiten des Körpers.

Endlich hält der Zug vor dem bestimmten Fürstenhause. Schon stehn die Wagen in Bereitschaft. Man wirft sich eilends hinein, fährt nach Hause, kleidet sich um, kömmt zurük zum grossen Soupé, und tanzt, und scherzt und lacht, und tändelt beim lauten Ballfest bis an den hellen Morgen.

LXXV.

Gassenkehrer.

Die Säuberung der Strassen von Wien ist pachtweise an eine Gesellschaft überlassen. Zu diesem Geschäfte nimmt die Gesellschaft theils ehrliche Taglöhner, theils die zu den öffentlichen Arbeiten verurtheilte Verbrecher, wofür sie etwas gewisses an die Polizei bezahlt.

Diese

Diese Männer sind an Händen und Füssen mit Ketten beladen, in grobes braunes Tuch gekleidet, und ziehn täglich in zwei bis drei Haufen — jeder etwan 20 Mann stark — unter Bedekung von einigen Polizeisoldaten an die nöthigen Plätze.

Unter der Regierung der Kaiserinn wurden die Verbrecher von einigem Stand und Namen, wenn es scharf gieng, auf Lebenslang in irgend eine Festung versperrt. Man hatte damals keine Idee in Wien, daß es möglich wäre, einen k. k. Hofrath, einen Kavalier mit dem Pöbel der Missethäter vermengt, der öffentlichen Schande ausgesezt zu sehn. Kaiser Josef gab der Kriminaliustiz eine neue Form. Wie einst im Thal Josafat weder Krone noch Infel, noch Ordensband den Sünder schüzen wird, so hob Er auch schon in diesem seinen irdischen Reich allen Unterschied der Stände bei Verbrechen auf. Er schuff die Gassenkehrer, und Verdammte

den hochbetitelten Vasallen wie den lezten Gaudieb in ihre Gesellschaft. Die Erscheinung dieser Leute war anfangs den Wienern ein unerhört auffallender Anblik. Da der erste gnädige Herr mit geschornem Kopfe, mit dem Besen in der Hand, und mit Ketten rasselnd, auf der Strasse erschien, drängte sich die halbe Stadt zu dem schrekenden Schauspiel. Seitdem hat man sich mehr daran gewöhnt: der Anblik von Gassenkehrenden Baronen, Hofräthen, Grafen ꝛc. hat bewirkt, daß gegenwärtig das Publikum mit einer Art von Gleichgültigkeit über die Sache denkt, so, wie die Verbrecher selbst nun auch ziemlich gleichgültig an diese Strafe gehn.

Sind die Jahre der Strafe vorüber, so bekommt der Abgebüßte sein bürgerliches Leben und seinen guten Leumund wieder. Wir haben vor kurzem einen solchen Mann gesehen, der heute den Besen ablegte, und Tags darauf ein Kaf-

fehaus

fehaus errichtete. Dieser Umstand verschuf ihm sogleich Gäste.

Einige Leute wollen es übel angebracht finden, daß man die Gassen durch Verbrecher kehren läßt, da doch diese Arbeit auch andere ehrliche Leute verrichten, weil diese Arbeit dadurch gleichsam entehrend gemacht werde, wie sie meynen. Ihr Schluß ist irrig. Nicht die Arbeit ist entehrend; denn dieß ist keine Arbeit auf der Welt; aber als Missethäter zur öffentlichen Arbeit verdammt sein, die Ketten, und mit denselben den Beweis des Verbrechens, und das Zeichen der Schande tragen, das ist es, was diesen entehrt, und jenen auf keine Weise trifft.

In der ersten Zeit, da diese Strafe eingeführt ward, mußten die lüderlichen Mädchen ebenfalls mit dem Besen in der Hand aus dem Zuchthause zur Strassensäuberung kommen. Diese Einrichtung gab zu verschiedenen Unschiklichkeiten Anlaß. Man läßt sie seitdem zu Hause, und be-

schäfftiget sie grossentheils damit, daß sie für das grosse Krankenhaus waschen müssen; eine Arbeit, die ihnen angemessener, und nüzlicher ist, als ihre Erscheinung beim Gassenkehren.

Hr. Howard, der die Welt durchreiset, Spitäler, Narrenhäuser, Zuchthäuser, und Gefängnisse zu besehen, zu beschreiben, und Vorschläge zur menschlichern Behandlung derjenigen zu thun, die bestimmt sind, in solchen Behältnissen zu leben, war vor einiger Zeit zum drittenmal hier. Er gieng in die Kasematen, wo die Gassenkehrer wohnen, maß, und prüfte die in diesen Gewölben eingeschlossene Luft, wog die jedem solchen Delinquenten täglich zugetheilte Porzion Brod, untersuchte ihr Wasser, ihre Kleidung, kurz, ihren ganzen fysischen Zustand. Man sagt, er habe die Sache nicht ganz nach seiner Idee gefunden.

LXXVI.

Wälsche und deutsche Oper.

Keine langweiligere Sache von der Welt, als eine Komödie, die zu lange dauert. Dieß ist der Fall nicht bloß mit den einzelnen Vorstellungen eines Theaterstükes, sondern mit jeder Art von Schauspiel überhaupt. Wien hatte deren schon von allen Gattungen: französische Komödie, wälsche Komödie, wälsche Oper, die grossen Noverrischen Ballette, deutsche Oper ꝛc. ꝛc. Allen diesen Dingen gieng es wie dem grünen Esel *). Man lief anfangs mit Wuth hinzu, ließ sich halb erdrüken, um das neue Schauspiel zu sehen. Nach wenigen Jahren war das Haus wieder öde. Endlich hielt man sich eine Weile bloß an das deutsche Nazional-Schauspiel. Bald gähnte man auch bei diesem

*) Gellerts Fabeln.

ewigen Einerlei wieder; und der Kaiser, welcher die unbeständige Neugierde seiner getreuen Wiener kennt, gab ihnen im Jahre 1783 neuerdings eine wälsche Oper, welche die noch herrschende ist.

Diese schöne Ungeheuer, wie Schubart *) es nennt, hat sich zum Günstling des feineren Publikums emporgeschwungen. Die Stüke, welche bisher vorzüglich den allgemeinen Beifall erhalten haben, sind stufenweise folgende:

Il Barbiere di Seviglia.
Fra i due litiganti il terzo gode.
La grotta di Trofonio.
Il rè Teodoro in Venezia.
Una cosa rara, osia Bellezza ed Onestà.

Es

*) Der biedere Schwabe, Dichter und selbst Komposítor. Noch schmachtet er auf Asperg, schon über zwölf Jahre! Und warum? — — Tantæne animis cœlestibus iræ!

Es sind eitel komische Singspiele; der ernsthaften Oper ist man, wie billig, ganz überdrüßig. Der Barbier hat einige allerliebste leichte Liederchen, und wird seiner schnakischen Intrige wegen von Zeit zu Zeit gern gesehen. — Fra due litiganti &c. ward in kurzer Zeit sieben und dreißigmal hinter einander gegeben. — Die Grotte des Trofon etwan 30mal. — König Theodor wohl 43mal. — Die Cosa rara der zu schnell eingefallenen Fasten wegen nur etwan 15mal. Diese war es aber welche die Stadt beinahe in Raserei gebracht hätte, und bei deren jeder Vorstellung 3 — 400 Personen aus Mangel an Plaz wieder vergebens nach Hause gehn mußten.

Seit der Aufführung dieser beliebten Singereien kommt man in kein Haus, in keine Gesellschaft von guten Ton, wo nicht ein Duett, ein Terzett, ein Finale aus einer der obigen Opern gesungen oder auf dem Flügel herunter getrommelt wird.

Selbst die Mandolettikrämer und Kellnerpursche trillern auf Gassen und Strassen ihr

Ah chi sa Rosina mia
Quando mai ti rivedrò! *)

oder das wollüstige

Vienni tra i lacci miei
Stringi mi o cara ben
Anima mia tu sei,
Ti vo morir nel' sen. **)

Die Leute bei der Oper sind ausgesucht, aber auch gut bezahlt. Mandini und Benucci sind die ausgemachtesten zween Schalksnarren ***) die man sehn kann. Das Hauptgözenbild in diesem komischen Pantheon, war bisher die Sängerin Storace, von italiänischer Abkunft, aber

*) Aus dem Barbiere di Seviglia.

**) Aus der Cosa rara.

***) Buffoni.

aber in London gebohren. Sie hatte jährlich über 1000 Dukaten. Der Wahrheit zur Steuer muß man bekennen, daß sie sehr gut singt; aber ihre Figur ist nicht vortheilhaft: ein kleines dikes Geschöpf, ohne irgend einem weiblichen körperlichen Reiz, ein paar grosse wenig sprechende Augen ausgenommen.

Storace ist vor kurzem nach England gereiset. Sie wird durch die Morichelli ersezt.

* * *

Da ein grosser Theil des Publikums nicht italiänisch versteht, und man diesen doch auch mit Singspielen unterhalten will: so ist zugleich noch eine deutsche Oper errichtet, die meist im Kärnthnerthortheater spielt. Man wendet bei weitem nicht soviel darauf, wie auf die Wälsche, darum hat sie minder gute Sänger, und steht überhaupt sehr unter jener.

Der Doktor und der Apotheker, eine Posse, von Ditters in Musik gesezt, hat hier allein einen ausgezeichneten Beifall erhalten.

LXXVII.

Reife Mädchen.

Ihre Zahl ist groß, und ihre Lage sehr unangenehm. Die von der zweiten und dritten Ordnung sind am schlimmsten daran. Die Hofdienste, welche doch hier einigen tausend Männern Beschäftigung und Unterhalt geben, sind heut zu Tage so sehr in die Form einer Schnekentreppe gebracht, daß die Leute dabei vierzig Jahre alt werden, ehe sie zu einer Stelle kommen, die ihnen erlaubt, eine Frau zu nehmen.

In Sparta peitschten die Weiber jährlich die Hagestolzen im Tempel der Venus mit Ruthen, um sie für ihre Ehelo-

sigkeit zu strafen. Diese Strafe, welche in Sparta wohl angebracht sein mochte, wäre bei uns höchst unbillig, weil der größte Theil der Hagestolzen es wider seinen Willen ist. Man sieht eine Menge von Kanzleimännern, Hausoffizieren ꝛc. die schon seit Jahrzehnden ordentliche Liebschaften unterhalten, und als Freyer samt ihren Liebsten grau werden. Um diesem Mißstand einigermassen abzuhelfen, würde es besser seyn, wenn man statt der Spartanischen Methode Ehestandsproseliten zu machen, die alte Babylonische einführte. Wer ein schönes Mädchen zur Frau nahm, mußte eine Taxe erlegen, und mit diesen Taxen steuerte man die Häßlichen und Armen aus, um ihnen ebenfalls Männer zu verschaffen.

So frei und flüchtig die verheiratheten Weiber leben, so gezwungen und langweilig ist hingegen die Lebensart der ledigen erwachsenen Mädchen. Es jammert einen ordentlich, sie keinen Schritt machen,

chen, in keine Gesellschaft kommen zu sehen, ohne eine grämliche Tante, eine hämische Gouvernante, oder die Mama selbst mit der Mine ihrer ganzen mütterlichen Authorität zur Forscherinn aller ihrer Worte und Aufseherinn aller ihrer Blicke an der Seite zu haben. Man lehrt sie die Regeln des Puzes, der Gefälligkeit; alle Beschäftigungen zielen dahin, um ihnen die Kunst zu gefallen einzupflanzen, natürlich zu machen; und dann fordert man, daß sie die Spröde spiele, daß sie bei den Siegen ihrer Reize fühllos bleibe!

In der That ist auch ihre Konversazion ziemlich troken. Eine sogenannte Unschuld — nach dem alten Begriff von diesem Worte — ist leider in den Zirkeln der grossen Welt nach dem heutigen Tone ein Geschöpf, das mehr zur Belästigung als zur Belebung der Gesellschaft beiträgt. Man unterhält sich lieber mit Weibern. Das Wesen eines Mädchens hat etwas gezwungenes, ängstiges, leeres, und ge-

zir-

zirtes, das in die Länge nur ein in sie Verliebter aushalten kann. Sobald aber das Mädchen einen Liebhaber erhascht hat, in den auch ihre Aeltern willigen, dann wird aus dem blöden, zimperlichen Dinge oft plötzlich ein stolzes, schnippisches, naseweises Püppchen.

Die Mädchen kennen die Vorzüge der Weiber; darum trachten sie so sehr nach diesem Stande.

Viele junge Mannspersonen meiden jene Häuser, wo reife Mädchen ohne Liebhaber sind, weil man ihre öfters wiederholten Besuche gern für eine Liebeserklärung nimmt, oder sie nach einiger Zeit wohl gar zwischen vier Wänden konstituirt, und zwingt, zum väterlichen und mütterlichen Protokoll auszusagen, mit welchen Absichten sie in das Haus kommen.

LXXVIII.

Kaiserliche Bibliothek.

Wenn die Musen irgendwo in der Welt einen prächtigen, einen geschmackvollen und majestätischen Tempel haben, so ist es der Kaiserliche Bibliothekſaal in Wien.

Unbeschreiblich ist der überraschend grosse Eindruk, den man bei dem Eintritt in diesen Saal empfindet. Ich meines Theils muß gestehen, daß mich kein anderes heiliges oder profanes Gebäude je so hingerissen, so entzükt, so mit angenehmem Hochgefühl durchströmt hat, als die Uibersicht dieser Bibliothek. Der Saal ist 210 Fuß lang, 54 breit, und von der Höhe eines geschmakvollen Tempels. Er stellt ein länglichtes Viereck vor, in dessen Mitte eine ovalrunde Kuppol ist. Marmor, Gold, und Malerei ist mit verschwenderischen Aufwand allenthalben verwendet. Acht grosse Säulen stüzen ihn

dieß-

dieſſeits und jenſeits der Kuppol; in deren Mitte die Statue Karls des Sechsten in Lebensgröſſe ſtehet, von weiſſem Marmor mit einer lateiniſchen Innſchrift an dem Fußgeſtelle: rings um dieſes Bild ſtehen zwölf andere Kaiſer in ähnlicher Gröſſe, und von nämlichem Stoff. Um auch die höhere Gegend des Gebäudes zu benutzen, läuft eine geräumige Gallerie rings um daſſelbe und enthält eben ſo viele Bücherkäſten wie die untere Wandfläche.

Der Baumeiſter dieſes herrlichen Denkmals war bekanntlich Fiſcher von Erlach. Daniel Gran ſchmükte es von innen mit ſeinem Zauberpinſel, deſſen Meiſterſtük die ſchöne Deke der Kuppol iſt, wo alle Wiſſenſchaften in ſymboliſchen Figuren einen freundſchaftlichen Kreis machen.

Das Perſonale der Bibliothek beſtehet aus dem Bibliothekar, dem Direktor, zwei

Ku-

Kustoden, fünf Skriptoren, und vier Amanuensen.

Vermöge einer heilig beobachteten Verordnung, darf nie ein Licht in die Bibliothek gebracht werden, um diesen unersezbaren Schaz nicht durch irgend einen unvorsichtigen Zufall der Gefahr einer Zerstörung oder Verwüstung auszusezen.

Den litterarischen Inhalt und Reichthum der Kaiserlichen Bibliothek zu beschreiben ist weit über das Fassungsvermögen einer Skizze. Was man auch gegenwärtig davon angeben könnte, würde in wenigen Jahren wieder unrichtig sein, weil der Vorrath jährlich wachst.

Die Bibliothek hat bestimmte jährliche Einkünfte, die zum gewöhnlichen Bücheraukauf verwendet werden. Aber sie ist nicht bloß auf diesen Fond eingeschränkt. Wenn sich Gelegenheiten darbieten, seltne und zur Vollständigkeit der Bibliothek wesentliche Schriften zu erhalten, so werden

sie

sie ohne Rükſicht auf die beſtimmte Summe gekauft.

Unter die Seltenheiten und Koſtbarkeiten, welche man bei Erwähnung dieſer Bibliothek gewöhnlich anführt, gehören: die Sammlung der erſten gedrukten Bücher, ſeit Erfindung dieſer Kunſt bis auf das Jahr 1500 inkluſive, welche wohl die reichſte in ganz Europa ſeyn mag, und jezt über 6000 Stüke beträgt; — die berühmte Peutingeriſche Karte; — Schriften der alten Mexikaner, aus lauter Symbolen und Figuren beſtehend, welche Robertſon in ſeiner Geſchichte von Amerika hat abzeichnen laſſen; — Blätter aus dem Koran, mit alter Kufiſcher Schrift, aus dem neunten Jahrhundert; — eine Handſchrift von Dioskorides, mit gemalten Pflanzen, aus dem ſechsten Jahrhundert; — zwei Stüke von der alten ächten ägyptiſchen Papyrſtaude; — ein ſehr alter Purpur-Kodex; — eine Menge wichtige Werke in ſeltnen Ausgaben

auf dem sogenannten Großpapier, worunter die prächtige Bibliothek des Helden Eugen von Savoyen hervorsticht.

Von Kupferstichen ist eine sehr beträchtliche und in ausgesuchten Abdrüken bestehende Sammlung vorhanden. Sie ist nach den bekannten Schulen geordnet.

Noch gehört dazu eine Sammlung von Porträten merkwürdiger Personen aller Art, die über 200 Bände füllt.

Unter dem geographischen Vorrath sind vorzüglich zu bemerken: ein Blaueischer Atlas, der auf 30000 fl. geschäzet vom Prinz Eugen herkommt, und die grosse Sammlung von Landkarten, welche Baron Stosch gemacht hatte, und von seinen Erben ist erkauft worden.

Die Bibliothek ist zum öffentlichen Gebrauch gewidmet. Neben dem Saal ist das Lesezimmer, dessen Eintritt im Winter von 9 bis 12 Uhr, und im Sommer von 8 bis 12 Uhr für Jederman offen stehet. Hier findet man eine lange

Ta-

Tafel für ungefähr 40 Personen und noch einige Nebentische. Jederman ist es frei ein Buch nach Belieben zu begehren, es in diesem Zimmer zu lesen, auch sich Notate und Auszüge daraus zu machen, zu welchem Gebrauch die nöthigen Tintenfässer in Bereitschaft stehen. In diesem Zimmer wird tiefes Stillschweigen beobachtet, um die nach Kenntnißen und Wahrheit dürstenden nicht in ihrer Aufmerksamkeit zu stören.

In dem Bibliothekſaal selbst wird ohne Begleitung eines Beamten Niemand eingelassen. Die Bücher stehn alle unverwahrt darinne, und man weiß, wie oft Bücherliebhaberei schon manchen sonst sehr ehrlichen Mann zum litterarischen Beutelschneider gemacht hat.

Einige Privatleute, auch Fremde, haben ein oder das andere äusserst seltne Buch aus freiem Trieb in diese Bibliothek gegeben. Dieß ist ein großmüthiges Benehmen, der Nachahmung jedes Wissen-

schaftsfreundes würdig. Solche einzelne merkwürdige Bücher werden nach dem Tode des Besitzers gewöhnlich von unwissenden Erben verworfen oder verwüstet, da sie hingegen in einer solchen kostbaren Sammlung einer würdigen Pflege genießen, zum Gebrauch des Publikum dienen, und ein bleibendes Denkmal von der edelmüthigen Denkart ihres Besitzers stiften.

LXXIX.

Das Belvedere.

Es liegt am äusserſten Ende der Vorstadt, an der Südost-Seite von Wien, auf der Anhöhe, welche das Erdreich von dieser Weltgegend her gegen die Stadt zu bildet. Der Schöpfer desselben war Prinz Eugen, dem es in den Jahren seines größten Glanzes und Ansehns zum Sommeraufenthalt diente, und der ihm, so wie allen seinen Werken, den Stempel seines gu-

guten und groſſen Geſchmaks aufdrükte, der zu jenen Zeiten in Wien noch nicht Jedermans Sache war.

Nach verſchiedenen Beſtimmungen, die dieſer Luſtort nach ſeines erſten Beſizers Tode erhielt, wurde endlich das Gebäude zum Siz der unſchäzbaren Gemälde-Gallerie, und der Garten zum öffentlichen Beluſtigungsort für die Schöne Welt von Wien gewidmet.

Der eigentliche Haupteingang iſt von der Seite der dicht daran ſtoſſenden Linie. Hier muß man eintreten, wenn man das Ganze nach ſeiner eigentlichen Richtung überſehen will; doch iſt auch ein andrer Eingang von unten durch den Garten angebracht, welcher der Nähe und gröſſern Bequemlichkeit wegen allgemein gebraucht wird. Von dem obern Haupteingange kommt man in einen geräumigen Hof, der auf beiden Seiten mit Gebäuden und ſchönen Alleen beſezt iſt; in der Mitte liegt ein groſſer angenehmer Teich.

Das Hauptgebäude, ein länglichtes Viereck, liegt ganz frei. Es hat eine prächtige, vielleicht etwas zu sehr mit Zierrathen überladene Fronte. Man steigt auf stolzen doppelten Treppen hinan, und kommt hinter einer Kolonade in den grossen runden Marmorsaal: dieser ist das Mittelstük, und öffnet den Eingang auf beide Seitenflügel, deren jeder sieben Zimmer, und zwei runde Kabinette enthält. Der Marmorsaal selbst ist schon mit einigen grossen Gemälden behängt, die er wegen seiner durch das ganze Gebäude ragenden Höhe am beßten fassen kann. Der rechte Flügel enthält den unnachahmlichen Reichthum der Italiänischen Schule. Im linken Flügel prangen die Schäze der Flamändischen Schule.

Im obern Stockwerke hängen in den vier Zimmern des rechten Flügels die Meisterstüke der Deutschen Schule; in den vier Zimmern des linken Flügels die Denkmäler der alten Niederländischen Schule.

Eine

Eine solche Gemälde = Sammlung muß man ohne weiters sehen. Jeder, der sie beschreiben wollte, würde sich daran zum Stümper schreiben.

Herr Mechel aus Basel hat sie von 1778 bis 1781 in jene Ordnung gebracht. Man ließ es ihm an nichts fehlen: die Rahmen allein haben über 70,000 Fl. gekostet. Der Vorrath aller ihm übergebenen Stücke war so groß, daß er aus Mangel an mehrerm Raum über tausend der minder kostbaren ausmusterte, welche im untern Gartengebäude aufbewahrt werden, und auch von solchem Kunstwerth sind, daß man aus denselben eine zweite Gallerie errichten könnte, die noch immer Aufmerksamkeit verdienen würde.

Seit Einem Jahre sind in dieser Gallerie beträchtliche Veränderungen vorgenommen worden. Bei Aufhebung der Klöster hat man in Italien und den Niederlanden manches schöne Stük gefunden, welches hieher wanderte; auch hat der

Kaiser durch Kauf und sonstige Erwerbungen die Sammlung vermehrt. Man hat in den Zimmern den Raum noch besser benuzt, und mehr Gemälde aufgehangen, oder sie vortheilhafter vertheilt. Man hat einige von den von Herrn Mechel ausgeschlossenen Stüken zur offnen Ansicht hinauf gebracht, einige der ausgehangenen, als Stüke von mindern Werth, unter die ausgeschlossenen versezt. Man hat die vier ehedem geschlossenen Kabinette, an den Eken des Gebäudes, eröffnet, und mit kleinen kostbaren Stüken behangen, um in den übrigen Zimmern mehr Raum zu gewinnen. Durch alle diese Neuerungen ist freilich der von Hrn. Mechel gemachte Katalog der Gallerie beinahe ganz unbrauchbar geworden; indessen behaupten Kenner, daß die neue Einrichtung wirkliche Vorzüge vor der alten habe.

Die Gallerie ist an jeden Montag, Mittwoch und Freitag für die ganze Welt offen. Sie wird eigentlich nur in den

wär-

wärmern Monaten besucht. Junge Künstler erhalten sehr leicht die Erlaubniß, selbstgewählte Stüke zu kopiren.

An den Montagen ist gewöhnlich ein gedrängvolles Getümmel. Eine Menge Bürgersleute von den untern Klassen, Handwerksbursche, die den Blauen Montag machen, ja sogar geringe Dienstmädchen mit Kindern auf den Armen, besuchen, um den Nachmittag angenehm zu verbringen, die Bildergallerie. Hierin wünschte ich nun wohl eine Abänderung. Die Kinder sind der Gallerie gefährlich: sie betasten manchmal mit schmuzigen Fingern die vortrefflichsten Stüke. Wozu ist auch überhaupt für Kinder die Ansicht der Gallerie? Ich glaube, man könnte, ohne dem Publikum einen Zwang zu thun, Kindern und andern ganz niedrigen Leuten den Eingang verwehren, weil ja eine solche Gemäldesammlung kein Marionettenspiel ist, und man doch weiß, daß dergleichen Leute nichts bessers aus der An-

sicht derselben zu schöpfen wissen, als wenn sie aus langer Weile den Gukkasten eines Savoyarden ansähen.

Hinter dem Gebäude, gegen die Stadt zu, liegt der ziemlich geräumige Garten. Er bildet einen gelinden Abhang. Von der obern Terrasse, noch mehr aber aus dem ersten Stokwerk des Schlosses, hat man eine entzükende Aussicht über den größten Theil der Stadt und der Vorstädte, auf den Kahlen Berg und die daran liegenden Weinberge, und rechts über die Gegenden der Donau hin. Diese Aussicht würde der Garten nicht haben, wenn er mit mehr und höhern Bäumen bepflanzt wäre: dagegen würde er einen andern Vorzug besizen, nämlich mehr Schatten, den man jezt nur in dem untern Theile findet. Aus Mangel dieser einem Garten so wesentlichen Eigenschaft wird er nicht sehr häufig, und nur gegen den spätern Abend hin, von der Schönen Welt besucht.

LXXX.

Traktteurs.

Die sogenannten Wirthstafeln, (*Tables d'hôte*) welche in verschiednen Provinzen in und ausser Deutschland üblich sind, findet man im Wien beinahe gar nicht.

Diese Tafeln haben die Bequemlichkeit, daß man dabei in Gesellschaft miteinander speist; daß sie einen gesezten Preis haben; daß auf eine Gemeintafel ansehnlichere Stüke als in zerstreuten Abtheilungen, und doch für das nämliche Geld können geliefert werden. Dagegen führen sie das Unangenehme mit sich, daß man zur gesezten Stunde essen muß; daß derjenige, welcher am meisten Lebensart besizt, bei einer Wirthstafel gewöhnlich am schlimmsten daran ist, denn es giebt unartige Leute und hungrige Schluker, welche mit der ungezogensten Art am ersten in die Schüsseln eilen, und links und rechts ihren

ren Nachbarn die größten und beßten Bissen ohne Blödigkeit und Komplimente vor der Nase wegnehmen. Der gemächliche und höfliche Mann ist an einer Wirthstafel der betrogene; man ißt wie auf der Flucht: im Nu sind die Schüsseln ausgeleert, und er steht mit leerem Magen auf.

Wer in Wien nicht seine eigene Tafel hat, geht in ein Wirthshaus, oder zum Trakteur. In den hiesigen Wirthshäusern wird jedem besonders aufgetischet; man speist zu allen Stunden des Tages, so viel oder wenig Speisen als beliebt, doch hat jede einzelne Speise ihren gesetzten Preis, um den ich auch vorher fragen kann, ehe ich sie bringen lasse.

Die andere gewöhnliche Art zu speisen ist bei den Trakteurs. Sie sind nur in der Stadt selbst zu finden, und ihre Zahl ist mäßig: es mögen ihrer ungefähr 30 sein. Man speist von halb 11 Uhr Morgens bis halb 3 Uhr Nachmittags zu jeder beliebigen Minute. Die Preise

se sind sehr verschieden, je nachdem was man zu essen verlanget. Der höchste gewöhnliche Preis für ein Mittagessen ohne Trunk ist Ein Gulden; der geringste 4½ Kreuzer: — ein gewaltiger Absprung, wie man sieht — zwischen diesen beiden Abständen gibt es eine Menge Mittelpreise, zu 5 Kreuzer, zu 8 Kr. zu 10 Kr. zu 12 Kr. zu 15 Kr. zu 24 Kr. zu 30 Kr. zu 45 Kr. zu 48 Kreuzer.

Die Gäste der Trakteurs sind nach den verschiednen Preisen auch Leute verschiednes und beinahe jedes Standes: Agenten, Militärpersonen, Kanzleibeamte, Hausoffiziers, Geistliche, Künstler Kammerdiener, Stallmeister, Studenten, Sprachmeister, Musikanten, Fremde, Dikasterianten, Kaufmannsdiener, Lakaien, Läufer, Kutscher, Reitknechte, Handwerkspursche ꝛc. ꝛc.

Diejenigen, wo man für 10 und 8 Kreuzer speist, werden am häufigsten besucht: dieß ist die gewöhnliche Tafeltaxe

der Kanzellisten, Studenten, Sprachmeister, Geistlichen, Kaufmannsdiener, Lakaien, Kutscher ꝛc. Sie kommen um 12 und halb 1 Uhr schwarmweise, mit hoch frisirten, parfümirten, elegant gepuderten Köpfen, mit doppelten Uhrketten, seidnen Strümpfen und halbpfund schweren silbernen Schnallen, mit seidnen Kleidern und Ringen an den Fingern, und fallen — wie Stahren in einen Teich — an die schon gedeckten Tische hin. Der Speisemeister steht in der Mitte des Zimmers, und kommandirt, wie ein Major vor der Fronte seines Bataillons, die verschiednen Speisen an die verschiednen Tische. Die Esser sitzen wie Häringe auf einander; alles wird in gröster Eile verzehrt; und sobald ein Tischvoll abgegessen hat, hebt er sich mit Einmal auf; und ein Trupp schon wartender leerer Mägen nimmt den ledigen Platz ein. So essen zum Beispiel, in der Blauen Flasche auf dem Stock-in-Eisen-Platz in zwei mittel-

telmäßigen Zimmern täglich binnen drei Stunden über dritthalb hundert Menschen.

Der Tisch für 8 Kreuzer besteht aus vier Speisen: Suppe, Rindfleisch mit einer Brühe, grüne Speise mit Beilage, Braten oder Eingemachtes. Die Porzionen sind so groß, daß der einen gewaltigen Freßmagen haben müßte, welcher sich nicht vollkommen satt daran äße. Jeder Gast hat jede Speise auf einem besonderen eignen Teller, alles von Zinn; nur das Brod liegt gemeinschaftlich da, um jeden soviel davon schneiden zu lassen, als ihm beliebt. Wasser geht in einem zinnernen Becher gleichfalls gemeinschaftlich in der Runde herum. Wer Bier oder Wein will, dem steht es für sein Geld zu Diensten. Den größten Haufen an diesen Tischen machen die Liverei-Leute aus.

Die 10 Kreuzer-Tische enthalten beinahe die nämlichen Speisen; aber man hat ein besonderes Zimmer; jeder Gast

hat

hat eine Serviette, eine weiße Kreuzer-Semmel, und ein eignes Trinkglas. Auch ist die Gesellschaft besser: hier sitzen die Söhne der Musen, die Diener des Altars, Kanzleimänner, Kadetten, ꝛc. ꝛc.

Unter den Lakaien herscht hier, sowohl bei den Trakteurs, als in Bierhäusern und andern öffentlichen Orten, eine sonderbare Sitte. Ihr sitzt im Nebenzimmer eines Trakteurs: mit Einmal macht euch die Gesellschaft im benachbarten Zimmer aufmerksam. Ihr hört keine andere Namen mehr als die vornehmsten: Lichtenstein, Kaunitz, Esterhazy, Dietrichstein, Palfy, Harrach, Stahremberg, Sinzendorf, Kinsky, Hazfeld, Kolowrat, Kolloredo, ꝛc. ꝛc. Ihr glaubt im Vorzimmer eines Saales zu sein, wo der größte Adel eine Versammlung hält. Man öffnet die Thüre, und da sehr ihr eitel Lakaien, Läufer, Jäger, Kutscher, Leibhusaren ꝛc. aus jenen hohen Häusern, in ihrem bunten Liverei-Anzug. Die Spaß-

vögel

vögel haben es zur Gewohnhiit gemacht, ſtatt ihrer eignen, einander bei den Namen ihrer Herren zu nennen, und ſich nennen zu laſſen.

LXXXI.

Der Faſching.

So heißt in der gemeinen Sprache der Wiener, was man ſonſt die Faſtnacht oder den Karnaval nennt.

Für die Wiener — die alten erklärten Freunde von allem was Herz und Sinne vergnügt — iſt dieſer Zeitraum ein hohes heiliges Feſt. Allenthalben, wo man während der Faſchingzeit eintritt, iſt die erſte Frage: Nu wie bringen ſie Ihren Faſching hin, wie unterhalten Sie ſich, haben Sie ſchon waker getanzt? Der ſtille ruhige Mann, der Denker und Wiſſenſchaftspfleger, kommt beinahe in Verlegenheit über alle die Fra-

gen, über alle die Einladungen auf Hausbälle, Pikenits, Musiken, ꝛc.

Die Hauptbeschäftigung ist Tanz, und was dazu gehört, und damit verbunden ist. Der Fasching fängt sich am 7ten Januar an, und dauert bis an den hellen Aschermittwoch. Während dieser Tage ruft jeder Stuzer, der ein paar Flinterchen auf der Weste, und einen Dukaten in der Tasche hat, ohne jemals Horazen gelesen zu haben, auch ohne nur zu wissen, daß jemals ein Horaz lebte, mit den Worten des Dichters auf:

Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus: nunc Saliaribus
Ornare pulvinar Deorum
Tempus erat dapibus, sodales!

An allen Strassenecken kleben weisse, auch roth, blau und gelb gefärbte Einladungszettel, mit den größten Buchstaben, die man nur in irgend einer Druckerei auftreiben kann: Heute ist Musik in dem N.N. Saal; Musik mit Trompeten und

Pau-

Pauken; Musik mit Wachsbeleuchtung ꝛc. ꝛc.

Der vornehmste Lustplatz ist die Redute. Nebst dieser ist in der Stadt nur ein einziger Tanzsaal, auf der Mehlgrube; weil man hier die Wohnungen nöthiger hat, als sie zu grossen leeren Tanzsälen zu verwenden. Diese sind alle in den Vorstädten: man bezahlt beim Eintritt gewöhnlich 20 Kreuzer, die man aber nach Belieben verzehren kann.

Die Bothschafter, und mehrere andere grosse Herren geben für den hohen Adel Bälle in ihren Häusern. Der Mittelstand, die Räthe, Bankiers, Negozianten, und andre vermögende Bürger ahmen sie darine nach. Man gibt Pikeniks zu 2 Fl. für die Person. Man veranstaltet geschlossene Bälle bei Traiteurs, in Privathäusern, Gasthäusern. Die Hausoffiziers aus den Palästen der Grossen veranstalten auf eigne Faust mit ihren Weibern, Töchtern, mit Gouvernan-

ten, Kammerjungfern, Putzmacherinen ꝛc. glänzende Tanzfeste, auf denen sich manche Zofe mit den Diamanten ihrer Dame schmückt.

Der Pöbel strömt überall hin wo eine Weinflasche blinket und ein Hackbrett klimpert; er ahmt die obern Stände so gut nach, als er kann. Im Jahre 1785 gaben die Dilettanten aus seinem Mittel im Neuen Lerchenfelde ordentliche Bälle mit fünf Kreuzer Eintrittsgeld.

Masken sind, ausser dem Redutensaale, gänzlich verboten.

Der Fasching ist eine gefährliche Zeit. Die erste Unschuld manches Mädchens, die Tugend manches Weibes, findet darin ihr Grab. Wie wär's auch möglich, in jenen Schäferstunden, wo man von Wein, und Tanz, erhizt, unter vier Augen im einsamen Wagen nach Hause fährt, sich ins Schlafzimmer begleiten läßt; in jenen Augenbliken, wo selbst der strenge Vater, die wachsame Mutter, der argwöhnische

Ehe-

Ehemann, die Falten des Ernstes bei Seite legt, und mit der Freude beschäftiget ist; in jenen Augenbliken, auf die der flammende Liebhaber schon ein ganzes Jahr lang gelauert hat, stets alle nöthige Fassung und Stärke beizubehalten. . . Allein, man muß das Gute wie das Böse sagen. Zum Ersaz erschaft er auch glükliche Bekanntschaften, bringt plözlich Herzen zusammen, die lange einsam nach einem sympathetischen Anklang schmachteten, stiftet dauerhafte Liebschaften und selbst Ehen.

Den Wucherern und Geldmäklern gelingt es niemal besser, als im Fasching: dieß ist ihre Erndte. Uhren, Schnallen, Dosen, Ringe, Kleider, Schuldbriefe ꝛc. alles bekömmt Flügel. Nie gelangt man um geringern Preise zu schönen Mobilien, als um diese Zeit. Um diese Redute, um jenen Ball besuchen, und gewisse Absichten ausführen zu können, gibt der Stuzer und die Kokette ihre kostbarsten Habe um die Hälfte des Werthes in der Eile von

sich. Im Versazhause wird der Raum zu enge; die Juden können nicht baaren Geldes genug auftreiben. Man stellt Wechselbriefe mit doppelter Summe des Empfangs aus; man verpfändet seine Besoldungsquittungen auf drei Monate vorhinein; und springt, und lärmt, und erliegt im freudigen Taumel —

Quo me Bache rapis tui plenum!

LXXXII.

Die Fasten.

Genug! der Tanz ist aus, zerschlagt die Flöten!

„ Ein bischen Asche auf die Köpfe gestreut, bringt die rasenden Kristen wieder zu sich selbst „ sagt der Türkische Spion. Am Aschermittwoche geht man frühe von den Tanzböden weg, geradezu in die Kirche, läßt sich mit Asche bestreuen, und gehet dann nach Hause, um auszuschlafen.

Die

Die Fasten, welche so wenig zu unsrer heutigen politischen und kirchlichen Verfassung paßt, fängt allmählich an, von ihrer Strenge zu verliehren. Ehmals hielt und sah man sehr genau darauf; und manchem, der dieses Geboth nicht beobachtete, hat die Nahrung, die er zu sich nahm, oft an seiner Beförderung im Dienste geschadet. In jedem Wirthshause hieng eine gedruckte Verordnung, daß der Wirth zehn Thaler Strafe geben müsse, der bekannten Katholiken an Fasttagen Fleischspeisen vorsetze.

Heut zu Tage wird gemeiniglich dispensiret; und daß überhaupt kein solcher Zwang mehr herrsche, dieses verspürt man an dem gefallenen Preise der Eßwaaren welche für diese Zeit bestimmt sind. Ein ehrlicher Fischhändler versicherte vor einigen Tagen, daß er allein seit drei — vier Jahren jährlich wenigst um zwanzigtausend Gulden weniger Fische verkaufe als sonst. Dieß rühret theils von den Dispen-

sen her, theils ist es aus der veränderten Denkart des Publikums, theils aus der Aufhebung so vieler Klöster entstanden.

Die Wiener — welche bekanntlich näschige Leckermäuler sind — schmachteten von jeher, auch in der heiligen Fastenzeit nach den ägyptischen Fleischtöpfen, allein ihr Gewissen stand den Gelüsten des Magens im Wege. Auch dafür fand sich ein Weg. Die Kirche ist keine Stiefmutter; von ihrem nachsichtigen Geiste beseelt, erleichterte der päbstliche Nuntius schon seit lange die zarten Gewissen. Sein Portier (Thorsteher) hatte Fastendispensationen zu tausenden in Bereitschaft liegen: die Taxe für ein solches Zettelchen waren zwei Siebzehnerstüke. Dieser kleine geistliche Handel machte einen Theil der Besoldung des Portiers aus. Die Wiener holten bis auf die neuesten Zeiten diese Dispensazionen haufenweise. Einige lachten wohl darüber in öffentlichen Gasthäusern, aber sie hol-

ten

ten dieſelben doch. So groß iſt die Macht der Vorurtheile!

Wie man ehedem das Fleiſch in der Faſtenzeit abtödtete, ſo wollte man auch den Geiſt abtödten. Die Theater waren geſchloſſen. . . Man hat nun auch hierin nachgegeben. Im vorigen Jahre wurden zum erſtenmal während der Faſten auf der hieſigen Bühne Schauſpiele gegeben, und 1787 wurden ſie auch auf den Bühnen der Provinzialſtädte erlaubt.

LXXXIII.

Volkslisten vom Jahre 1786.

Da wir die genaue Zahl von den Bewohnern Wiens ſo wenig mit Zuverläſſigkeit angeben können, als man es von einigen andern der größten Städte Europens kann, ſo müſſen wir uns einſweilen mit Tauf- und Sterbeliſten begnügen, um darauf wenigſt wahrſcheinliche Vermuthun-

gen von dem Bevölkerungszustand dieser Stadt zu gründen.

Im Jahre 1786 sind in Wien und dessen Vorstädten

gestorben:

Männer . . .	2295
Weiber . . .	2152
Knaben *) . . .	3119
Mädchen . . .	3005
Zusammen =	10571

Getauft wurden in allen Pfarren

Knaben . . .	4779
Mädchen . . .	4593
Summe =	9372
Todtgebohren . .	435

In dem Gebährhause sind zur Welt gekommen:

Knaben . . .	598
Mädchen . . .	535
Summa	1133

Für

*) Als Knaben und Mädchen werden die Kinder unter 10 Jahren gerechnet.

Für die ungetauften Kinder der hiesigen Juden und der wenigen Türken rechne ich 65

Also ist die Summe aller Todesfälle 10571

Die Summe aller Geburten . 11005

Also übertrift in diesem Jahre die Zahl der Geburten jene der Sterbefälle um 434

oder wenn man die wirklich lebend zur Welt gekommenen annimmt, um 1

Getraut wurden in diesem Jahre Paare 2690

Vergleicht man diese Listen vom Jahre 1786 mit den Listen vom Jahre 1785, so zeigt sich, daß in dem letzten Jahre 1032 Menschen weniger gestorben, 281 weniger getauft, 23 mehr todt zur Welt gebohren, und 202 Paare mehr getraut worden sind, als im Jahre 1785.

Am

Am lezten Dezember 1785 waren in dem hiesigen allgemeinen Krankenhause 1095 Kranke wirklich vorhanden, dazu kamen in dem ganzen Zeitraum des Jahrs 1786, vom 1 Januar bis zum letzten Dezember, von Tag zu Tag noch 10558 Kranke. Von diesen sind geheilt entlassen worden 9627, gestorben sind 799. Folglich blieben beim Anfang des gegenwärtigen Jahrs wieder 1227 Kranke übrig.

Diese Angaben sind aus der hiesigen Zeitung genommen.

LXXXIV.

Konſumtion vom Jahre 1786.

Vom 1 November 1785 bis zum 31 Oktober 1786 ſind an den Linien von Wien verzollt worden:

Ochſen	42197	Stüke.
Kühe	1511	—
Kälber	66353	—
Schafe	53925	—
Lämmer	164700	—
Schweine	96949	—
Spanferkel	12967	—
Oeſtreicher Wein	454063	Eimer.
Ausländ. u. Ung. Wein	10276	—
Bier	382578	—
Weiß Mehl	379804	Zent.
Schwarz Mehl	293041	—
Gries	9920	—
Hülſenfrüchte	55225	Mezen.
Weizen u. Korn	148655	—
Gerſte	136232	—
Haber	719286	—

Heu

Heu	18471	Fuhr.
Stroh	1286517	Bünde.
Unschlitt	23927	Zentn.

Obschon der Tariff der Einfuhr nicht ganz genau den Stand der hiesigen Verzehrung darlegt, so gibt er ihn doch bis auf wenige Artikel, und den Uiberschuß der durch Schleichhandel hereingebrachten Dinge, genau. Laßt uns also aus dieser Liste eine Vergleichung der Verzehrung vom Jahre 1786 mit dem Jahre 1785 anstellen. Wien verzehrte in dem Jahre 1786 gegen das vorhergehende

Mehr

Ochsen	1156	Stüke.
Kühe	192	—
Schafe	4931	—
Lämmer	17524	—
Spanferkel . .	91	—
Bier	5748	Eimer.
Weiß Mehl . .	8912	Zentner.
Schwarz Mehl . .	30848	—

Gries

Gries . . .	2785 Zentn.
Hülsenfrüchte . .	10249 Mezen.
Gerste . . .	62446 —
Haber . . .	14784 —
Stroh . . .	56355 Bünde.
Unschlittt	2396 Zentner.

Weniger

Kälber . . .	4886 Stüke.
Schweine . . .	1607 —
Oestr. Wein . . .	93642 Eimer.
Ausländ. u. Ung. Wein .	373 —
Weizen u. Korn . .	3670 Mezen.
Heu . . .	1436 Fuhren.

Die Verzehrung des Jahrs 1786 war also um ein beträchtliches stärker, als die Verzehrung des vorigen Jahres. Selbst die zwei verminderten Artikel der Kälber und Schweine, werden durch die Zahl der Ochsen, Schafe und Lämmer ersetzt. Die Bevölkerung muß also im steigen seyn.

Nur

Nur mit dem Wein bin ich in Verlegenheit. Daß die Wiener im Jahre 1786 um 94015 Eimer weniger sollen getrunken haben, als im vorhergehenden Jahre, kann ich nimmermehr glauben. Die richtigste Auflösung dieses sehr grossen Abstandes wird wohl seyn, daß auf Veranlassung der Kammeraladministrazion eine grosse Menge Wein von den aufgehobenen Klöstern zum Verkauf nach Wien gebracht wurde, welcher Zollfrei in die Stadt gieng, und also den beträchtlichen Unterschied in den Mauthregistern machte.

Skizze

von

Wien.

Viertes Heft.

Wien und Leipzig.
In der Kraussischen Buchhandlung
1787.

LXXXV.

Die Donau.

Dieſer König der europäiſchen Flüſſe, den man in Doneſchingen mit Einem Schritt überſchreiten kann, und der bei Semlin Schiffe mit dreißig Kanonen trägt, bringt den öſtreichiſchen Staaten überhaupt, und der Hauptſtadt Wien insbeſondere, unbeſchreibliche Vortheile zu. Er hat, nebſt dem Hof, vorzüglich den ungeheuern Wachsthum dieſer Stadt veranlaßt, und er wird ſtets die mächtigſte Urſache ſein, daß Wien die Reſidenz der öſtreichiſchen Monarchen bleibe.

Es kommen auf der Donau jährlich ungefähr dritthalbtausend Fahrzeuge in Wien an. Die größten davon führen gegen vierthalbtausend Zentner. Von da steigen sie bis zum kleinsten Kähnchen hinunter, das einen Bauernpurschen mit einigen Metzen Obst führt. Von allen diesen Fahrzeugen geht keines wieder zurük; sie werden entweder in Wien zerschlagen, um das Holz davon zu verarbeiten, zu verbauen, zu verbrennen; oder sie gehn noch weiter in die ungarischen Provinzen hinunter. Dieß ist auch die Ursache, warum man die Donauschiffe nicht dauerhafter baut.

Die Ladungen dieser Schiffe bestehen aus allen nur möglich gedenkbaren Dingen: Obst, Vieh, Salz, Baumaterialien, Lebensmittel, Kaufmannswaaren, Weine, Gemüse, Holz, ꝛc. ꝛc. ꝛc. und endlich aus jener kostbaren, jener allbrauchbaren, jener Lieblingswaare der heutigen Könige, jener Waare aller Waaren, aus Menschen.

Ohne

Ohne von dem Vortheil bei gewöhnlichen Rekrutentransporten von den Werbeplätzen des H. R. Reichs nach Oestreich, oder von andern schleunig nöthigen Truppentransporten zu sprechen, führt dieser Fluß noch andere Menschengattungen häufig in den Schoß der Kaiserstaaten.

Der junge, gesunde, rüstige Handwerkspursche, welcher zum erstenmale seinen Wanderbündel auf den Rüken nimmt, und die weite Welt versuchen will, sieht in Ulm, Donauwerth, Augsburg, Regensburg, München, Passau ꝛc. die Schiffe und Flösse bereit stehen, welche ihm seine Reise um eine Kleinigkeit unendlich erleichtern. Er wirft seinen Bündel auf das Schiff, trinkt sich von seinen Mutterpfenningen frohen Muth zur Reise, und stoßt vom Ufer. Die Fahrt ist höchst angenehm und leicht.

Er kommt immer tiefer und tiefer in die Kaiserstaaten hinein, und statt der Mühe, den unter Wein und Gesang auf

dem sanften Rüken des Flusses gemachten Weg zu Fuß wieder aufwärts zu klimmen, sucht er sein Unterkommen irgendwo in Oestreich, Ungarn ꝛc. zu finden, macht sich dort ansäßig, und pflanzt eine neue Familie an.

Die Donau hat bereits jene hunderttausende von Kolonisten aus dem deutschen Reich, aus Lothringen, Schweiz und Elsaß, hieher geführt, welche in Ungarn, im Temeswarer Banat, seit zehn Jahren auch in Gallizien und Lodomerien, in tausend Dörfern deutschen Fleiß, deutsche Sitten und Sprache, und deutsche Zeugungskraft verbreiten. Noch dauern diese Einwanderungen fort, und werden so lange dauern, als Deutschland in hundert kleine Staaten zerstükt ist, so lange Generalpächter das benachbarte Frankreich aussaugen.

Der Fluß theilt sich gerade bei der Stadt in viele grössere und kleinere Aerme, welche angenehme, mit Bäumen, Buschwerk und

Gras

Gras bewachsene Inseln bilden, und die Gegend um Wien verschönern.

Alle diese Vortheile verbittert er aber durch eine sehr wesentliche Ungemächlichkeit. Wenn der Winter etwas strenge ist, so frieren alle diese Aerme zu, und beim Aufthauen im Frühling, wenn das von oben herunter ströhmende Wasser plözlich auf die unbeweglichen Eismassen treibt, muß es austreten, und überschwemmt die am Ufer liegenden Vorstädte, reißt Brüken und Dämme ein, sperrt die Kommunikazion aus Böhmen, und Mähren, und thut selbst der Stadt Schaden. Eben dieß geschieht, wenn auf den tyrolischen und salzburgischen Gebirgen zu Anfang des Sommers der Schne gähe und häufig schmilzt, und durch den Lech, Iser, Salza, Inn, der Donau zu viel Gewässer zuführt. So hatte die Leopoldstadt vor zwei Jahren in einem einzigen Sommer vier Uiberschwemmungen.

Lange arbeitet man schon durch theoretische Spekulazionen und praktische Versuche, an dem Projekt, die Donau aufwärts zu schiffen. Einiger vortheilhaften Unternehmungen im Kleinen ungeachtet, wird es im Grossen schwerlich gelingen, und dieß nicht darum, als ob es den Anwohnern der Donau an Kenntnissen, oder Fleiß bei dieser Sache fehlte, sondern weil es beinahe phisisch unmöglich bleibt. Der Abfall des Flußes ist zu stark, als daß Wind oder mechanische Kräfte ihn je überwältigen könnten. Bloß vom Kahlenberg bis an die Stadt beträgt der Abfall schon 1 Fuß. Durch Ungarn hinunter ist es noch ungleich stärker, und ströhmt eben dadurch reissender. Von Semlin bis Linz segeln wollen, hieße wirklich einen Berg hinanschiffen.

Der durch die Eifersucht des Prinzen von Baaden unbillig verfolgte Graf Marsigli hat diesen Strohm durch eine gute und prächtige Beschreibung genau kennen gelehrt.

LXXXVI.

Litteratur.

Bis auf Marien Thereſiens Regierung wußte man in Wien kaum, was Litteratur ſey. Ein theologiſches Kompendium, ein Kommentar über die Pandekten, ein Gebethbuch, waren beinahe die einzigen Gegenſtände, welche die ſehr ſchlecht eingerichteten hieſigen Buchdruckereien beſchäftigten. Nun brach einiges Licht hervor; die wahre Heilkunde entſtand, und mit ihr alle übrige damit verwandte Wiſſenſchaften, Chemie, Botanik, Naturgeſchichte, Phyſik, Mineralogie ꝛc. zu deren Bearbeitung der einheimiſche natürliche Reichthum der öſtreichiſchen Erbländer gleichſam von ſelbſt einlud.

Etwas ſpäter erwekten, Sonnenfels, Denis, Maſtalier, Gebler, den Geiſt zur Liebe der ſchönen Wiſſenſchaften. Man fieng an, Deutſch zu leſen; das Theater

wurde gereinigt; einige periodische Schriften lehrten durch Ernst und Spott die ersteren Grundlinien von Moral, Menschenkenntniß, praktischer Lebensphilosophie. Diese fiengen an, die Köpfe soweit zu beleuchten, daß man die Unbrauchbarkeit der damaligen öffentlichen Erziehung, die Pedanterei des Juristischen Wesens, das Abgeschmakte der theologischen Grübeleien zu wittern begann:

Scilicet ingenuas didiciſſe fideliter artes
Emollit mentes, nec ſinit eſſe feras.

Thereſia, die zum dauerhaften Wohl ihres grossen Staats so viel that, unterstüzte die ernsthafteren Wissenschaften unstreitig mit kaiserlicher Freigebigkeit; und die allerernsthafteste derselben, die allerheiligste Theologie, nur zu thätig. Entstanden nicht sehr viele und sehr grosse Meister in jenen Zweigen menschlicher Kenntnisse, so war Mangel an Unterstüzung wahrlich nicht Schuld daran. Dagegen konnten die schönen Wissenschaften,

die

die leichte Litteratur, die Lebensphiloso-phie im populären Gewande, die Gunst der Monarchin nicht erringen; diese wur-den durch die heuchlerischen Schildknap-pen der Dame Theologie, als Bastarde der Musen, als unbändige, zuchtlose, naseweise Kinder verschrien und ange-schwärzt. Man fürchtete in jedem Epi-gram eine Zweideutigkeit, in jedem Ro-mänchen einen Steinregen auf die Kirche, in jedem philosophischen Denkzettel eine Absicht gegen die Ruhe des Staats. Darum las man in Wien noch die Robin-sons, die Grandisons und die Gespräche im Reich der Todten; da man im übrigen größten Theil des Deutschlandes schon lange die Voltaire, Wieland, Lessing, Bayle und Helvetius auswendig wußte.

Beim Anfang der jezigen Regierung sezte man sich über diese Bedenklichkeiten weg. Die Lesefreyheit ward erweitert, und die Freiheit zu schreiben dem Genius des Inlandes dargegeben. Unter den ernst-

haf-

haftern Wissenschaftszweigen werden vorzüglich Geschichte, Heilkunde, Chirurgie, Mineralogie, Botanik, Chemie, Mathematik, betrieben.

Unter den schönen Wissenschaften hat die Muse der Dichtkunst die meisten und würdigsten Söhne. Für das Theater wird vieles, aber meist nur ziemlich mittelmässiges Zeug gearbeitet. Im Fach der Romane ist bisher noch sehr wenig Gutes zur Welt gekommen. Ein Gebrechen der wienerischen Litteratoren ist auch, daß sie sich nicht eifrig genug um litterarische Neuigkeiten bekümmern. Es besteht nicht eine einzige inländische Anstalt, um dem Publikum Nachrichten von merkwürdigen Erscheinungen und Verfügungen im Reiche der Wissenschaften zu geben. Sehr gute Bücher, die nicht einen allgemeinen lebhaften Eindruck auf das deutsche Publikum machen, oder hohes Lokalinteresse enthalten, bleiben in Wien oft Jahre lang, auch wohl gänzlich unbekannt.

Am

Am meisten fehlt es in Wien, wie zwar in ganz Deutschland überhaupt, an solchen Schriftstellern, welche die Kunst besizen, in kleinen Romanen, Erzählungen, Gedichten, Briefen, und andern Aufsäzen, Szenen aus der wirklichen Welt, schlichten Menschensinn, gute gesunde Lebensphilosophie, Welt- und Menschen-Kenntniß ꝛc. in leichten feinen Styl, mit der lachenden Mine der Satyre, des gewürzten Spottes, ohne pedantische Richtermine, ohne seichte, gemeinplägige Deklamazion, ohne staubigen Schulwiz vorzutragen. Darinn sind die Franzosen eigentlich Muster; und die ernsten Britten haben ihren Swift, ihren Sterne, Chesterfield, Steele ꝛc. Freilich haben wir Deutsche unsern Wieland, unsern Blumauer, Sturz, Anton Wall, in deren Schriften jene gefällige Sprache, jene Philosophie der Grazien, jener helle Blik in die Struktur der politischen Maschinerie, in die Triebräder der Menschen-

hand-

handlungen, in die kleinen Ursachen der grossen Wirkungen; jene ächte Darstellungsart unsers Thuns und Treibens unterm Monde, herrscht. Wenn man aber gegen dieser ihre wenige Bändchen die ungeheuern Papierladungen der Sächsischen Bücherfabriken stellt, die nichts als Unsinn, Aberwiz und schales Zeug enthalten; wo aus jedem Blatt der Kleinstädter, der Dorfpastor, der Schulrektor, der Student, der Buchhändlers-Tagwerker hervorgukt: so wird man wohl gestehn, daß es uns an Lehrern der brauchbaren Hausphilosophie noch gewaltig mangelt.

Allein diese Kunst erwirbt sich nicht leicht ohne genaue Kenntniß und persönlichen Umgang mit der schönen grossen Welt: und wenn die Vornehmen von Wien sich beklagen, daß so wenig lesbares für sie hier zur Welt kommt, so sind sie nicht wenig Schuld daran. In England und Frankreich schäzt man den feinen Schrift-

steller der größten Gesellschaft würdig, man zieht ihn aus der Provinz in die Hauptstadt, man ehret ihn, man sucht seinen Umgang, er ist in den Palästen der Grossen zu Hause. Nicht so hier. Der deutsche Ahnenstolz würde darüber in Verzweiflung gerathen. Sturz sagt von Sterne: „Er artete in London aus, ei„ner übelversezten Pflanze gleich; der „Weihrauch der Grossen verdarb ihm den „Kopf, und ihre Ragouts den Ma„gen.“ Ich nehme drei oder vier der hiesigen Grossen aus: an den Tafeln der übrigen würdet ihr vergebens selbst mit der Laterne einen Schriftsteller suchen, sollte er auch das Sentimental Journey, den Candide, und den Oberon geschrieben haben.

Mancher Schriftsteller dankt zwar gutwillig auf ewige Zeiten für Weihrauch und Ragouts. Aber die Grossen sollten um ihrer eignen Ehre willen mehr für die-

diejenigen thun, die sie so oft von der Folter der Langweile erlösen.

In der That ist nichts unbilliger als die gewöhnliche Behandlung der guten Schriftsteller. Woher hat denn der Bebänderte Mann sein Wissen, das ihn zu dieser oder jener Würde erhob; woher hat das Stuzerchen seinen Wiz, die gezierte Dame ihre Empfindeley, als aus den Büchern!

Durch die Anhänger der Litteratur hat das nördliche Deutschland eine Art von öffentlicher Stimme erhalten, die es sehr wohl zu benuzen weiß. Jede seiner vortheilhaften Anstalten wird durch die vielen Schriftsteller allgemein bekannt gemacht; bei jedem öffentlichen Schritt seiner Regenten sprechen die Pressen, und suchen die Gemüther des Publikums für ihn zu gewinnen; jede Kleinigkeit von der guten Art wird bis an die Sterne erhoben; jeder Fehltritt wird durch hundert fliegende Blätter entschuldigt, vertheidigt,

weis

weis gewaschen. Im südlichen Deutschland hat man diesen Umstand bisher beinahe gänzlich vernachlässiget, und doch scheint er mir so völlig gleichgültig nicht. Die Welt wird durch Meynungen geleitet. Wer die beßte von sich zu erweken weiß, hat vor seinen Kollegen einen mächtigen Schritt voraus.

Se. Majestat, der Kaiser, hat vor kurzem den Verfasser einer Geographie von Ungarn zur Belohnung für sein Buch mit 100 Dukaten beschenkt; und eben jezt ist ein Preis von 100 Dukaten für das beßte Vorlesebuch über die christliche Kirchengeschichte ausgesezt.

Sollte es Seiner Majestät gefallen, öfters irgend ein Zeichen Ihres allerhöchsten Beifalls über eine litterarische Arbeit von sich zu geben, so würde dadurch die Litteratur Oestreichs unausbleiblich grössere und schnellere Schritte machen, als sie bisher gethan hat. Regierungsanstalten allein machen die Fürsten nicht unsterb-

lich. Auguſts Regententhaten ſind längſt ſamt ſ einem ganzen Reich zum Nichts geworden, aber noch lebt er als Freund der Muſen in Horazen.

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi ſed omnes illacrimabiles,
Urgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia Vate ſacro!

LXXXVII.

Schriftſteller.

Ein gewiſſer Ritter Beriſch gab vor einigen Jahren die Wiener Autoren, ein Beitrag zum gelehrten Deutſchland heraus. Der Himmel bewahre mich, daß ich in die Fußſtapfen des Hr. Beriſch treten wolle! er trug nebſt den wirklich verdienſtvollen Männern, auch jeden obſcuren Menſchen in ſein Regiſter ein, der nur einmal ein paar Blätter Schwarz auf Weiß hatte abdruken laſſen.

Ich

Ich rede hier nicht von den Gelehrten, sondern nur von den Schriftstellern Wiens. Diese Benennungen sind nicht von gleicher Bedeutung. Man kann ein wahrer Gelehrter seyn, ohne jemals ein Buch geschrieben zu haben; man kann im Gegentheil viele Alphabete zu Markte bringen, ohne gelehrt zu seyn. Es gibt im südlichen Deutschland sehr viele und sehr gründliche Gelehrte, die nie ein Buch schreiben; es gibt im nördlichen Deutschland eine Menge Büchermacher, denen Anspruch auf Gelehrsamkeit wohl nicht zustehet.

Es wäre gänzlich gegen und über den Plan der Skizze, einen vollständigen alphabetischen Autorkalender einzurüken. Ich begnüge mich, hier einige Männer zu nennen, die als Sterne der ersten Grösse am litterarischen Horizont glänzen, und denen auch das gegen Oestreich nicht selten unbillige Ausland laut und allgemein Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie sind:

Alxinger
Blumauer
Born
Denis
Eckhel
Haſchka *)
Hunczowsky
Jacquin
Ingenhouß
Maſtalier
Schmidt
Sonnenfels
Stoll **)

Auſſer

*) Er wird nächſtens eine Sammlung ſeiner Gedichte herausgeben.

**) Eben da ich dieſes ſchreibe, erſchallt die Nachricht von ſeinem Tode. — Multis ille flebilis occidit — Er war mein Arzt, mein Freund. Sein Geiſt möge auf ſeinen Schülern ruhen.

* * *

Auſſer dieſen lebt noch mancher würdiger Mann hier, der ſich als Schriftſteller entweder in ſcientifiſchen Fächern, oder im Felde der Schönen Litteratur rühmlich bekannt gemacht hat. Ihr Namen-Verzeichniß würde für mein Heft zu weitläuftig werden. Auch bedürfen die meiſten meiner unbedeutenden Erwähnung nicht. Das eigne Bewußtſein ihrer Verdienſte, und ihr Ruf hebt ſie von ſelbſt mehr, als jede ähnliche Schreiberei. Indeſſen werd ich mir doch ein Geſchäft daraus machen, ſie bei einer andern Gelegenheit nachzuholen.

LXXXVIII.

Broſchüriſten.

Wie ein Sturmwind aus Süden oft in den öden Sandwüſten des inneren Afrika ein Heuſchrekenheer emporhebt,

und plözlich über eine ruhige Provinz hinſchleudert: ſo hob das kaiſerliche Handbillet über die Preßfreiheit im J. 1781 aus den öden Köpfen ſelbſtgefälliger Müſſigänger jenes bekannte unzählbare Broſchürenheer empor, und ließ es auf das erſtaunte Wien niederregnen.

Vom Tage dieſer Federnfreiheit bis zu Ende des Auguſt 1782 waren ſchon über tauſend ſolcher Heftlein erſchienen. Man ſchrieb

— — Von all dem Weſen
Der olim gelehrten Pfaffheit; anbei
Von Stubenmädchen und ihren Röken,
Von Handlung, Finanz und Polizei,
Von Kaufmannsdienern und ihren Säken,
Von Fräulein, Frauen und ihren Geken,
Von Schneidern, Penſionen und Leichen,
Von Dienern, die ihren Herren gleichen,
Von Thieren mit langen und kurzen Ohren,
Von Advokaten und Profeſſoren,
Von Bruderſchaften und Roſenkränzen,
Von Fahnen die zu viel flimmern und glänzen,

Von

Von Lukaszetteln und Kardinalen,
Von Jesuiten und ihren Kabalen,
Vom Pabsten und seinen schönen Füssen,
Von Damen, die gern den Pantoffen küssen,
Und weiß der Himmel wovon noch! —
Kurzum
Da ist kein Pudendum noch Skandalum,
Das nicht ein rüstiger Federheld
Samt seiner Person auf den Pranger stellt.

Die Drukereien konnten die Preßbengel nicht schnell genug drehen, die Zensoren lasen sich die Augen müde an den Manuskripten-Ladungen, die täglich und stündlich auf der Zensur einliefen. Sie waren damals in der That die geplagtesten Leute in Wien; Sie mußten ex officio jeden Quark lesen, auch der nicht gedrukt wurde. Um sie einigermassen von dieser Folter zu befreien, und zu verhindern, daß nicht gar jeder armselige Wisch zum Druk angetragen würde, geschah im Mai 1784 der ernstliche Vorschlag, daß jeder Schriftlerling mit seinem Manuskript sechs Dukaten

in der Zenſur deponiren ſollte, die verfallen wären, wenn das Manuſkript nicht zugelaſſen würde. Man ſah aber die unzwekmäſſigen Folgen dieſes Vorſchlags ein, führte ihn nicht aus, und gab dafür den Zenſoren die Freiheit, auf ein nichtswürdiges Manuſkript ohne alle andere Umſtände zu ſezen: *Typum non meretur.* Wodurch es dann nicht weiter an das Tageslicht kam.

In eben dieſem J. 1784 fieng die Fluth der Broſchüren ſchon an, ſich zu verlieren. Im J. 1785 hörte die ungewöhnliche Menge derſelben gänzlich auf; und ſeit dem ſteht die Zahl der erſcheinenden Broſchüren mit der Zahl der übrigen Bücher, mit dem Leſebedürfniß einer ſo groſſen Stadt, und mit der Broſchürenzahl in andern Hauptſtädten ſo ziemlich in leidlichem Verhältniß. Die erſte neugierige Leſewuth des Publikums iſt geſtillt, die Luſt zu kaufen iſt verſchwunden; und die Schmierer, welche wohl noch öfter Luſt

hät-

hätten, mit ihrer Waare zu Markte zu kommen, finden keine Verleger mehr.

Diese luftigen Dinger, welche einige Millionen Papierbogen färbten, sind wie Nebel verflogen. Von $\frac{4}{5}$ derselben ist weder Spur noch Andenken mehr übrig. Ihre körperlichen Uiberreste sind in die Gewürz- und Käseläden gewandert, als Fidibus verbrannt, in Papilloten verwikelt, zu Tobaksdosen gekaut worden; sind durch Stuwers Feuerwerke in die Luft geflogen, in den Lägern bei Minkendorf, Pettau und Prag verschossen, oder der Göttin Kloazina geopfert worden.

Sie haben Uibels und Gutes gestiftet . . . . Ihre übeln Wirkungen waren, daß sie die bessere und ernsthafte Lektüre auf einige Zeit verdrängten; daß sie grobe Fehden zwischen verschiednen Leuten stifteten *); daß sie eine Menge von

*) Leider ist das nicht in Wien allein der Fall. Man sehe sich nur ein bischen

jungen Hohlköpfen verleiteten, ſich mit Bücherſchreiberei abzugeben, welche mehr für die Elle, die Drehbank, den Perükenſtok ꝛc. gemacht ſchienen, als für den Helikon; daß ſie der Wieneriſchen Litteratur im Auslande einen üblen Ruf zuzogen ꝛc. ꝛc.

Ihre

---

chen um im übrigen Deutſchland, und man wird ähnliche Balgereien allenthalben finden.

Nicolai	und Wieland
Leſſing	und Götz
Schlözer	und Schirach
Lichtenberg	und Voß
Baſedow	und Reiche
Semler	und Barhdt
Bieſter	und Starke
Winkopp	und die Mainzer
Nicolai	und Lavater, Garve, Seiler ꝛc. ꝛc.

haben mächtige Kämpfe gekämpfet. Was Wunder, wenn auch einige Wieneriſche Litterati einander in die Haare kommen!

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Ihre guten Wirkungen waren, daß sie gleichsam einen neuen Zweig der Betriebsamkeit stifteten, Buchdruckereien entstehn machten, und dem Mechanischen des kleinen Lokal-Buchhandels eine bis dahin in Wien unbekannte Lebhaftigkeit verschafften; daß sie alle Volksklassen an das Lesen und ein bischen Nachdenken gewöhnten; daß sie die Gemüther für die plözlichen auffallenden Reformen vorbereiteten und geneigt machten; daß sie wichtige und nothwendige Dinge in einer leichten, populären, jedermann verständlichen und für solche Gassenblätter erträglichen Schreibart vortrugen, ꝛc. ꝛc.

In einigen Gegenden von Deutschland haben diese Broschüren seltsame Begriffe und Urtheile erwekt. Nikolai machte einen eignen Abschnitt in seine allgemeine deutsche Bibliothek unter der Rubrik: Wiener Schriften, und urthelte dort die unbedeutendsten Blättchen mit einem Ernst ab, als ob es Bücher von

Wichtigkeit wären. Man spottete an andern Orten, daß z. E. so viel über den Pabst ist geschrieben worden. War etwan seine Reise nach Wien nicht eine so auffallende Erscheinung, daß es wohl im Publikum darüber zur Sprache kommen mußte? Waren die Anstalten, welche man gegen seinen Einfluß, gegen das System seiner Anhänger machte, nicht lebhaft genug, um dem darüber hoch erstaunten, und in seinen Begriffen schwankenden Volk einige Kenntniß von den rechtmäßigen Ansprüchen des römischen Hofes geben zu müssen? Und wie konnte dieses am füglichsten geschehen? Hätte man es an die lateinischen Quartbände des Febronius De legitima potestate Romani Pontificis, oder gar an die lateinischen Folianten des Harzheim und Van-Espen weisen sollen, um zu lernen, was der Pabst sey, was er fordern könne oder nicht! . . . Freilich wäre zu wünschen

ge-

gewesen, daß nicht gar so vieles Geschmiere erschienen wäre; allein, dieß ist nun einmal das Schicksal der grossen Städte. Wie viel ist z. E. in Paris bei der tollen Halsbandgeschichte, bei der Versammlung der Notabeln, wie viel in Berlin bei dem lächerlichen Gesangbuchs-Streit, bei der Regierungsveränderung geschrieben worden! . . . *Tout comme chez Nous.*

Andere hat die Menge dieser fliegenden Schriftchen verführt, auf eine eben so ungeheure Zahl von Schriftstellern in Wien zu schliessen. Diese Herren thaten den Vätern jener Lilliputischen Geschöpfe mehr Ehre an, als man ihnen in Wien selbst wiederfahren ließ. Hier ist es keinem Menschen eingefallen, die Fabrikanten solcher Waare mit dem Namen der Schriftsteller zu belegen. Dagegen mußte man in der Berlinischen Monatschrift und mehreren auswärtigen Journalen beinahe bis zum Etel wiederholt lesen, daß es in Wien der privatisirenden Gelehrten,

der Schriftsteller eine ungeheure Menge gebe. Sogar Herr Meusel, der doch sonst billiger von ähnlichen Sachen urtheilt, that in seinem ersten Nachtrag zum gelehrten Deutschland am Ende in einer Anmerkung den höchst schiefen ironischen Seufzer: „Wer sollte es wohl glauben, „daß aus dem grossen weiten Wien, „wo es Schriftsteller zu hunderten „giebt, mir nicht ein einziger Beitrag „zugekommen ist!“

Ich versichere H. Meusel, daß man in dem grossen weiten Wien von Schriftstellern zu hunderten nichts weiß; daß man da die leidigen Broschüristen keineswegs unter die Gelehrten oder Schriftsteller zählt. Daß ihm kein Beitrag zu seinem Werk geliefert wurde, kann ich mir kaum anders erklären, als daß er sich darum nur an jemand von jenen hunderten, nicht aber an wirkliche Schriftsteller in Wien muß gewendet haben.

LXXXIX.

Geiſtlichkeit.

Der Wieneriſche Almanach für Geiſtliche auf das Jahr 1787 giebt folgende Summen der Oeſtreichiſchen Geiſtlichkeit an:

Katholiſche.

Erz- und Biſchöfe	57
Domherren	898
Pfarrer in den Deutſchen und Hungariſchen Erblanden. .	15136
Mannsklöſter	1074
Frauenklöſter	376

Griechiſche Unirte.

Erz- und Biſchöfe	7

Griechiſche Nichtunirte.

Erz- und Biſchöfe	9
Pfarrer	5857

Evangeliſche.

Superintendenten u. Pfarrer. . .	568

Reformirte.

Superintendenten u. Pfarrer. . . 1800

Unitariſche

Superintendenten u. Pfarrer. . . 136

Den Klerus der Niederlande und Lombardei mit eingeſchloſſen, mag alſo das Ganze zuſammen ungefähr 86000 geiſtliche Perſonen betragen.

Die Geiſtlichkeit in Wien, und in den Oeſtreichiſchen Ländern überhaupt, ſowohl die hohe als niedere, theilt ſich heut zu Tage in drei Partheien.

Die erſte richtet ſich nach dem gegenwärtigen Syſtem des Hofes; läßt ſichs angelegen ſeyn, Aufklärung zu befördern, Vorurtheile zu vertilgen, den Aberglauben auszureuten, die päbſtlichen Ideen abzuſchütteln, Moral und praktiſche Religion zu predigen. Sie iſt noch nicht ſehr zahlreich, mehrt ſich aber von Tag zu Tag, befolgt mit Eifer alle Verordnungen des Landesherrn, hilft ſie in Ausübung bringen, und thut überhaupt,

was eigentlich Amt und Pflicht der Geiſtlichkeit in einem Staate iſt, wo Ruhe, Sittlichkeit und Gedeihen unter dem Volke ſeyn ſoll. Für dieſe ihre Bemühungen ärndet ſie Schuz, Ehre, Lobſprüche und Belohnungen; bei welchen Umſtänden es nicht fehlen kann, daß ſie nicht nach einer Generazion die allgemein ausgebreitete werde.

Die zweite iſt die Parthei der Orthodoxen nach altem Schnitt. Sie iſt noch die zahlreichſte, beſonders auf dem Lande und in den entfernten Provinzen. Dieſe Herren wandeln wie im Nebel. Sie haben auf den alten Sauerteig geſchworen, und ſind wie betäubt von den Strahlen der beſſern reinern Grundſäze, welche mit Macht allenthalben hereinbrechen. Man kann ſie nur durch Furcht, durch Strafen, und durch Drohungen dahin bringen, daß ſie ihren geliebten alten Schlender wenigſt auf der Kanzel und bei andern öffentlichen Handlungen

nicht geradezu den neuen Verordnungen entgegen sezen. Aber wo sie immer denselben ausweichen, wo sie dieselben verdrehen, misverstehn, wo sie eine widrige Deutung hineinschieben können, unterlassen sie es nicht. Sie veranstalten selbst Auftritte und Fälle, wo sie Verwirrung und Unzufriedenheit stiften können. . . . Was sie bei einer solchen Stimmung des Gemüths im Beichtstuhl, was sie bei Hausbesuchen, im vertrauten Kreise bei andächtigen Weibern, Gecken, Unwissenden ꝛc. für Grundsäze predigen; wie sie da alle neueren Anstalten verschreien, alle Aufklärung verhaßt machen, alle Verbesserungen schwarz malen, läßt sich von selbst begreifen, leuchtet auch mittelbar aus manchen ihrer Schritte für den aufmerksamen Beobachter deutlich genug heraus.

Zur dritten Parthei gehören die Schwanker, die Achselträger, die Heuchler. Die Schwanker wissen selbst nicht, was sie eigentlich thun sollen, sie sind we-

weder für das alte noch für das neue Syſtem; ſie befinden ſich in einer peinlichen Lage, denken heute mit Sybel, morgen mit Bellarmin. Sie ſind die Halbköpfe; haben nicht Feſtigkeit genug, ſich zu einer oder der andern Parthei öffentlich zu ſchlagen, nicht Licht genug, das Wahre vom Täuſchenden zu unterſcheiden, und thun ihre Amtspflichten, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, Wie und Warum . . . Die Achſelträger dünken ſich ſehr klug: ſie wollen laviren. Man weiß nicht, was noch für Zeiten kommen, ſagen ſie, und dieſer ungewiſſen Erwartung gemäß handeln und ſprechen ſie auch. Ihr Beſtreben iſt, zwiſchen der Hofparthei und der Orthodoxie ſich im Mittel zu halten; darum behaupten ſie in dieſem Zimmer laut, was ſie in dem andern laut verwerfen. . . . Die Heuchler hängen im Innern kräftig am alten Syſtem, wiſſen es aber meiſterlich zu verbergen, machen äuſſerlich alles mit, was nach dem herrſchenden Syſtem iſt.

Nur ihre sehr Vertraute kennen ihre wahre Gesinnung. Bei der ersten Veränderung des Windes würden sie auch mit Freuden die Larve wieder abziehn.

Nebst dem in Aemtern stehenden Klerus gibt es noch eine gewisse Gattung sogenannter geistlicher Geschöpfe in Wien, deren Geschäfte nichts weniger als geistlich sind. Sie machen Ciceroni, Hausfreunde, Tagdiebe, Schmarozer, Trödler, Mäkler, Spieler, Anekdotenträger, Spionen, Korrespondenten, Tischnarren, Unterhändler, Kaffeehausſprecher ꝛc. ꝛc. Es sind meist Italiäner und Franzosen; obschon zweimal eine allgemeine Proskripzion gegen sie ergangen ist, haben sich doch unter verschiednem Vorwand noch immer viele derselben erhalten.

Das Haupt der hiesigen Geistlichkeit ist bekanntlich Christoph Migazzi, Kardinal, Erzbischof ꝛc. Er stammt aus einer tyrolischen Familie, war bei dem Liebling Karls des VI. dem Kardinal Lambergs

Pa-

Page, kam dann als ein junger liebenswürdiger Abbe nach Wien, erwarb ſich da viele und mächtige Freunde, ward Auditor Rotä in Rom, Geſandter in Spanien, Koadjutor in Mecheln, Erzbiſchof in Wien, Adminiſtrator des Bisthum Waizen, welches er aber am 1 Julius 1785 wieder verlor.

In den neuen Zeiten haben ihn die Broſchüriſten oft genekt. Es ſchien, als wollten ſie ſich für die Schikanen rächen, die Se. Eminenz unter der vorigen Regierung gegen gute Bücher und Bücherleſer mit einer in der That abſcheulichen Strenge, ſelbſt gegen die angeſehenſten Männer, ausübte, uneingedenk, daß einſt ganz andere Zeiten kommen könnten.

XC.

Janseniſten.

Unter die Narren in iſten, die von Zeit zu Zeit in der kriſtlichen Welt erſchienen, und dieſelbe durch ihren Schwärmgeiſt beunruhigten, gehören auch die Janſeniſten.

Der Unfug, welchen ſie zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Frankreich trieben, iſt bekannt. Sie biſſen ſich auf Leben und Tod mit andern Narren, genannt Moliniſten oder Jeſuiten, herum: mit dem Unterſchied, daß ſie wirlich aus ernſtem wilden Fanatismus kämpften, die Moliniſten aber aus feinen ſchelmiſchen Abſichten die Narrenbatallje mitmachten. Es war der ächte Abderitiſche Prozeß um den Eſelsſchatten, denn er betraf fünf Zeilen aus einem alten Folianten, die kein Menſch verſtand.

Indeſſen brachte dieſe theologiſche Armſeligkeit die ganze, damals aufgeklärteſte Nazion in Gährung. Könige, Päbſte, Prinzen, Erzbiſchöfe und Parlamente, miſchten ſich darein. Es blizte Bullen, Lettres de Cachet, und Exkommunikazionen. Man verfolgte, unterdrükte, und exilirte einander wechſelweiſe. Die Janſeniſten griffen zu dem verzweifelten Mittel, Mirakel zu wirken, und trieben es auf St. Medards Kirchhofe ſo lange, bis der König unſerm lieben Herrn Gott verboth, ferner Wunder zu thun *). Das grimmige Frazenſpiel dauerte über hundert Jahre, und ward nur durch die erwachende Philoſophie unſerer Zeit in ſein verdientes Nichts verſenkt. Seit dem glaubte man, der Geiſt dieſer Sekte wäre in der Utrechter Kirch konzentrirt.

*) De par le Roi defenſe à Dieu,
Ne faire plus Miracle en ce lieu.

Wie ſehr erſtaunte ich, da ich überzeugt ward, daß noch in den heutigen Tagen die Janſeniſten in Wien eine ziemlich anſehnliche und eifrig wirkende Partei ausmachen. Dieſe Düſterlinge, welche beſtändig von der Verfaſſung der erſten Kriſten, von der göttlichen Gewalt der Biſchöfe, von der Macht der Kirche, von ſtrenger Sittenzucht, von Nazionalkonzilien träumen, taugen nicht alle für unſere Zeiten.

Glüklicher Weiſe iſt jezt die Zeit nicht mehr, worin eine freudenloſe mürriſche Religionsſekte ihr Glük machen kann, und in Wien am wenigſten; ſonſt wär es wohl rathſam, über die Janſeniſten genauer zu wachen, die ſich jezt zwar ganz ſachte und beſcheiden betragen, aber ſobald ſie das Uibergewicht erhielten, uns alle zu ängſtlichen finſtern Kopfhängern und Mukern machen würden.

Das einzige Gute, was sie gegenwärtig wirken, ist, daß sie unermüdet und tapfer gegen ihre ehemaligen Todfeinde, die noch immer planvollen und aktiven Exjesuiten arbeiten.

Übrigens ist die Geschichte dieser Sekte eine derbe Lekzion für die Fürsten, wie gefährlich es für die Ruhe der Staaten sey, wenn sie sich in theologische Faktzionen und Streitigkeiten mischen. Das beste ist, sie mit Verachtung ansehn, und dem lauten Spott der Schriftsteller überlassen.

XCI.

Kammerjungfern.

Von den rigorösen Jansenisten zu den koketten Kammerjungfern ists ein mächtiger Schritt. Diese beiden Dinge sind Extremitäten in der Gesellschaft, weil es eigends mit zu den auszeichnenden Dingen der Jansenisten gehört, strenge Myso-

gynen zu ſpielen. Indeſſen kenne ich doch manche Kammerjungfer, die vielleicht in einer Stunde unter vier Augen die Frucht von vielen Bänden des Arnauld oder Nicole zernichten würde.

Der Orden der Kammerjungfern iſt in Wien von Wichtigkeit. Die Geheimniſſe der ganzen ſchönen Welt gehn durch ihre Hände; und wer die Welt nur ein bischen kennt, der weiß, welche unglaubliche Dinge durch die Schöne Welt gewirkt werden. „ Die ſtehenden Heere haben „ vielleicht unſere europäiſche Regierungen „ nicht mehr umgeſchaffen, als die von der „ Anna von Bretagne zuerſt eingeführten „ *Filles de reine* " ſagt Hr Schlözer: und ich ſeze hinzu: die Filles de reine thun wenig merkbare Einwirkungen, wobei nicht die *Filles de chambre* den Knoten ſchürzen, oder auflöſen helfen, nicht um das Geheimniß wiſſen, nicht hinter der Kuliſſe mitſpielen.

Den

Den Dialog mancher Dame mit ihrer Kammerjungfer Morgens an vertraulichen Puztiſchen mit anhören können, wäre für den Philoſophen oft ein intereſſanter Lekerbiſſen, eine Sache von Wichtigkeit, die ihm Aufſchlüſſe über die größten Auftritte des Tages geben würde. . . . In der Regel iſt die Kammerjungfer ſtets die Vertraute ihrer Dame, beſonders wenn dieſe noch jung iſt. Indeſſen giebt es auch welche, die von ihren Frauen gleichgültig behandelt, auch wohl recht teufliſch von ihnen geplagt werden, beſonders wenn ſich etwa Eiferſucht einmengt. In dieſem Falle trennt man ſich bald.

Die Wieneriſchen Kammerjungfern leben bequem. Die Intimitäten ihrer Damen beſorgen, und den Puz etwas in Ordnung bringen helfen, dieß iſt ihre ganze Beſchäftigung. Alle übrige Zeit bleibt ihnen, mit ihren Liebhabern zu tändeln, und auf den Schmuk ihres Geiſtes und Körpers zu wenden. Auch gibt es einige

unter

unter ihnen, die Geschmak, Wiz, Grazie, Lektüre, Sentiments, sogar Philosophie besizen, die ihren Wieland und Blumauer aus dem Kopfe hersagen, und Voltaire, Petrarca und Pope in der Grundsprache lesen.... Uiberhaupt haben sie gewöhnlich mehr Artigkeit und guten Ton, als die meisten jungen Fräulein; weil ihre freiere Lebensart ihnen erlaubt, mehr Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen, und sich mehr abzuschleifen.

So lange sie noch sehr jung und schön sind, ist es ein äusserst kostbares, theures Möbel um sie, weil gewöhnlich reiche Kavaliers in der Nähe stehen, welche die Reize des muthwilligen Kindes in Pacht genommen haben, oft auch nur der Zofe wegen in die Gesellschaft der gebietenden Frau kommen. Wenn sie aber gegen die dreißig hinansteigen, dann werden sie geselliger und umgänglicher. Da sie manchmal mit hohen Häusern in heimlicher naher Verwandtschaft stehen, so sorgt man schon

dafür

dafür, daß ſie noch vor ihrem Herbſt in den Armen eines Stallmeiſters, Kammerdieners, Haushofmeiſters, Güterverwalters, Forſtmeiſters, Mundkoches, oder Kanzleimannes, der manchmal ebenfalls mit dem hohen Hauſe verwandt iſt, ein Los finden. Sollten es Umſtände rathen, ſie früher unter die Haube zu bringen, ſo findet ſich auf den herrſchaftlichen Gütern immer eine ähnliche Gelegenheit.

XCII.

Stubenmädchen.

Wie ſich in den groſſen Häuſern die Dame von der Kammerjungfer bedienen läßt, ſo läßt ſich dieſe wieder von den Stubenmädchen bedienen. Bei den Weibern von minderer Bedeutung ſind die Stubenmädchen das, was die Kammerjungfern in den Paläſten vorſtellen.

Die Legion der Stubenmädchen iſt zahlreich: ich glaube, daß ſie wenigſt aus viertauſend Köpfen beſteht. Es ſind junge, hübſche, runde, muntere Dinger, voll Koketterie, Muthwillen, Neckerei und Buhlerei. Sie hüpfen durch das Leben hindurch, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, wie ihnen dabei geſchieht, oder wozu ſie eigentlich da ſind. Kaffe und Schokolade zu machen, ein Hemd zu wärmen, einen Tiſch zu wixen, das Bet zu machen, ein Halstuch zu glätten: dieß ſind die Künſte der Wienerſchen Stubenmädchen. Sie halten ſich in ihrem Anzug ſehr reinlich, wiſſen ihn mit Geſchmak zu wählen, und bleiben meiſt bei der ſchon unter ihnen eingeführten Tracht, welche die böhmiſche Haube, und das knappe Korſettchen vorzüglich niedlich machen. Da die ganze vornehme weibliche Welt ſich in die abſcheulichen Buffanten ſtürzte, und mit einer ſteifen lächerlichen Breite pralte, hatten die Stubenmädchen allein Mutterwiz

genug.

genug, ihre hübschen Figürchen nicht durch jenes abentheuerliche Gereife gleich Pakeseln auf beiden Seiten zu verunstalten. Sie verstanden ihren Vortheil besser, und fütterten ihre Hintern *) gut aus.... Ihre Jahrsbesoldungen sind zwischen 25 und 40 Gulden; diese reichen gerade hin, ihre Schuhe und ihren Haarpuder zu bezahlen. Nichts destoweniger gehen sie Sonntags ganz in Seide gekleidet, mit goldnen Ohrgehängen und grossen silbernen Schnallen in die Kirche, in den Prater und in die Komödie. — Rathet, wo sie ihre Kapitalien liegen haben! —

Un-

*) Man spricht täglich ohne Anstand von Culs de Paris, Faux Cul &c. Warum sollte man das Ding nicht auch deutsch nennen dürfen.

Unter der im Punkte des sechsten Gebothes so strengen Regierung der Kaiserin, waren die Stubenmädchen ein Artikel von grösserer Wichtigkeit. Es sind, wie man weiß, lauter honette Mädchen, und wohnen in lauter honetten Häusern: wenn also junge Herren zur Frau von, zur Wittwe von ꝛc. in die Gesellschaft giengen, so konnte doch die Polizei nicht so neugierig seyn, und nachschleichen, um zu sehn, ob der junge Herr nicht etwa aus Irrthum an die Thüre des Stubenmädchens gekommen sey; da man hingegen bei minder honetten Mädchen in keinem Zimmer und zu keiner Stunde sicher war. — Seitdem aber die Regierung aus sehr weisen Gründen heimlichen Freuden nicht so strenge mehr nachspürt, ist der Werth der Stubenmädchen um vieles gefallen, und, wenige Ausnamen abgerechnet, sind sie jezt wieder in dem Zirkel, wohin sie gehören: Sie machen die Mätressen der Jäger, Läufer, Lakaien, Leibhusaren, und besonders

der

der Kaufmannsdiener in den Seiden- und Galanterieläden. Da sie die Puzmaterialien für ihre Frauen von dort zu holen haben, so fällt manche Elle Zeuch, Band, Spizen ꝛc. nebenhin. Dafür darf der Ladenjunker Sonntags kommen, das gutwillige Ding im Fiaker auf das Land führen, und ihr — wie Yorik die Schuhschnalle fest machen.

Hr. Rautenstrauch hat im J. 1781 einen garstigen Prozeß gegen die Stubenmädchen angefangen; aber die Dingerchen fanden ihre Advokaten. Das ganze galante Wien nahm an der Fehde Theil. Man schrieb zwanzig Broschüren für die guten Mädchen; und wen diese papiernen Beweise von ihrer guten Sache nicht überzeugen konnten, den hätten sie nöthigen Falls gewis in eigner Person von ihren Vorzügen überwiesen. . . . . Merkwürdig ist, daß gerade zur nämlichen Zeit, wo man in Wien für die Stubenmädchen die Federn stumpf schrieb, eben dieß in Berlin

für ein altes Gesangbuch geschah. — Was mag wohl, beim Lichte besehen, weniger närrisch seyn, sich für ein paar tausend junge artige Mädchen, oder für eine Sammlung alter sinnloser Kirchenlieder interessiren!

XCIII.

Redute.

Sie ist die Hauptbelustigung der Fastnachtszeit, für das bessere Publikum.

In einem Flügel der kaiserlichen Burg sind zwei ungeheure Säle, dem Comus und Bachus geweiht. Sie stehn vom 7ten Januar bis zum lichten Aschermittwoch offen; anfangs alle Wochen Einmal, später hin jede Woche zweimal, und die lezten drei Fastnachtstage alle. Man steigt an einem eisernen Gatter ab, gehet durch eine Reihe von fünfzig schnurbärtigen Grenadiers, die mit ihren rauhen Bärnmü-

zen

ten und Bajonettengeklirre das scheue Mädchen beben machen, welches zum erstenmal mit hochklopfenden Herzen am Arm ihres Geliebten die berühmte Redute besucht. Wenn man durch diese Halle des Mavors gedrungen, und einige Stufen hinangestiegen ist, öffnet sich plözlich der grosse Zaubersal. Viele tausend Wachskerzen auf grossen wiederscheinenden krystallnen Lustern und piramidenförmigen Leuchtgestellen symmetrisch gereihet, blenden das Aug, und Pauken- und Trompettenschall, mit den sanfteren Tönen von hundert musikalischen Werkzeugen vermengt, rühren das entzükte Ohr, und heben unwillkürlich den jugendlichen Fuß zum fröhlichen Tanz..... Die Lustbarkeit dauert von zehn Uhr Abends, bis um sechs Uhr des kommenden Morgens.

Bei der ersten Einrichtung der Redute wurde sie häufiger besucht. Seit einigen Jahren thun ihr die Bälle und Pikeniks in den Privathäusern merklichen Abbruch.

Es giebt gewiſſe zimperliche Halbdamen, deren Eitelkeit mehr geſchmeichelt iſt, wenn ſie auf ihrem langweiligen Hausballe als vermeintliche Ball-Königinen gebieten können, als wenn ſie auf dem groſſen Sammelplaz der Freude, ohne Bewunderer und Anbeter erſcheinen ſollen.... Dem ungeachtet iſt die Redute noch immer glänzend genug, beſonders in den leztern Wochen. Wenn nur tauſend Perſonen da ſind, iſt es zu einſam. Anderthalbtauſend Köpfe machen eine bequeme Redute, in dieſem Fall iſt eben noch Raum genug zum tanzen. Zweitauſend verſtellen den Tänzern ſchon den nöthigen Plaz. In den lezten Tagen, wenn ſich die Freudenjäger bis gegen dreitauſend einfinden, dann iſt man in der Preſſe. Vergebens ſchneidet das Orcheſter ſeine Menuets und deutſche Tänze herunter: man kann nicht drei förmliche Schritte machen; alles drängt einander zum erſtiken; es iſt eine un-

unbehilfliche Menschenfluth, die nur eine langsame wellenförmige Bewegung hat.

Ehedem hielt man viel auf sehr auszeichnende, zum Theil sehr kostbare Masken, die oft eine grosse Gesellschaft zusammen auf die Redute brachte. Dieser Geschmak ist gänzlich gefallen: man achtet einen solchen kurzen Spaß nicht mehr der vielen Unkosten werth. Die meisten jezt erscheinenden Masken sind Domino und Venezianer-Mäntel. Frauenzimmer gehn häufig in ihrer gewöhnlichen Puzkleidung. Niemand, der nicht aus besondern Ursachen unerkannt seyn will, trägt die Maske vorm Gesichte. Manche gehn in ihren ganz gewöhnlichen Kleidern, und steken bloß eine Larve auf den Hut, um dem Gesez, maskirt zu erscheinen, wenigst im weitesten Verstand genug zu thun.

Die Redute ist zum Vortheil der Armen angelegt: der Uiberschuß von den nöthigen Ausgaben fließt in die Kasse der Dürftigkeit. Dieß ist der beßte Zoll, den

man der Armuth entrichten kann: es ist billig, daß der Hilflose von unsern Vergnügungen Unterstützung schöpfe; auch wendet kein Mensch gegen diese Taxe das mindeste ein .... Man bezahlt für den Eintritt jeder Person zwei Gulden. Erfrischungen und Tafel sind in Nebenzimmern für bestimmte Preise zu haben.

Mürrische Kasuisten! die ihr in euren diken Quartanten mit vieler Spizfindigkeit untersucht; in quantum, sine periculo peccati mortalis, liceat ostendere ubera? Kommt ihr Schulfüchse auf die Redute, seht um euch her, und dann macht euren Syllogismus!

Von den heimlichen Minen, offenbaren Stürmen, falschen Angriffen, feinen Wendungen, plözlichen Schwenkungen ꝛc. ꝛc. kurz von all den Stratagemen, welche der grosse Eroberer Amor auf den Redutensälen ausübt, sage ich nichts. Nichts von den Siegen, die hier über Blödigkeit, Eigensinn, Sprödigkeit, Grille,

Tu-

Tugend, Koketterie, Wachsamkeit, Männer-Troz, Unempfindlichkeit ꝛc. davongetragen werden. Ich könnte den Argwöhnischen, den Strengen, den Eifersüchtigen, den Kargen, den Schläfrigen, den Zutrauenden ꝛc. manches verrathen; aber, noch einmal, ich sage nichts: man muß verschwiegen seyn. Wird die Liebe nicht ohnehin von der Gesezgebung, der Heuchelei, dem Wohlstand, dem Eigennuz, der Politik ꝛc. genugsam gehemmt und gekekt!

XCIV.

Lustmädchen.

Es sind nicht fünfzehn Weiber und Mädchen in Wien, denen ihre Liebhaber Kutschen und Pferde halten; und unter diesen fahren nicht fünf als bekannte Mätressen grosser Herren herum: eine Zahl,

die im Verhältniß mit andern groſſen Städten wahrlich geringe iſt.

Gröſſer iſt die Zahl derjenigen, welche auf einem ganz artigen Fuß von reichen Liebhabern unterhalten werden; aber meiſtentheils in ihren Häuſern verſperrt ſizen, nie öffentlich mit ihren Liebhabern erſcheinen, und denſelben jährlich zwei bis dreitauſend Gulden koſten.

Noch gröſſer iſt die Zahl derjenigen die von minder reichen Leuten unterhalten werden, zu zwei bis dreien bei einer gutherzigen Matrone beiſammen wohnen, jährlich fünf bis ſechshundert Gulden von ihren Liebhabern ziehen, und dieſen, bei plözlicher günſtiger Gelegenheit einige Dukaten zu erhaſchen, von Zeit zu Zeit auf eine Viertelſtunde untreu werden.

Alle dieſe unterhaltenen Mädchen gehn von Hand zu Hand. Es wird nach einiger Zeit entweder der Liebhaber ihrer ſatt; oder es bietet ſich ein andrer an,

der jährlich einige Dukaten mehr verspricht, und so, wie billig, vorgezogen wird.

In die vierte Klasse gehören diejenigen, welche zwar von Niemand unterhalten werden, aber doch nicht jedem zu Gebothe stehn, sondern nur gewisse bekannte gute Freunde haben, von denen sie wechselweise besucht werden.

Nach diesen folgt die Schaar derjenigen, die ganz leidlich, zum Theil auch niedlich, gekleidet, in der Mittags- und Abendstunde auf den volkreichsten Strassen der Stadt herum streichen, und jeden, der seinem äussern Ansehn nach einen Gulden in Sak zu haben scheint, gutwillig mit sich nach Hause nehmen.

Die lezten, unter diese Rubrike gehörigen Geschöpfe sind jene brutalen Dirnen, die in den Saufhäusern der Vorstädte sich mit Bierkannen berauschen, und dann mit Soldaten, Fiakerknechten, groben Handwerkspurschen ꝛc. in wildem Taumel erliegen.

„ Irre ich, frägt der Verfaſſer der Schwachheiten der Wiener — „ wenn ich behaupte, daß Wien zehn„ tauſend weibliche Geſchöpfe hat, die „ jedermann für jeden Preis zu Dienſte „ ſtehn, und viertauſend andere minder „ ausſchweifende, die von Hand in Hand „ gehen? . . . Freilich irrt er: ſeine Rechnung iſt um ein merkliches übertrieben. Ich glaube der Wahrheit näher zu kommen, wenn ich ſage, daß Wien ungefähr zweitauſend öffentliche Straſſendirnen, und etwa fünfhundert unterhaltene Mädchen hat. . . . Ich würde jene Angabe nicht berührt haben, wenn ſie nicht Hr. Nicolai, troz ihrer auffallenden Unwahrſcheinlichkeit, getreulich in ſeine Reiſebeſchreibung eingetragen hätte, vermuthlich bloß, weil ſie ſo gelegen kam, den Wienern eine Schlappe mehr anzuhängen.

Soll ich es wiederhohlen, daß die Wienerſchen Luſtmädchen, im Vergleich

mit

mit den Pariſiſchen und Berliniſchen, züchtig ſind? Wenn man den Reiſenden glauben darf, iſt dieß wirklich ſo. In Wien wird euch ein ſolches Mädchen nie verfolgen, nie in den Weg treten, nie beim Rok an ſich ziehn. Sie blikt euch verſtändlich genug an, oder ſagt höchſtens im Vorbeigehn leiſe: Kommen Sie mit? . . . Dagegen beklagen ſich die Dilettanten aber auch, daß die hieſigen Mädchen zu wenig in ihrem Metje raffiniren, daß ſie nicht bequem eingerichtet ſind, daß ſie ihre Geſellſchaft ſehr wenig zu unterhalten wiſſen. — Wie wäre es auch anders möglich! Unter der vorigen Regierung wurde mit äuſſerſter Strenge gegen dieſe armen Geſchöpfe verfahren, und ſeit der jezigen iſt die Zeit noch zu kurz, um dieſen Zweig des Luxus ſchon in einiger Vollkommenheit hergeſtellt zu ſehen.

Ehemals wüthete man, wenigſt dem Vorgeben nach, aus religiöſen und moraliſchen Gründen gegen den unehelichen

Ge-

Genuß der Liebe. Die Moralität der Sache überläßt man zwar heute dem Gewissen des Sünders; aber man hat sie dagegen zu einem politischen Problem gemacht. Immer hört man noch die Fragen: Kann der Staat öffentliche Mädchen dulden? Wie hoch kann er ihre Zahl anwachsen lassen? Bis auf welchen Grad kann er die Publizität ihres Gewerbes dulden? Soll er sie ihrem eignen Schikſal überlassen, oder soll er eine Art von Aufsicht darüber führen? . . . daß er sie nicht gänzlich vertilgen oder aufreiben könne, scheint er wohl endlich durch sein Benehmen zu bestättigen. Das Ob? ist also so gut als entschieden; nun kömmt es noch auf das Wie? an.

Indessen dünkt mich, man lege dieser Sache mehr Ernst und Wichtigkeit bei, als sie verdient. Wenn der ganze Staat mit öffentlichen Priesterinnen der Liebe angefüllt wäre, dann müßte er freilich auf kräftige Gegenmittel denken. Allein, wie

aus-

ausgebreitet iſt denn das Reich der Luſtmädchen? Es iſt die Hauptſtadt, und etwa noch ein paar der gröſſern Provinzſtädte: da habt ihr den ganzen Wirkungskreis des Unweſens. Wie nun die Hauptſtadt in der ganzen Form ihrer Verwaltung gewöhnlich eine groſſe Ausnahme von der Verwaltung des Staats macht, ſo wird ſie es wohl auch in dieſem Artikel machen müſſen.

So abgeſchmakt und beleidigend für das Publikum es iſt, wenn ein Mann, der jährlich 60000 Gulden verzehrt, dem Monarchen eine Rechnung vorpinſelt, worinn er klar zeigt, wie jeder Beamter von hundert Gulden Beſoldung ganz bequem mit Weib und Kindern leben könne, er, der auf jede Schindmähre, die an ſeinem Wagen zieht, jährlich mehr verwendet; der gar keinen Begriff haben muß, was hundert Gulden für eine ganze Familie in unſern Zeiten ſind: eben ſo abgeſchmakt iſt es, wenn ein Mann, der eine

sehr einträgliche Stelle, ein schönes Weib, und etwa nebenher etwas noch Schöneres hat, nachdem er niedlich getafelt, und eine Stunde mit seiner schönen Frau Kabinetsruhe gehalten hat; wenn er dann hingeht, und ganz trocken predigt: Man muß der Lüderlichkeit Einhalt thun, um dadurch die Leute zum heurathen zu zwingen.

Was sind es für Leute, die nicht heurathen wollen, die den Lustmädchen nachlaufen? Sie sind nicht aus der Klasse der Bürger, der Handwerker, des geringen arbeitsamen Volkes: nein, es sind junge Kavaliers, reiche Wollüstlinge, Leute vom Mittelstande, junge Beamte, Künstler ꝛc. die bei geringen Einkünften doch in ihrem Aeusserm für die grosse Welt präsentabel erscheinen müssen.

Wer solche Leute durch Verjagung der Lustmädchen zum heirathen zwingen zu können glaubt, der muß die Menschen wenig kennen. Was werden die Folgen des

Zwan-

Zwanges seyn? Entweder die abscheulichsten Laster, oder man wird sich an ehrliche Weiber und Mädchen machen, und sie zu seinen Absichten zu lenken suchen. . . . Man hat von jeher die Lustmädchen als moralische Strahlableiter für die Sicherheit der tugendhaften Weiber gehalten. Was die gewissen abscheulichen Laster betrift: diese sind dem Staat sichtbar noch unendlich schädlicher als die uneheliche Liebe; sie schwächen ihre Anhänger noch mehr, und bringen gar nichts hervor, da die Mädchenfreunde doch jährlich immer zwei Drittheile von Schwangeren in das Gebährhaus liefern.

Endlich, wer kennt die Tyrannei der Weiber, ihre Herrschsucht, ihren Stolz, ihren Troz nicht! Da uns ein unglükliches physisches Bedürfniß von ihnen abhängig macht, so wissen sie sich ihrer Macht gewöhnlich nur zu wirksam zu bedienen. Will man einen ehrlichen Mann zur Verzweiflung, zu Unthaten; will man einen

Wei-

Weisen zu Albernheiten, zu Narrenstreichen verleiten: so gebe man ihn nur einer schönen Spröden Preis. Wie der arme Teufel Monate und Jahre lang zu den Füssen der schelmischen Kokette seufzen wird; wie er Zeit und Vermögen verschwendet, ihren Genuß zu erringen; wie er darüber zum Mährchen der Stadt wird, wie er Freundschaften, Pflichten, Verbindungen vergißt und aufopfert! — In solchen verzweifelten Fällen ist kaum ein anderes Gegenmittel, als ihm ein Freudenmädchen in die Hände zu spielen: dieß kühlt sein Blut ab, und giebt ihm seine Vernunft wieder, daß er lachend seine Unerbittliche verläßt.

Die Weiber wissen, wie sehr die Lustmädchen ihrer Herrschsucht im Wege stehe, darum sind sie ihre unerbittliche Feindinnen, und haben stets an den Verfolgungen derselben den größten Theil gehabt.

XCV.

XCV.

Luſtſeuche.

Vom Kapitel der Luſtmädchen iſt der Übergang auf das Kapitel der Luſtſeuche ſehr natürlich.

Herr Hensler hat ſich die Mühe genommen, uns die traurige Geſchichte dieſes Übels — eines der mörderlichſten in dieſer beßten aller möglichen Welten — mit groſſer Genauigkeit zu beſchreiben *) Hr. Hensler iſt nicht von der Meynung derjenigen, welche glauben, daß dieſe Krankheit erſt durch die Entdekung von Amerika aus den weſtindiſchen Inſeln nach unſerm Europa ſey verpflanzt worden: er behauptet, daß dieſe Seuche ſchon von jeher

*) Geſchichte der Luſtſeuche, von Hensler.

jeher in Europa einheimiſch geweſen ſey wenn ſie auch andere Namen trug, und durch etwas veränderte Symptomen ausbrach. Seine Gründe ſind nicht ohne Nachdruk; aber ſeitdem ich die Amerikaniſchen Briefe des Grafen Carli geleſen habe, bin ich auf der Seite derjenigen, welche dieſe ſchmerzliche und Menſchen-zerſtörende Krankheit für ein Amerikaniſches Produkt halten. Carli führt eine Stelle aus den Briefen des Veſpuz *) an, worinn ſich folgende merkwürdige Nachricht von den lüſternen Amerikaniſchen Weibern befindet: „*Le donne danno a*
„*bere agli uomini il ſugo d'una cert'-*
„*erba, e ſe queſto non giova, acco-*
„*ſtano alla parte certi animali velenoſi,*
„*che la mordono; ſinche ſi gonfia.*“ Hält man dieſe Stelle gegen eine Stelle

der

*) Vita, o Lettere di Amerigo Veſpucci.

der groſſen franzöſiſchen Encyklopädie, wo der Urſprung dieſer Krankheit ebenfalls vom Biß giftiger Thiere als nicht unwahrſcheinlich angegeben wird; hält man ſie mit der herrſchenden Meynung von ihrem amerikaniſchen Urſprung zuſammen, welche ſich auf die Beobachtung gründete, daß man ſie erſt nach der Entdekung von Amerika in Europa zuverläſſig als exiſtirend beobachtete; hält man ſie mit dem Umſtand zuſammen, daß die Luſtſeuche in den Morgenländern und bei allen jenen Völkern unbekannt iſt, die nichts mit den Amerikanern zu thun haben, oder ſie von den weſtlichen Europäern mitgetheilt bekamen: ſo bleibt die ältere ſehr allgemeine Vermuthung höchſt wahrſcheinlich, das wir dieſes leidige Gift aus den weſtindiſchen Inſeln geholt haben.

Am Ende, was liegt auch daran, woher ein Uibel ſey. Wenn es damit geheilt wäre, daß wir ſeine Quelle wüßten: ſo hätten wir ja Leibnitzens Theodi-

cee, Villaume's und Hallers Dichtungen vom Ursprung des Uibels. Aber leider! genug, daß es da ist, und durch keine Metaphysik gelindert wird! Die grossen Städte sind sein wahrer Thron. Müssiggang, würzhafte Speisen, feurige Getränke, Koketterie, studierter Puz, häufige Schönheiten, Weichlichkeit, Bequemlichkeit, Reichthum auf einer Seite, und Dürftigkeit auf der andern: alles dieß macht daselbst den Liebesgenuß zum dringendern Bedürfniß, den Wechsel in diesem Genuß zur Würze desselben, und die giftige Ansteckung zur Folge des häufigen Wechsels.

Die Vorsicht versetzte das Fieber nach Europa, und das Heilmittel desselben — die Quinquina — nach Amerika; sie erschuf die Lustseuche in Amerika, und ließ das Heilmittel derselben — den Merkur in Europa erfinden!

Wien ist so wenig von diesem Uibel frei, als irgend eine andere grosse Stadt in Europa; doch scheint es hier weniger all-

ge-

gemein verbreitet zu seyn, als es, nach Aussage der Re senden, in einigen andern Hauptstädten herrscht. Es ist eine böse Schlange, die ihren nagenden Zahn allenthalben ansezt. Weder eine Leibgarde noch ein Portier sind im Stande, sie von den glänzendsten Palästen abzutreiben: Franz der I. und Heinrich der III. in Frankreich mußten ihre Biße fühlen. Man sagt, daß selbst der frömmste Bruder Pförtner sie nicht immer von den geheiligten Klöstern ausschliessen kann. Sie benagt alle Stände; hält sich aber vorzüglich an die grosse und schöne Welt; macht manche fette Pfründe, manches Ordensband, manche Eskadron vakant; macht, daß der Fiskus wieder zu Gütern kömmt, die Jahrhunderte lang das Erbtheil vornehmer Familien waren.

Die gutwilligen Mädchen, diese Marthyrinnen des Bedürfnisses, der Laune und Flatterhaftigkeit, sind die unausbleiblichen Opfer dieser Krankheit. Es sind von Zeit

zu Zeit nächtliche Hausvisitazionen. Die gesunden Mädchen entläßt man, die kranken müssen in das Spital wandern. Sie tragen also das Uibel ein halbduzendmal dahin, werden immer taliter qualiter geheilt, und erliegen endlich darunter.

Für die räsonnirende Welt ist diese Krankheit das wirksamste Geboth gegen die Unkeuschheit. Ein unerbittlicher Chirurg mit Incisionsmessern, Scharpie und Höllenstein im Perspektiv, verhindert mehr Sünden, als wenn Moses selbst mit seinen zwei steinernen Tafeln käme.

Herr Preval soll vor einigen Jahren ein Präservativ gegen das Gift der Liebe erfunden haben. Dieß wäre eine Preisaufgabe für einen Fürsten, dem das Bevölkerungssystem am Herzen liegt.

Ein gewisser Doktor der Rechte Bauer in Wien both vor einiger Zeit ein Universal Heilmittel gegen das Uibel an, wofern Deutschland im voraus so viel Geld zusammen schiessen würde, als er nöthig hätte,

seine Stadt im Traum zu bauen. Das Publikum lachte ihn aber als einen universal Träumer aus, und holt einsweilen das Heilmittel gegen die Lustseuche aus den Gruben von Hidria.

XCVI.

Soll man Bordele (Freudenhäuser) anlegen?

Vor einigen Monaten fiel es mit Einmal mehrern Broschüristen in den Kopf, über die Anlegung von Freudenhäusern zu schreiben. Alle riethen zur Einführung derselben. Um eben diese Zeit kam dieser Gegenstand in ernstliche Uiberlegung bei der Regierung selbst. Man holte von der Polizei und von der medizinischen Fakultät Gutachten und Vorschläge darüber ein. Seitdem ist nichts weiter in der Sache geschehen; auch sind die Stimmen jener Stellen, und der Entschluß der Regierung nicht bekannt geworden.

Ich meines Theils glaube, daß man förmliche öffentliche Bordele (Freudenhäuser) nicht einführen soll. Man höre meine Gründe.

So lange die Freudenmädchen zerstreut leben, und von der Polizei nur tolerirt werden, ist für die öffentliche Sittlichkeit immer noch ein Schritt mehr gewonnen. Der neue unerfahrne Jüngling scheut sich stets noch etwas mehr, solche Geschöpfe zu besuchen, weil der abschrekende Gedanke nicht ganz von ihm weicht, er könnte vielleicht überfallen werden, Verdruß haben, oder beschimpft werden. Wird aber durch öffentlich errichtete Häuser die Sache authorisirt, so fällt dieser Grund ganz weg.

Der wichtigste Grund zur Errichtung solcher Häuser, ist die Verhütung der Ansteckung. Ja! Wenn der Himmel bloß die Lustmädchen mit der heillosen Krankheit geschlagen hätte, dann möchte es angehen. Aber wo wollt ihr mit den galan-

ten Weibern hohen und gemeinen Ranges, wo mit so vielen honettscheinenden Mädchen hin? Es ist leider nur zu wahr, daß die Zahl der Vergifteten von diesen beiden Klassen eben nicht unansehnlich ist. Die Liebhaber werden es also von Zeit zu Zeit bei jenen galanten Geschöpfen, welche von aussen mit Zucht und Keuschheit prangen, holen, und zu den Lustmädchen verpflanzen.

Endlich würde durch diese Anstalt die gesellschaftliche Freiheit unvermeidlich neuerdings einen gewaltigen Stoß leiden. Um jenen Häusern hinlängliche Kunden zu verschaffen; um zu verhüten, daß durch Galanterien ausser jenen Häusern die Krankheit nicht immer noch eben so sehr verbreitet würde, wie gegenwärtig, würde man mit äusserster unerbittlicher Strenge gegen alle unauthorisirte Häuser und Personen wüthen; ein Umstand, der die gehäßigsten Spionereien, Denunziazionen, Keuschheitskommissionen, Haus- und Bett-

Durchsuchungen nach sich ziehen müßte: Prozeduren, welche für die ganze Masse des Publikums ein grösseres Uibel sind, als die venerische Krankheit für einige Ausschweiflinge ist.

Ein minder gehäßiger, und vielleicht doch eben so wirksamer Ausweg wäre, wenn die Polizei die Freudenmädchen anhielte, sich alle acht oder zehn Tage bei Gewissen dazu bestellten Chirurgen visitiren zu lassen. Die Kranken würden behalten, und ins Heilungshaus geschikt. Den gesunden würde ein gestempeltes Gesundheits-Attestat, immer vom Tage der letzten Visitazion datirt, gegeben, welches sich jeder bei ihnen Eintretende könnte allemal vorweisen lassen.

Laßt uns aufrichtig sprechen. Wie einseitig sind solche Anstalten! Glaubt man denn wirklich etwas so gar Grosses gethan zu haben, wenn man ein paartausend Pflastertretern, in der Hauptstadt jährlich eine Quekſilber-Kur erspart; indessen unsre ungе-

geheuren ſtehenden Armeen dieſes Gift weit und breit über das ganze platte Land vertheilen. . . Laßt immerhin die Stuzer der Reſidenz ein bischen zuken und zapfeln; aber für die ganze Nazional Maſſe, für das Landvolk ſorget, um es geſund zu erhalten.

XCVII.

Chirurgiſche Akademie.

Der Kaiſer Joſeph, welcher ſo viele Stiftungen und Inſtitute aufgehoben hat, errichtet dafür auch wieder einige ganz neue, deren Zwek unſern Zeiten mehr angemeſſen iſt, als jener von manchen der älteren. Unter dieſe neuen in Wien errichteten Inſtitute, gehört vorzüglich auch die Mediziniſch-Chirurgiſche Militär-Akademie, von ihrem Stifter die Joſefiniſche genannt.

Für

Für einen Staat, bei dem das Soldatensyſtem das herrſchende iſt; der übergroſſe ſtehende Armeen hält, bleibt die Wundarzneikunde immer eine der Wiſſenſchaften, welche die ſorgfältigſte Pflege erforderen. Die Uiberzeugung von dieſem Satz ſcheint den Kaiſer bewogen zu haben, dieſe Akademie anzulegen: wie er denn überhaupt diejenigen Wiſſenſchaftszweige vorzüglich unterſtüzt, die mit der Kriegskunſt in einiger Verwandtſchaft ſtehen.

Das prächtige Gebäude dieſer Akademie liegt in der Wahringergaſſe. Die Akademie iſt ein ganz für ſich allein beſtehendes Inſtitut, das weder von der Univerſität, noch von der mediziniſchen Fakultät abhängt. Es hat ſeine eignen Profeſſoren, ſeinen eignen botaniſchen Garten, ſeine eigne Bibliothek, ſeine Kabinette von Inſtrumenten, Präparaten aus Wachs, die theils in Florenz theils von Hr. Profeſſor Hunczowsky verfertiget worden. Sie giebt

Preis-

Preisfragen auf, und krönt die beßten Beantwortungen derselben mit Denk-Münzen. Sie nimmt auswärtige Gelehrte als Ehrenmitglieder auf, und wird ehestens anfangen, ihre gelehrten Arbeiten herauszugeben. Ihr Zwek ist, die Armeen des Kaisers mit geschikten Wundärzten zu versehen.

Die Schüler dieser Akademie sind ungefähr 250; sie gehn alle in Uniform, hellblau mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, dazu rothe Westen, und Hosen, Stiefel, und den Militarhut. Zweihundert wohnen im Gebäude der Akademie, und speisen gemeinschaftlich an grossen Tischen, für 8 Kreuzer das Mittagmahl. Ihre Lebensart ist nach militarischer Subordinazion. Der Lehrkurs dauert 2 Jahre. Um sie sogleich praktisch zu üben, ist mit der Akademie das Militar-Spital verbunden. Dort besuchen sie die Kranken, machen Operazionen, verordnen, thun überhaupt unter der Aufsicht ihrer Lehrer alles, was

sie

ſie einſt allein als Feldchirurgen thun werden.

Das Präſidium und die Direkzion über das Ganze führt Hr. Johann Alexander von Brambilla, der den Plan und die Statuten dieſes Inſtitutes entworfen hat.

XCVIII.

Die Nunziatur.

Auf dem Hof ſteht ein anſehnliches Gebäude, an deſſen Fronte drei Wappenſchilde hangen. Dieß iſt der Pallaſt des päpſtlichen Nunzius.

Die Beſtimmung der päpſtlichen Nunzien iſt bekannt. Sie giengen in alle Lande, um den Römiſchen Primat und die Römiſche Allherrſchaft aufrecht zu erhalten; ſie vertraten die Perſon des Papſtes, ertheilten Diſpenſazionen, Konfirmazionen ꝛc. und ſtrichen die darauf geſezten Taxen ein: ſo viel öffentlich, und mit je-

der-

dermans Notiz. Unter der Hand theilten sie die nöthigen Instrukzionen und Befehle aus, an die tonsurirten und geschornen Leibeigenen der Kuria, wie groß und klein, wie Fürsten und Pöbel hübsch in der Blindheit, in der Anhänglichkeit an Rom, in Aberglauben und Andächtelei, in der Freigebigkeit gegen das Priesterthum zu erhalten sey. Sie halfen allenthalben eifrig zur Unterdrükung der Denk- und Preßfreiheit, und zur Verfolgung der aufgeklärten Schriftsteller. . . . Der berüchtigte Widerruf des guten Febronius wurde ursprünglich vom hiesigen Nunzius bei der Anwesenheit des Kurfürsten von Trier eingefädelt, aufgesezt, nach Rom geschikt, und von dort dem Hr. Hontheim aufgedrungen.

Aehnliche Berufsgeschäfte treiben bekanntlich die Nunzien in Polen, Portugal, Spanien ꝛc. noch heut zu Tage.

In dem widerspenstigen Deutschland, hat es seit kurzem wegen der Nunziaturen leb-

lebhafte Händel geſezt, deren Ausgang noch bis jezt etwas zweifelhaft iſt.

Der Kaiſer hat den hieſigen Nunzius für einen ſimpeln politiſchen Bothſchafter, gleich den Bothſchaftern andrer Höfe, erklärt, der die weltlichen Geſchäfte ſeines Souveräns beſorgen, ſich aber mit geiſtlichen Dingen nicht mehr befaſſen ſoll. Er nahm dieſe Erklärung an, aber — unbegreiflich! noch immer übt er öffentlich einen Aktus aus, wovon bei keinem Publiziſten im Kapitel von den Geſandtſchafts-Rechten ein Wörtchen ſteht. Der Herr Nunzius, theilt, ſo oft er im feyerlichen Aufzuge nach Hofe fährt, auf offner Straſſe Benedikzion aus, wie ich ſie denn ſelbſt am letzten Neujahrstag mit devoteſter Herzenszerknirſchung von ihm empfangen habe. . . . Dieß iſt ungefähr das nemliche, als ob der Rußiſche oder Schwediſche Abgeſandte den Glaubensgenoſſen ihrer Religion eine öffentliche Straſſen-

pre-

predigt hielten: wie gesagt, ein ganz neuer Zuwachs zum Gesandtschaftsrechte.

Die neuesten Auftritte, welche der Nunzius Pacca gegen den Kurfürsten von Köln gespielt hat, sind bekannt; und daß der Herr Nunzius Zondadari in Brüssel, eben kein sehr eifriger Bothe des Friedens und der evangelischen Demuth war, hat die Nothwendigkeit bewiesen, in die sich der Kaiser versezt sah, jenen Herrn vor den Augen der ganzen Welt in Zeit von drei Tagen aus den Niederlanden gehen zu heissen. — — —

Ob Deutschland die päpstlichen Nunziaturen ganz entbehren möge, wird vielleicht bald entschieden werden.

XCIX.

Schneider.

Kleider machen Leute: und Schneider machen Kleider; also folgt von selbst

daraus, daß die Herren von der Nadel Männer von der ersten Wichtigkeit im Staate seyn.

Zwar trete ich nicht eben mit jener tiefen Ehrfurcht und Hochachtung in meines Schneiders Werkstätte, wie weiland Freund Rabener, spaßhaften Andenkens, es von seiner Person versichert; indessen fühle ich, daß es nicht eitel Lustigmacherei sey, was er von der Wichtigkeit der Kleider sagt. Jederman, der sich eine Weile in der Welt herumgetrieben hat, wird mir beistimmen: wird erfahren haben, wie oft das Kleid zum Maßstabe des Verdienstes genommen wird; wie oft ein schimmernder Anzug einen leeren Kopf hob; wie oft ein faserichter Rok die Brauchbarkeit eines Mannes verdunkelte .... In den Hauptstädten, wo Luxus und Kleiderpracht so allgemein ausgebreitet sind, wo sie einen so wesentlichen Theil der guten Lebensart ausmachen,

kann

kann man wenigstens mit halbem Ernste sagen, daß Kleider Leute machen.

Herr de Luca behauptet, in Wien seyen über dreitausend Meister Schneider. Ich glaube, Hr. de Luca habe sich etwas überzählt; denn da Wien samt seinen Vorstädten etwas über sechstausend Häuzer hat, so müßte nach seiner Liste in jedem zweiten Hause Ein und ein Zwölftheil Schneidermeister wohnen; daß dieses aber nicht so sey, sieht jederman auf den ersten Anblik. — Meister, Gesellen, und Lehrpursche zusammen genommen, mögen einen Haufen von 3000 Schneiderköpfen ausmachen.

Einige dieser Nadelherren verfertigen bloß Mannskleider, andere bloß Weibskleider, noch andere den Hungarischen Anzug.

Einige Schneider in Wien haben eine sonderbare Sitte eingeführt, von der mir nicht bekannt ist, daß sie in irgend einer andern Stadt gänge sey. Sie lassen

ordentliche Tariff von allen Gattungen der Kleider druken, die ſie um einen ſo geſezten Preis liefern, wie an andern Orten der Schlächter das Fleiſch, oder der Wirth den Wein verkauft. Solche Tariff-Schneider ſind Otto, Karl, Kralliſchek ꝛc.

Der Seltenheit der Sache wegen gebe ich einen kleinen Auszug aus einem ſolchen Tariff. Wenn er ſchon gegenwärtig den Wienern gleichgültig iſt, ſo iſt er doch dem Auslande etwas Neues; und vielleicht iſt er nach fünfzig Jahren auch für die Wiener ein Stük, das zu einem intereſſanten Vergleich über den Werth der Dinge in verſchiednen Zeitpunkten dienen kann.

	Fl.
Ein ganzes tüchernes Mannskleid von 8 Fl. Tuch mit Croiſee gefüttert, und mit gleich überzogenen Knöpfen	42

Von

	Fl.
Von 6 Fl. Tuch oder $\frac{7}{8}$ breiten 2 Fl. 30 Kr. Halbtuch	35
Von $\frac{7}{4}$ breiten 4 Fl. Tuch . . .	28
Von 2 Ellen breiten 3 Fl. Halbtuch	23

Rok und Beinkleider, oder Rok und Veste.

Von 8 Fl. Tuch mit Croisee gefüttert	32
Von 6 Fl. Tuch oder $\frac{7}{8}$ breiten 2 Fl. 30 Kr. Halbtuch	26
Von $\frac{7}{4}$ breiten 4 Fl. Tuch . . .	23
Von 2 Ellen breiten 3 Fl. Halbtuch	17

Kapotröke.

Von 6 Fl. Tuch mit Croisee gefüttert	28
Von 8 Fl. Tuch Wollblau . . .	36
Von 4 Fl. Tuch	24

Veste und Beinkleider.

Von schweren Seidenzeugen zu 3 Fl. 30 Kr. die Ellen	18
Von mittelschweren	13
Von gewirkten dreifädigen Säken .	8
Von Sommermancheſter	15
Von mittelschweren . . .	10

Fl.

Sommerkleider.

Glattes Mannskleid von feinen Kamelot mit Taffet gefüttert . . 38
Von feinen Harawin zu 2 Fl. . . 28
Von Dreydrath zu 28 Groschen . 26
Von halbseidnem Kamelot . . . 25
Von glattem Berkan, mit Kannevasfutter 13

Livreien.

Eine ganze Livrei von 2 Fl. 30 Kr. Tuch 20
Von 1 Fl. 30 Kr. Tuch . . . 15

Wer selbst Tuch und Futter liefert, der bezahlt für das übrige 6 Fl. Sehr grosse und dike Personen bezahlen etwas mehr. So liefert Hr. Adam Carl auf dem Haarmarkt seine Schneider-Arbeiten.

C.

Kaffeehäuſer.

Der Polak Koltſchitzky, welcher als Dollmetſcher der Oeſtreichiſch-Orientaliſchen Handelskompagnie in der Türkei gedient, und die Türkiſche Sprache und den Kaffee gleich gut hatte kennen gelernt, diente den bedrängten Wienern, während der Belagerung 1683, mit ſehr gutem Erfolg als Spion und Briefträger. Nachdem die Türken verjagt waren, trug ihm der Kaiſer für ſeine Treue, nach damaliger Gewohnheit, die Freiheit an, ſich eine Gnade auszubitten. Koltſchitzky bath ſich zur Gnade die Erlaubniß aus, ein öffentliches Kaffeehaus errichten zu dürfen. So entſtand das erſte öffentliche Kaffeehaus von ganz Europa in Wien, im J. 1683, obſchon der erſte Kaffee im J. 1644 aus der Levante nach Marſeille

gekommen war, und in Privathäusern getrunken wurde.

Die Nachfolger in diesem Koltschitzkyschen Gewerbe haben sich gegenwärtig in Wien und dessen Vorstädten ungefähr bis auf siebenzig vermehrt, und scheinen sich noch nicht auf diese Zahl beschränken zu wollen.

Die Kaffeehäuser sind, wie man weiß, gegenwärtig eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse jeder grossen Stadt. Wie würden so manche Müssiggänger ihre Stunden alle aufreiben; wie würde sich mancher kleinbemittelter unverheiratheter Mensch in der Eile sein Frühstük verschaffen; wie würde mancher Abentheurer sein Kostgeld erwerben; wie würde mancher arme Schluker im Winter umsonst sich wärmen können, wenn es keine Kaffeehäuser gäbe?

Die Bestimmung dieser Häuser hat sich seit ihrer ersten Entstehung, unendlich weiter ausgedehnt. Man trinkt nicht bloß Kaffee darin; man nimmt Thee,

Scho-

Schokolade, Punsch, Limonade, Manndelmilch, Brautsuppe *), Rosoglio, Gefrornes ꝛc. — lauter Dinge, die man vor ein paar Jahrhunderten in Deutschland noch nicht dem Namen nach kannte, — Man studiert, man spielt, man plaudert, schläft, negozirt, kannegießert, schachert, wirbt, entwirft Intrigen, Komplotte, Lustpartien; liest Zeitungen und Journale ꝛc. ꝛc. ꝛc. in den heutigen Kaffeehäusern; in einigen fängt man auch an Tobak zu rauchen.

In Wien sind die bekanntesten das Kaffeehaus des Milano, des Taroni, Kramer, Dukati, das auf dem Neuen Markt, jenes neben der Hauptmaut, und Hugelmanns seines an der Leopldstädter Brüke. Sie sind schön eingerichtet, halten gute Bedienung, und werden zahlreich besucht. Das gewöhnlichste Spiel in diesen Häu-

*) Chaudeau.

fern ist das Billard, deren immer zwei bis drei vorhanden sind, und wovon jedes, wenn es fleißig benuzt wird, des Tags zwölf Gulden einbringen kann.

Das Kaffeetrinken, welches sich seit Bekanntwerdung dieser Bohne in Europa über alle Stände verbreitet hat, wurde vor kurzem in verschiedenen Gegenden von Deutschland zu einer Art von politischen Gravamen gemacht. Ein paar Fürsten versuchten es, den Kaffee zu verbannen; man hört aber nicht, daß es damit recht Ernst werden wolle. Selbst dem vorigen König von Preussen, dem die Erinnerung an sein jugendliches Biersuppen-Frühstük wenigstens sehr spät kam, war, wie es scheint, mehr um das Monopol als um die Vertilgung der verschrieenen Bohne zu thun, und sein weiser Neffe hob diesen zweideutigen Zwang wohlberathen gänzlich wieder auf.

Auch in Wien ist der Durst nach Kaffee bis unter die Taglöhner und Markt-

weiber gekommen. Darum ſtehn in allen Vorſtädten bis gegen Mittag hölzerne Ständchen, wo man für die Liebhaber aus dem Pöbel die Schale ſamt einem Kipfel für 1 Kreuzer ausſchenkt. Allein dieß iſt nicht wahrer Kaffee, ſondern geröſtete Gerſte, mit etwas Syrup verſüßt; und jenes geringe Volk trinkt dieſes Dekokt, weil es ſich für 1 Kreuzer kein anderes ſo wohlſchmekendes und Magen-erwärmendes Frühſtük verſchaffen kann. Eine ſolche Kaffeehütte bringt, wenn ſie gut beſucht wird, des Tags 33 Kreuzer reinen Gewinnſt ein.

CI.

Zeitungen.

Man ſtreitet ſich noch über den erſten Erfinder der Zeitungen. Wer er auch ſeyn mag, ich ſchäze ihn ſo ſehr als den Erfinder irgend eines Dinges auf

der

der Welt . . . . Welche Leere, welche langweilige Stokung würde in unsrer Gesellschaft herrschen, wenn die Zeitungen unsre Neugierde, unsre Plauderſucht nicht täglich mit neuem Stof versähen!

Es ist eine unläugbare Wahrheit, daß die Zeitungen vieles zur Verfeinerung, zur Bildung eines Volks beitragen. Ein Mensch, der sich bloß auf sich selbst, oder höchstens auf einen kleinen Zirkel ihn umgebender Geschöpfe einschränkt, und sich nichts um die ganze übrige Welt bekümmert, wird immer ein mürrischer, stumpfer unbehilflicher, kurzsichtiger Bürger bleiben. Da hingegen der andere, welcher an dem Thun und Treiben, an dem Wohl und Wehe, an den Narrenstreichen und Edelthaten aller seiner Mitmenschen Theil nimmt, seinen Verstand übt, seine Klugheit schärft, sein Herz fühlbar, und seinen Umgang geselliger macht. Durch die Zeitungen wird jeder wichtiger Zufall, jeder grosse Unglüksstreich, jede neue Er-

findung, jeder gute oder bedenkliche Auftritt mit einer Schnelligkeit über alle Nazionen verbreitet, von der die alte Welt keinen Begriff hatte. Diese Flugblättchen sind ein gleich grosses Bedürfniß und Vorzug unsrer Zeiten: sie herrschen in den Palästen und Buden, in den öffentlichen und privat Häusern.

Kein Land von Europa hat wohl so viele und vielerlei Zeitungen, wie unser zerstükktes Deutschland. Es ist für alle Gattungen von Lesern gesorgt. Politische, litterarische, militarische, ökonomische, theatralische, merkantilische, geistliche ꝛc. ꝛc. Zeitungen füllen täglich von allen Orten und Eken her die Felleisen der Postillons. Ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich sechszig in Deutschland erscheinende Zeitungen annehme.

Wien hat seine politische Zeitung, mit der eine Art von Intelligenzblatt verbunden ist, die alle Wochen zweimal erscheint, und 12 Fl. kostet. Sie ist zwar keine

Hof-

Hofzeitung, unterliegt aber doch einer strengen Zensur. Der Inhaber bezahlt für das Privilegium derselben jährlich gegen 9000 Fl.

Neben dieser erscheinen noch ein paar Zeitungsähnliche politische Blättchen, eine ökonomische Zeitung, eine Kirchenzeitung, eine Gazette de Vienne, eine Gazetta di Vienna, Ephemerides Vindobonenses (eine lateinische Zeitung), eine ungarische Zeitung, eine Compilation complette..... Ein litterarisches, periodisches Blatt hat Wien nicht.

Von andern Zeitungen werden am meisten gelesen die Brünner, Erlanger, Hamburger, Frankfurter, Augsburger, Regensburger, die französische von Köln, Leiden, Courrier du Bas Rhin; die wälsche von Florenz, das London Chronicle, das politische Journal.... die allgemeine Litteraturzeitung.

Seit zwei Jahren drukt man hier auswärtige Zeitungen nach. Ein gewisser

Fran-

Franzos kam zuerst auf diesen ehrsamen Einfall, errang sich ein Privilegium auf den Nachdruk der damals eben sehr unbescheidenen Leidner Zeitung, und lebt seitdem regelmäßig auf Kosten des H. Stefan Luzac. — Da es ohne Zweifel sehr bequem ist, und weiter nichts als ein bischen harte Haut fodert, um auf Kosten eines fremden Zeitungsschreibers zu leben: so fand der industriöse Franzmann straks Nachahmer. Man fiel über verschiedne Zeitungen her; aber das Publikum griff nicht so gierig zu, als jene bequemen Herren es wünschten; und ausser der Leidner, wovon das Original strenge verbothen, und dem Erlanger, wird jezt keine weiter nachgedrukt.

Besser und verzeihlicher ist der Einfall, aus den beliebtesten Zeitungen verschiedner Sprachen, deutsche Auszüge zu machen. Solcher Auszüge werden gegenwärtig dreierlei gedrukt.

Vor einigen Monaten fiengen einige zweideutige Köpfe an, eine Schwarze Zeitung druken zu lassen. Sie erscheint wöchentlich zweimal. An der Fronte steht der Tod, sie enthält Unglüksfälle, und Biographien von lauter Selbstmördern. Ihre Absicht kann nicht gut seyn. Biographien von Selbstmördern sind allenfalls für den Psychologen und philosophischen Menschenforscher; aber sie in einem regelmäßig erscheinenden wohlfeilen Wochenblatt dem Volk unaufhörlich vorerzählen, dieß heißt, dasselbe mit der Idee des Selbstmordes vertraut machen, es endlich daran gewöhnen, daß es wohl gar Gefallen und Ruhm darin suche. Denn diese Mordgeschichten sind in der Volkssprache vorgetragen, und die Selbstmörder heissen alle berühmte Leute. Auch ist das Ding so eingerichtet, daß man die Mordgeschichten nicht als eine veraltete Zeitung wegwerfe, sondern daß man sie besonders

kann

kann zusammen binden lassen, und ein ordentliches Hauslesebuch daraus machen.

Und diese nichtswürdige Zeitung wird vom gemeinen Volk stark gelesen. — Wäre ihre Schuld auch nur diese, daß sie das geringe Publikum wieder an den abscheulichen Geschmak für Mordgeschichten gewöhnt, so verdiente sie schon verdammt zu werden.

CII.

Geschriebene Zeitungen.

Die Neugierde und Lästersucht, welche nicht mit Neuigkeiten zufrieden sind, die man, ohne den Wohlstand zu verletzen, durch den Druk bekannt machen kann, haben die geschriebenen Zeitungen erfunden, welche heut zu Tage in jeder Hauptstadt, ja sogar schon in mittelmässigen Provinzstädten im Umlaufe sind.

Wien hat zwei geschriebene Zeitungen, eine Deutsche und eine Französische. Die Deutsche ist troken, ohne Styl, sogar ohne Orthographie geschrieben. Die Französische ist etwas erträglicher: ihr Verfasser der Exjesuit F. affektirt sogar ein witziger Kopf zu seyn; er erzählt nicht so plump und erbärmlich wie der Deutsche: nein, er spricht für die grosse Welt, räsonirt wohl gar manchmal seinen eignen Senf dazu. So lange er den politischen Kannegiesser macht, ist die Sache lustig. Aber er macht auch den jesuitischen Beichtvater: schimpft auf neue Bücher, sucht den Verfassern derselben Gehässigkeiten anzuhängen; schreit gegen Freiheit zu denken und einreissenden Deismus; legt die Verbrechen einzelner Menschen der Schriftstellerei und der Lektüre zur Last ꝛc. und die andächtigen Weiber hohen Ranges lernen diese Predigten auswendig, kramen sie bei jeder Gelegenheit aus, und geben auf diese Art unwissend die Apostel des

Mei-

Meister F. und der Stupidität ab. Diese Zeitungen gehen von Hand in Hand, zirkuliren wöchentlich zweimal, und jede derselben kostet jährlich 6 Dukaten. Die wenigsten Leute wissen ihre Verfasser.

Der Inhalt dieser Blätter ist die Geschichte des Tages und die Aergerkronik der Stadt. Sie enthalten die wichtigsten Dinge dicht neben den unbedeutendsten: die Verordnungen des Monarchen und der Modegöttin; die Beschäftigungen der Minister, und der Stuzer; die Urtheile der Justiz, und des Puztisches. Kurz, alle Vorfälle am Hofe, in der Stadt, bei der Arme; Sterbfälle, Heirathen, Liebschaften von bekannten Personen, und was man je für einen Lekerbissen der Neugierde und Lästersucht hält.

Im ganzen genommen, enthalten diese Zeitungen ein Drittheil Wahrheit, und zwei Drittheile Unsinn und Lügen; denn ihre Quellen sind über die meisten Sachen bloß Stadtgerichte, Hörensagen ꝛc. und

dann manchmal ein wahrer Artikel, den sie von einer Kanzlei erhaschen.

Indessen werden sie von bestellten Leuten in alle östreichische Provinzen, und von den Residenten, Agenten ꝛc. an die auswärtigen Höfe verschikt; und die Zeitungsschreiber in Hamburg, Frankfurt, Köln, Erlangen, Bayreuth, Augsburg ꝛc. schreiben sie mit Lust und Freude ab. Daher kommt so viel unsinniges, abgeschmaktes, lächerliches Zeug, das man allenthalben von und über Wien liest. Wir lachen hier oft ins Fäustchen, wenn ein Spaßvogel einen recht affentheuerlichen Schnak erdichtet, ihn auf die Kaffeehäuser trägt, und durch seine Gehilfen zum Stadtgespräch machen läßt. Wir prophezeihens einander, daß er troz des darin liegenden Unsinnes doch in acht Tagen durch ganz Deutschland erzählt wird: und so ists. Erst nimmt ihn die geschriebne Zeitung auf, und am zweiten Posttag macht er schon gedrukt den Weg

wie-

wieder von auſſen herein, den er ſechs Tage zuvor geſchriebner hinaus machte.

Man könnte in Wien eine eigne Zeitung anlegen, um nur die Lügen aller auswärtigen über dieſen Plaz zu berichtigen. Es würde ihr nie an Stof fehlen.

CIII.

Mädchen-Penſionat.

Die Barbarei der vorigen Jahrhunderte, wo man ein Stük ſchlechtes Latein, und Theologie für den Gipfel alles menſchlichen Wiſſens hielt; wo die öffentlichen Schulen blos in der Abſicht da zu ſeyn ſchienen, um Pfaffen zu bilden: dieſe Barbarei hatte unter ihren übrigen ſchlimmen Wirkungen auch die unſelige Folge, daß man die Erziehung der ſchönen Hälfte des Menſchengeſchlechts beinahe ganz und gar vernachläßigte. Mädchen konnten ja keine Geiſtliche werden, wozu ſollte man

hnen also einigen Unterricht geben, da selbst die Erziehung der Knaben lediglich darauf angelegt war, das Heer der Altardiener stets mit hinlänglichen Rekruten zu versehen..... Daß einer polizirten Nazion daran gelegen seyn müsse, aus den aufkeimenden Mädchen vernünftige Gesellschafterinen, gute Hauswirthinen, unterrichtete Mütter, nüzliche Gattinen herzustellen, daran dachte Niemand.

Selbst nachdem die öffentliche Erziehung der Knaben schon auf einen bessern Fuß gesezt war, vergaß man noch immer der Mädchen. Es schien, als ob man mit jenen Kirchenlichtern einstimmig dächte, die auf einem Konzilium die erbauliche Frage aufwarfen: Ob die Weiber auch Seelen haben, und wahre Menschen seyn!

Erst in den neuesten Zeiten wurde die Wichtigkeit der weiblichen Erziehung hie und da einem Mann von Ansehen einleuchtend; und dadurch entstanden an einigen zerstreuten Plätzen Deutschlands

Mädchenschulen. In Oestreich sieht man gegenwärtig Mädchenschulen als ein wahres Staatsbedürfniß ein, das der Nazion wesentliche Vortheile bringen wird.

Um also seine Länder mit hinlänglichen Mädchenschulen zu versehen, und dieselben mit tauglichen Lehrerinen zu besezen, legte der Kaiser in diesem Jahre ein Mädchenpensionat an, welches für die weibliche Welt das nämliche ist, was ein Schulmeister-Seminarium für die männliche: eine öffentliche Staats-Anstalt, Lehrerinen zu bilden.

Dieses Institut besteht gegenwärtig aus 24 Mädchen, von 7 bis 14 Jahren. Es ist ganz ein Schöpfungswerk des Kaisers. Sie bleiben acht Jahre im Pensionat, und sind dann bestimmt als Lehrerinen in öffentliche Mädchen-Schulen einzutreten. Während ihres Lehrkurses erhalten sie Unterricht in der Religion, im Schön- und Rechtschreiben, im Rechnen, Zeichnen,

in der Naturlehre, Naturgeschichte, Erdbeschreibung, Geschichte, im schriftlichen Aufsaz, in deutscher und französischer Sprache, und in den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten.

Für die Religion ist ein Geistlicher, für die übrigen Gegenstände sind weltliche Lehrer, für die französische Sprache und weiblichen Arbeiten Madame Luzac und ihre Gehülfin Madame Linde.

Nach einiger Zeit werden allemal neue Zöglinge angenommen, welche von den ältern, die den Lehrkurs schon vollendet haben, unter der Leitung der Lehrer unterrichtet werden. So haben diese Gelegenheit, sich schon im Institute selbst in ihrem Berufe praktisch vorzuüben.

Das Institut ist in einem Flügel des Ursuliner Klosters angelegt, hat aber mit dem Kloster nicht den mindesten Zusammenhang. Die Mädchen sind niedlich, aber ganz einfach gekleidet. Der Monarch hat ihnen zur Erhohlung einen

Gar-

Gärten in der Vorstadt gegeben und dort Spiele zu nüzlicher Leibesbewegung anlegen lassen. . . . Die Aufsicht im Hause besorgt Madam Lüzac.

Die Aufnahme in das Pensionat hängt von der Wahl Sr. Majestät ab, Höchstwelche das Institut mit wahrer kaiserlicher Freigebigkeit unterhält. Es ist alles darin mit Reinlichkeit und Bequemlichkeit eingerichtet. Am ersten Sonntage jedes Monats steht der Eintritt dazu jederman offen, der sich mit der Einrichtung davon bekannt machen will.

CIV.

Der Prater.

Der Name dieses Lustwaldes kommt vermuthlich von dem spanischen *Prado*, aus dem der Wienerische Pöbel seinen Prater machte, und durch seine Stimmen-Mehrheit bewirkte, daß ihm auch die

grosse und die gelehrte Welt in dieser Benennung folgt.

Dieser Lustwald, der von Hirschen, Fasanen und Wildschweinen bewohnt ist, dient bekanntlich den Wienern zu ihrem allbeliebten Belustigungsplaz. Man kömmt durch die mit einer Kastanienallee besezte Vorstadt Jägerzeil auf einen grossen, freien Halbzirkel: von diesem führen fünf Alleen in den Freudenhain. In dem mittlern Raum finden sich eine Menge Wirthshäuser, Sommerhäuser, Tische, Kegelbahnen, Karussel, und andere zur Leibesbewegung dienende Spiele.

„Was ist heute Nachmittag zu ma„chen?" fragt der Handwerksmann Sonntags nach der Kirche seine Hälfte: Wir gehn halt in den Prater, versezt diese, und der ganze Haufe seiner Kinder stimmt aus vollem Halse mit ein. — Diese bei der ganzen bürgerlichen Klasse gleichgestimmte Neigung für den Prater, füllt ihn an Feiertagen mit einer un-

geheuren Menge Menſchen, und ſtellt von allen Seiten einen auffallend maleriſchen Anblik dar.... In den Hauptalleen das Rollen einiger hundert ab- und zufahrender Kutſchen; unter den Bäumen Tiſche, mit Geflügel und Weinflaſchen bedekt, dazwiſchen Spiele, Muſiken, das Jubeln der Kinder, das Geſauſe von Scherz und Lachen der Volksmenge; allenthalben buntes Gewühl einiger tauſend Menſchen, die theils im Schatten herumwandeln, theils am Zechtiſch ſchmauſen, theils ſich ins Grüne gelagert haben, theils in gröſſern Entfernungen, Arm in Arm geſchlungen, durch die Gebüſche ſchweben, und der Freundſchaft oder Liebe opfern. Dieß iſt das Bild des Praters an feſtlichen Tagen. An gewöhnlichen Wochentagen iſt er natürlicher Weiſe weniger bevölkert, aber man trifft doch immer, früh und ſpät einige Geſellſchaft an.

Es iſt ein Irrthum, wenn Hr. Reichard in ſeinem Reiſebuch *) ſagt, der Prater und Augarten ſeyn an Sonn- und Feiertagen Morgens geſperrt. Der Eingang dazu ſteht immer offen.

Neben der Mittelallee links iſt der Feuerwerksplaz. Das groſſe Gerüſte zu dieſem Schauſpiel bleibt das ganze Jahr ſtehn. Herr Stuwer, aus Ingolſtadt in Baiern, ward nach verſchiedenen Schikſalen zum Feuerwerker. Man muß geſtehn, daß er ſeiner Kunſt Ehre macht. Die Feuerwerkstage ſind die ſchönſten Tage des Praters. Der Eintritt koſtet 20 Kreuzer; dieß macht, daß bei dieſem Schauſpiel der geringe Pöbel wegbleibt, und dann nur das beſſere Publikum erſcheint..... Gegen fünf Uhr Abends fängt der Zug dahin an. Alle Eingänge ſind mit Kuiraſſiers beſezt, die mit blankem

*) Reiſebuch von Reichard.

kem Säbel Ordnung halten. Man macht erst eine kleine Spazierfahrt im Walde, oder bestellt sich nach Wienersitte eine Jausen unter den Bäumen. — Die Dämmerung beginnt; eine Kanone kracht! dieß ist das erste Signal. Die Entfernten Spaziergänger nähern sich; wer bei Tische sizt, frägt um seine Zeche, und bereitet sich, dem Schauplaz nahe zu kommen. Eine halbe Stunde verfliegt, ein neuer Kanonenknall, und eine himmelansteigende Rakete rufen die Zerstreuten zum Mittelpunkt. Nun strömmt alles herzu. Die Damen besteigen das dem Gerüste gegenüber stehende Amphitheater; die Kavaliers stehen ihnen zur Seite. Der größte Haufe von Zusehern stellt sich auf den ebenen Rasen zwischen beiden Gerüsten. Indessen ist es Nacht geworden. Noch ein dritter Donnerschlag, und nun fährt eine Raketenreihe pfeifend in die Luft, und macht dem Schauspiel den Anfang. Es dauert gewöhnlich drei Viertel Stunden:

die Erde zittert, der Wald widerhallt von betäubenden Donnergeknalle; es erscheinen Städte, Paläste, Festungen, Gärten, Tempel, Brunnen ꝛc. alles im abwechselnden vielfärbigen Feuer, welches die ganze Gegend herum erleuchtet, daß man dabei lesen könnte. Den Schluß macht allemal eine schreckliche Kanonade, wie sie einst von Kollins Höhen herunter gedonnert haben mag. Wenn die Witterung gut ist, nimmt Hr. Stuwer gewöhnlich 5 bis 6000 Gulden ein.

Am südöstlichen Ende des Praters, dicht an einem Arm der Donau, liegt das Lusthaus, ein runder, ganz frei stehender Pavillon, mit drei von aussen rings herum laufenden Gallerien, von denen man eine artige Aussicht genießt. Dieses Lusthaus ist das ganze Jahr zum Vergnügen des Publikums offen. Man wird mit Erfrischungen bedient, und hat von allen Seiten angenehme Spaziergänge herum. Die vom Anfange des Praters bis dahin nach der

Schnur

Schnur angelegte Allee ist genau dritthalbtausend Klafter lang. In den schönen Sommertagen, vorzüglich aber im Frühling, ehe der Adel Wiens noch auf seine Landgüter gewandert ist, wird dieses Lusthaus sehr häufig besucht: der ganze Weg dahin ist mit Menschen, Pferden und Kutschen bedekt. Um den leidigen Staub zu dämpfen, der sich zu Wien in alles mengt, hat man im vorigen Jahre an dieser langen Allee Brunnen angelegt, aus welchen die zum Gassenkehren verurtheilten Arrestanten Wasser schöpfen, und damit den Weg begiessen.

Es ist ein Schauspiel von besonderer Art, wenn man sich an einem schönen Sonntag in ein Kaffeehaus an der Leopoldsbrüke sezt, und von dort aus der Menschenkinder treiben, jagen und rennen nach Vergnügen beobachtet. Wenn es Abend wird, so rükt aus dem Prater gewöhnlich ein Zug von Kutschen an, dergleichen man wohl an wenig Orten

se-

ſehen wird. Dritthalb Stunden lang fahren oft über zwölfhundert Wägen einer dicht hinter dem andern im ſachten Schritt über die Brüke herein.

Die Schlauköpfe die Jeſuiten, welche ſich allenthalben ſo angenehm und gut zu niſten wußten, ſchwazten einem jenen bekannten frommen Kaiſer auch den Prater ab. Man nahm ihnen aber den Hain in der Folge wieder, der unter Karl dem VI. und Franz bloß dem Hof und dem Adel zur Spazierfahrt diente, von dem jezigen Kaiſer aber allem Volke offen gegeben wird.

CV.

Egoismus.

Es iſt eine allgemeine Klage der heutigen Sittenrichter, daß der Egoismus ſein Reich allenthalben und allmächtig ausbreite.

Der

Der Egoist, oder der Selbstler, wie ich ihn auf Deutsch nennen möchte, ist allerdings ein gehäßiges Geschöpf. Er betrachtet sich allein als den Mittelpunkt aller Dinge. Er will die Vortheile der gesitteten Menschengesellschaft genieſſen, ohne an den Lasten derselben Antheil zu nehmen. Das Leiden seiner Mitgeschöpfe rührt ihn nicht im geringsten, wenn er nicht selbst darein verflochten wird; und die Freuden theilt er nur aus Nothwendigkeit mit denselben, weil es nicht möglich ist, allein gewisse Vergnügungen zu genieſſen. Stünde es in seiner Macht, er würde alle Annehmlichkeiten auf seinen Wohnplaz, und auf seine Lebensdauer zusammendrängen; denn „wenn ich nicht „mehr bin, so mag die Sündfluth wieder einbrechen, und die Welt zu Grunde gehn" sagt er ganz gleichgültig. Um seinem werthen Ich die mindeste Unbequemlichkeit zu ersparen, würde er der ganzen Welt Leides thun, und wenn er

das mindeste Gute wirkt, so geschieht es nur, um zehnfache Zinsen davon zu ärnden..... Großmuth, Wohlthätigkeit, Mitleiden, Freigebigkeit, Vergeltung ꝛc. sind ihm unbekannte Begriffe.

Die Entstehung und Verbreitung dieser Selbstsucht schreibt man gemeiniglich unsrer Verzärtelung, dem steigenden Luxus, der Vermehrung unsrer eingebildeten Bedürfnisse zu. Ohne Zweifel tragen diese Dinge viel dazu bei. Aber, laßt uns aufrichtig seyn; die Denk- und Handlungsart der heutigen Könige mag wohl auch das ihrige thun, den Egoismus der Privatleute zu verstärken. Wo hört man denn zu unsern Zeiten noch viel von Großmuth, Belohnung, Freigebigkeit der Souveraine? — Oekonomie, Einschränkung, Reduzirung, Abschaffen, Ersparniß ꝛc. dieß sind gegenwärtig die allbeliebten Tugenden der Höfe, und das blödköpfige oder bestochene Volk der Zeitungsschreiber und Journalisten schreit jede kleinliche Knauserei

ſerei der Erdegöter als Meiſterſtük hoher Weisheit und Finanzkunſt aus. Ein Teil des Publikums ſieht aber ſolche Dinge aus anderm Geſichtspunkte, und wird, nach hohem Beiſpiel ſich modelnd, zum Egoiſten.

CVI.

Brittenſucht.

So überſeze ich das Wort Anglomanie. Dieſe Sucht iſt gegenwärtig bei der feinen Welt in Wien ſehr allherrſchend. Während des Amerikaniſchen Krieges faßte ſie die erſten Wurzeln. Man fieng damals ſehr allgemein an, Engliſch zu lernen, um die Zeitungen zu leſen: dabei machte man ſich mehr mit den Engländern und ihren Sitten bekannt. Es waren von jeher immer junge reiſende Britten hier geweſen; unter der jezigen Regierung vermehrte ſich ihre Zahl, mit dieſer auch ihre Kleider-

tracht, ihre Thorheiten und ihre Vergnügungen. Die Sucht, sie nachzuahmen wuchs und verbreitete sich immer mehr.

Die Wirkungen dieser Brittensucht sind Englische Sprache und Lektüre, runde Hüte, grosse grobe Uiberröke, dikbauschige Halsbinden, dunkle Fraks mit hochstehenden Halskragen, Stiefel und Sporn zu allen Zeiten, ein nachläßiger schwerfälliger Gang, dike ästige Bengel statt der Spazierstöke, eine Art von Rustizität in Stellung und Manieren, Kadogans, Punsch, Jokeis, Wiski, Wettrennen ꝛc.

Bei den Weibern ist es die Lust zu reiten, Thee, Hüte, Anglaisen, Sprache und Lektüre, und ein allgemeines Vorurtheil für jeden jungen oder alten, hübschen oder häßlichen Knaben, der zwischen der Insel Wight und den Orkaden zu Hause ist.

Was an diesen Dingen Gutes und Schlimmes, Anständiges und Lächerliches sey, sieht jeder von sebst.

Daß

Daß wir die Engländer in der bequemen Tracht, in den Verbesserungen unsers Geräthes nachahmen, ist allerdings vernünftig; aber wenn sich ein Wienerscher Gauch, der nie über Gumpoltskirchen hinaus gekommen ist, mit dem Punschglas in einer und dem ästigen Bengel in der andern Hand, einbildet, ein Engländer zu seyn er, den der nächste Polizeisoldat bei der Rokfalte ins Gefängiß schleppt, oder der Korporal mitten in der Nacht aus dem Bette fort nach der Kaserne treibt — dann muß man ihn bemitleiden.... Und jene närrischen Weiber, die weiß nicht welchen Schwung und welche Lust darin finden, mit jedem durchziehenden Brittischen Brausekopf eine Liebschaft auf vier Wochen anzufangen; was sollen wir dazu sagen? — Nichts.

Ehedem war der Name Engländer in den meisten grossen Städten von Europa beliebt und geehrt. Eine gewisse Großmuth, Freigebigkeit, und gesezter

Karakter zeichnete die Reisenden dieser Nazion aus. Seitdem aber so viele jungthuende Sauseköpfe, Söhne von Stahlschmieden, Wollekrämern, Schinkenhändlern, Bierbräuern, Malzkochern ꝛc. aus Woodstok, Leicester, Tetbury, Alfreton, Blandford ꝛc. in der Welt herum schwärmen, sich für Lordssöhne ausgeben, betrunken zu den vornehmen Tafeln kommen, an den Handwerksburschen und Fiakerknechten ihre Box-Kunst ausüben wollen; seitdem hat sich die ehemalige Achtung wenigstens hier in Wien gewaltig vermindert. Das bessere Publikum untersucht jezt erst, ob der Engländer auch ein vernünftiger gesitteter Mensch sey, ehe es seinen Umgang duldet; es überläßt die Tollheit, alles was aus England kommt, ohne Wahl und Prüfung mit offnen Armen aufzufangen, den deutschen Coxcombs beiderlei Geschlechts.

CVII.

Prediger-Kritik.

Noch vor zehn Jahren wär es ein beinahe sakrilegischer Angriff gewesen, die Prediger unter die Geisel der Kritik zu nehmen, denn „ der Prediger auf der Kanzel trägt Gottes Wort vor " war die allgemeine Ausflucht: man dachte gutmüthig genug, um nicht bemerken zu wollen, daß neun Zehntheile der gewöhnlichen Prediger Gottes Wort höchst unanständig, oder statt Gottes Wort wohl gar nur unsinniges Mönchenwort vortrugen.

Aber, wie die heutige Welt nun schon einmal vom Grübelgeist befallen ist, und nichts mehr unangetastet läßt: so traf denn die Reihe auch das Wort Gottes, oder eigentlich nur den Vortrag desselben. Die Predigerkritik entstand. Es war die Sturmgloke für alle schafköpfigen

Seelenhirten, die bisher auf heiliger Stätte in ihrer hochwürdigen Bequemlichkeit ohne weiters geschnattert hatten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Der Anfang ward mit einer allgemeinen Verdammung gemacht: man polterte auf allen Kanzeln gegen sie; man nannte sie Volksverführer, naseweise Bursche, Umstürzer der Religion und Andacht. Die Regierung unterstützte aber das heilsame Werk; selbst die Bürgerklasse fieng an, das Blatt zu lesen, die darinn vorgetragenen Wahrheiten zu fühle n, die schlechten Prediger zu verachten und ihre Kirchen leer zu lassen. Da die Herren Prediger endlich sahen, daß sie durch Toben, Schimpfen, Klagen und Vorstellungen, weder die Regierung noch das Volk weiter auf ihre Seite zu ziehn vermochten, so ergriffen sie den klügsten Ausweg: einige traten ganz ab, die übrigen besserten sich, soviel Sie konnten. So hat

diese

dieſe anfangs verhaßte Kritik der hochwürdigen Geiſtlichkeit einen weſentlichen Vortheil verſchafft: ſie hat in Wien gute oder doch erträgliche Prediger gebildet; und wer dadurch gewonnen hat, iſt augenſcheinlich der Klerus ſelbſt. . . . Auch ſind ſeitdem die meiſten Geiſtlichen hier mit der Kritik gegenwärtig ganz ausgeſöhnt, und danken ihrs in geheim, daß ſie den Predigtſtuhl ehrwürdiger gemacht hat.

Herr Hofmann war der Stifter dieſes Blattes; jezt iſt der Herausgeber desſelben H. Tſchink. Es dauert, unter etwas veränderten Titeln ſchon in das ſechste Jahr; das einzige Beiſpiel einer periodiſchen Schrift, die in Wien ihre Lebensdauer ſo hoch brachte.

Anfangs ſchränkte ſich dieſe Kritik bloß auf Wien ein. Nun beurtheilt ſie aber Predigten und Kirchenſachen aller öſtreichiſchen Provinzen: ſie wandert von

Freiburg in Breisgau bis Semlin an der türkischen Gränze. Weder die polnischen Prediger hinter den Karpathen, noch die Popen in Kroazien sind vor ihrer Geisel sicher. Man muß zu ihrem Ruhm gestehn, daß sie durch eine freie Rüge die Regierung schon auf manche Mißbräuche aufmerksam gemacht hat, welche ohne sie noch lange unbemerkt und unangezeigt der wahren Religion zur Schande in einem entlegenen Winkel würden herrschend geblieben seyn.

CVIII.

Moden.

„Wien richtet sich in Sachen der Mode, im Ganzen genommen, noch immer nach Paris. Es gibt Damen und Modehändlerinnen hier, die sich periodisch Puppen und Zeichnungen aus Frankreich kommen lassen. Selten wachsen auf unsern einheimischen Boden neue Moden; und wenn es auch geschieht, so schwingen sie sich doch nicht zu dem Ansehn einer Pariſischen empor."

„Uiberhaupt aber muß man gestehn, daß hier die Moden nicht sogar unaufhörlich wechseln, nicht zu einer sogar entscheidenden Wichtigkeit erhoben werden, wie wir es von Paris hören. Es giebt nicht gar viele Damen, die ein Verdienst darinn zu finden glauben, die vielfältigen neuen Moden sobald möglich an sich zu pflanzen. Der gröſſere Theil ändert ziemlich

lich langsam. Ich glaube, in Paris wechseln die Moden wenigst viermal, bis sie hier einmal allgemein wechseln; viele derselben kommen gar nicht über unsern Horizont. Es muß etwas sehr bequemes und hübsches seyn, wenn es bei der ganzen galanten Wienerwelt Eingang finden soll: dann erhält es sich aber auch, im Durchschnitt, wenigst um drei viertel Jahre länger, als in Frankreich. Ob deutsches Phlegma, Häußlichkeit, Blödigkeit der Puzmacherinen, Abwesenheit einer regierenden Monarchin ꝛc. Ursache dieser Stagnazion sey, kann ich nicht entscheiden."

So spricht das Journal des Luxus und der Moden — das dogmatische Buch für die Gläubigen der Göttin Mode — über diese Rubrike.

Das Journal der Moden hat Recht. Man trägt sich in Wien mit Geschmak; man ändert von Zeit zu Zeit etwas in Farbe, Schnitt, und andern Nebensachen

aber

aber man macht nicht gar alle modischen Albernheiten und Nichtswürdigkeiten mit, die unsere quecksilbernen Nachbarn jenseit des Rheins in ihrem Tändelei-Taumel ausheken. Man macht aus einem neuen Lokenbau, aus einer Schnallen-Garnitur nicht jene unendliche Wichtigkeit wie dort drüben; indessen will ich doch jedem ehrlichen Mann, der in den Zirkeln der bessern Gesellschaften gern gesehen mag werden, wohlmeynend gerathen haben, sich nicht sehr altväterisch zu tragen, und überhaupt durch eine niedliche Kleidung seine Aussenseite eben so hübsch und geschmakvoll herauszupuzen, als sein Inneres durch Wissenschaft, Litteratur, Philosophie, Wiz und Laune geschmükt seyn mag.

Die Männer tragen sich heut zu Tage größtentheils nach englischen Mustern. Auch scheint es, daß die stets mit Niedlichkeit, und Bequemlichkeit verbundene Solidität des englischen Anzuges sich

besser

beſſer mit unſerm deutſchen Nationalka-rakter vertrage als das gar zu tändel-hafte Flitterwerk der Franzoſen.... Die Weiber aber haben noch immer mehr An-hänglichkeit für ihre ſchon verjährte Ge-ſezgeberin am Puztiſch, für die Haupt-ſtadt Frankreichs und der Moden, für das in dieſen Kleinigkeiten unerſchöpfliche Paris. Darum reiſen die berühmteſten zwei Modehändlerinnen von hier, Mada-me J. und Madame M. alle Jahre wenig-ſtens einmal in Perſon nach Paris, um dort mit eignen Augen zu ſehen, was in ihrem Fache Neues erſchienen iſt, und mit dieſem Neuen ſogleich unſere niedli-chen Damen herauszupuzen. Wie groß dieſes Bedürfniß bei der hieſigen weibli-chen Welt überhaupt ſey; läßt ſich unge-fähr daraus berechnen, daß ſechshundert fünf und ſechszig öffentlich privilegirte Puzmacherinnen in Wien und deſſen Vor-ſtädten ihr niedliches Handwerk trei-ben.

Die

Die Moden sind einer der ersten, wesentlichsten, und kostbarsten Bestandtheile unseres Luxus. Die ernsthaften, häuslichen Väter und Ehemänner haben ihren leidigen Jammer damit. Da kommen der Zeuche, der Hüte, der Bänder, der Spizen, der Schnallen, der Ohrgehänge, der Hauben, der Fächer, der Dosen, der Halstücher, der Federn ꝛc. ꝛc. bald so viele, als Tage im Jahre sind; und will man den lieben Hausfrieden in seinen vier Pfählen erhalten, so muß man schon wenigstens von Zeit zu Zeit mit so einem Artikel die gute Laune der theuren Hälfte oder der heranwachsenden Töchter erkaufen.

Ich hätte meine wahre Freude daran, Euch, geehrte Leser, einen männlichen und weiblichen Stuzer nach dem Leben zu zeichnen, wie sie eben jezt auf dem Graben herumflattern; weil aber mein Gemälde vielleicht in wenigen Wochen schon wieder veraltet seyn möchte, so verweise

ich

ich Euch auf das Weimarische Moden-Journal, welches von Monat zu Monat die Symptomen des Moden-Fiebers mit Einsicht, Wahrheit und Anschauungskraft darstellt.

CIX.

Kirchen.

Es sind gegenwärtig ungefähr 30 Kirchen und Kapellen weniger in Wien, als ihrer vor sechs Jahren waren; und auch die noch bestehenden haben eine etwas veränderte Gestalt bekommen.

In den Zeiten der kleinfügigen Andacht behieng und überlud man unsere Kirchen mit so vielen überflüßigen, zum Theil auch unanständigen und läppischen Verzierungen, Bilderwerk, Tändeleien, ꝛc. daß viele derselben dadurch gänzlich verunstaltet wurden, und eher einem geistlichen Trödelkram, als einem Tempel Got-

tes

tes ähnlich sahen. Das Fahnen = und Stangenwerk der ehemaligen Brüderschaften, stellte gleichsam einen ausgedorrten Wald in den Kirchen vor; wo immer ein leerer Winkel übrig war, stellte man ein Kreuz, einen geschnizten Heiligen, ein Bild, einen Leuchter ꝛc. hin. Wo sich eine geschnizte oder gemalte Statue von Kristus, Maria oder einem andern Kirchenpatron befand, sezte man ihr eine baumwollene oder andere Perüke auf; staffirte sie mit einer silbernen oder blechernen Krone aus; legte ihr auch wohl gar ein seidnes oder wollenes Röckchen, einen Mantel, oder so was an. Alles dieß sollte — nach dem Sinn blöder Andächtler und einfältiger alter Weiber — eine Verherrlichung der Kirche, ein auferbaulicher Beitrag zur grösserer Anflammung der kristlichen Frömmigkeit seyn.

Mit der heiligen Messe wurde ebenfalls eine Art von Unordnung getrieben.

Man las deren zu gleicher Zeit so viele, daß sie, statt die Andächtigen in einer ruhigen Gemüthsversammlung zu halten, dieselben vielmehr zerstreuten. Bei jedem Altar stand ein Priester: der eine war bei der Wandlung, der andere beim Evangelium; der las den Kanon, jener die Kollekte; dieser konsekrirte, jener sprach das Ite missa est. Man wußte oft nicht, gegen welchen man sich mit dem Gesichte wenden, ob man knien oder stehn sollte. Hier ward Oremus gesungen, dort zur Elevazion geklingelt, weiter hin zur Kommunion an die Brust geklopft ꝛc. ꝛc. Kurz, es war eine andächtige Verwirrung, die jede wahrhaft fromme Seele bestürzt machte.

Seit einigen Jahren herrscht mehr Anständigkeit, Majestät, Ernst, Ruhe, und Ordnung in den Wienerschen Kirchen.

All der alberne Bruderſchaftsplunder iſt aus denſelben weggeſchaft; den verkleideten Statuen hat man ihre Perüken und Mäntel abgenommen; ſtatt dem profanen Geludle, das oft einen Chor aus einer Opera Buffa in ein Sanctus verwandelt, und es während den heiligſten Religionshandlungen gar ſüße heruntergekräht hatte, iſt der populäre deutſche Kirchengeſang eingeführt. Mit den Meſſen, als dem weſentlichſten Stük des katholiſchen Gottesdienſtes iſt die Ordnung getroffen, daß von halbe Stunde zu halbe Stunde immer nur Eine, und dieſe auf dem Hauptaltar der Kirche geleſen werde; die übrigen Altäre ſtehn gegenwärtig ungebraucht da, und werden nur nicht weggeriſſen, um keine unſymetriſche Lüken in die Kirchen zu machen. Bloß in einigen der größten Hauptkirchen iſt es erlaubt, neben der hohen Meſſe noch ein paar ſtille zu leſen, um gewiſſen

Klaſſen von beſchäftigten Leuten ein Genüge zu leiſten.

So ſehr auch einige eigennüzige Prieſter gegen dieſe Einrichtung aufgebracht ſeyn mögen, ſo gewiß iſt es doch, daß die Kirchen nach ihrer weſentlichen Beſtimmung dadurch ſehr gewonnen haben. Der vernünftige Kriſt beſucht ſie jezt mit mehr Auferbauung und mehr gerührtem Herzen, bethet vielleicht etwas weniger, klopft minder oft an ſein Herz, hört wenigere Meſſen; verrichtet aber ſeine Andacht mit mehr Ruhe, Salbung und Würde.

XC.

XC.

Bäder.

Man kennt die Träume des Franzoſen De Maillet. Er ſtudirte, während ſeiner Konſulſchaft in Aegypten, durch fleißige Beſchauung der Meeresbewegung, die Hypotheſe aus, daß die ganze Erde ehedem ein Meer geweſen, und wir Menſchen in unſerm erſten natürlichen Zuſtande die Geſtalt gehabt, wie man die Tritonen und Sirennen malt: oben Menſch, unten doppelſchwänziger Fiſch. Darum empfiehlt er uns das Element dieſer Thiere vorzüglich, und ſagt: im Waſſer leben ſey das wahre Athmen unſrer angebornen Luft. *)

*) Reſpirer l'air natal.

De Maillet übertreibt die Sache, das ist gewiß; aber eben so richtig ist, daß wir gar zu wenig im Wasser leben; und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, lobe ich mir den Pseudopropheten Mahomed, daß er seine Muselmänner durch die Religion zum Baden verpflichtet hat. . . . Eine übelverstandene Keuschheits- und Züchtigkeitssorge, hat bei uns das Baden, Schwimmen, und dergleichen Leibesübungen im Wasser beinahe gänzlich verdrängt, und zu einer Art von Sünde gemacht, da es doch augenscheinlich ist, daß in unsern Kinder- Jünglings- und Männer-Jahren wenige Uibungen dem Körper so heilsam sind, als Baden, Schwimmen ꝛc. Es erfrischt das Geblüt, reiniget die Oberhaut, stärkt die Nerven, macht gelenke und hurtig, und giebt überhaupt unsrer ganzen Maschine Festigkeit.

Erst

Erst in den neuesten Zeiten hat man, von der Gewißheit dieser Wahrheiten überzeugt, jene Wasserübungen bei den militärischen Erziehungsanstalten wieder eingeführt. Hier sind sie freilich am nothwendigsten; aber gleich heilsam würden sie für die ganze Nazion, besonders für die männliche Jugend seyn. Der Staat sollte sichs angelegen seyn lassen, durch die Wundärzte und Pfarrer auf dem Lande den Gebrauch des Wassers allgemein anzuempfehlen und einzuführen. Eine Predigt über die Vortreflichkeit des Badens und Schwimmens wäre nüzlicher, als eine über die Wichtigkeit des Portiunkula-Ablasses.

Die Wiener hätten es vorzüglich nöthig, ihre Leiber fleißig ins Wasser zu tauchen, weil der ewige Staub, und der schwere, dampfige Dunstkreis dieser Stadt ihre Einwohner auch vorzüglich beschmuzen. Sie baden sich zwar, aber

lange nicht genug. Man hat vor einigen Jahren des vermeyntlichen Aergernisses und der Ersäufungsgefahr wegen das Baden in der Donau verbothen. Zum Ersaz dafür sind ein halbduzend Badhäuser vorhanden, wohl bemerkt: Sechs Badhäuser für Wien, das heißt, ein wahres Nichts für eine so grosse Stadt. Der kleinste Preis für eine Person in diesen Bädern ist 17 Kreuzer, ungefähr so viel als sich der gemeine Mann einen Tag über verdient, folglich nicht auf das Bad wenden kann. Der Staat sollte irgend eine Anstalt treffen, daß besonders die Kinder der niedrigern Volksklassen, ohne ihre Aeltern darüber in Unkosten zu sezen, oft gebadet werden könnten, und wirklich gebadet würden.

Vor zwei Jahren wurde das kalte Stürzbad im Lichtensteinischen Garten Mode. Es gehörte zum guten Ton, dahin

hin zu eilen und ſich zu ſtürzen. Männer und Weiber, Damen und Stubenmädchen, alles ſtürzte ſich kopfüber in das Waſſer: man erzählte allgemein von den guten Wirkungen dieſer Plätſcherei; und was das Luſtigſte iſt, die Wirkungen derſelben waren ganz entgegen geſezt. Den geiſtlichen Herren kühlte es das Blut, und erleichterte es die Pflicht des Zölibats; ſchwächliche Herren und Damen ſtärkte es zu den Pflichten des Eheſtandes. . . Nach einigen Monaten war die allgemeine Stürzluſt wieder vorüber.

Eine wahrhaft gute und bequeme Anſtalt dieſer Gattung ſind die kalten Bäder, welche Doktor Ferro dicht am Augarten, auf der Donau angelegt hat. Sie liegen auf groſſen Kähnen: man befindet ſich vermöge eines Gitterwerks in dem natürlichen, lebendigen Strohm der Donau. Noch in dieſem Jahre hat Dr.

Ferro dieſe Bäder auch zum Spritzen eingerichtet, daß man ſich im nämlichen Augenblik am ganzen Leib begieſſen kann, weil die Empfindlichen ſich beklagten, daß ihnen beim einſteigen in das kalte Waſſer das Geblüt alles in den Kopf getrieben werde. Die Kabinetchen in dieſem Bade ſind mit Sopha, Spiegeln, und allen Bequemlichkeiten verſehen. Ein einzelnes Bad koſtet 40 Kreuzer, wer ſich eine beſtimmte Zeit hindurch regelmäßig badet, hat es um etwas geringern Preis.

CXI.

Akademie der Künſte.

Die Kunſt hat in Wien ſchon ſeit langer Zeit groſſe und erhabene Gönner und Liebhaber gezählt. Dieß iſt billig. Ein ſo blühender und reicher Staat, wie der Oeſtreichiſche, kann und muß allerdings etwas auf die Künſte verwenden, die freilich zum thieriſchen Leben, für ein Volk von Hottentoten und Kalmuken entbehrlich ſind, aber nicht für eine Nazion, die in der Welt eine Rolle ſpielen, die ſich Achtung erwerben will; die Geiſt, Muth, und Beſtreben nach beſſern Kenntniſſen, nach einer edlern Exiſtenz in ſich fühlt; kurz, nicht entbehrlich für eine geſittete, emporſtrebende, verfeinerte Nazion.

Dieſer Wahrheit iſt man in Oeſtreich überzeugt. Schon Kaiſer Leopold entwarf im J. 1704 den Grund zu einer Kunſt-Akademie; ließ die unentbehrlichſten Erforderniſſe zu einer ſolchen Anſtalt, die Muſter der hohen griechiſchen Kunſt, einen Laokoon, eine Medizeiſche Venus, einen Vatikaniſchen Apoll, den Borghe-ſiſchen Fechter ꝛc. in Rom abformen und hieher bringen. Förmlich eröffnet wurde ſie aber erſt unter ſeinem Nachfolger Joſeph dem I., am 18 Dezember 1705. Unter Karl dem VI. erhielt ſie noch mehr Unterſtüzung, und eine neue Klaſſe, die Klaſſe der Architektur; auch wurden damals ſchon Preismünzen ausgetheilt. Sie bildete die Gran, Altomonte, Janek Jerg, Donner ꝛc.

Nach vielen Abwechslungen ihres Standortes iſt endlich die Akademie der Künſte vor zwei Jahren in das dritte Stokwerk des ehemaligen Jeſuiten-No-

vi-

vizlates bei St. Anna versezt worden. Hier hat sie geräumige Säle und Zimmer, für alle Klassen und Arbeiten, und kann sich des von keinem Nebengebäude gehinderten Lichtes in vollem Masse auf die vortheilhafteste Art von allen Seiten bedienen. Ihre sechs Klassen sind:

Geschichtmalerei;
Bildhauerei,
Architektur,
Landschaftmalerei,
Erzverschneiderei,
Kupferstecheri.

Ihr Protektor ist seit 1772 Wenzel Anton Fürst von Kaunitz-Rittberg; ihr Vorsteher, Baron von Sperges. Das dazu gehörige Personale ist: der Akademische Rath, die Ehrenmitglieder, die wirklichen Mitglieder, die Schüler. Die Klassen haben ihre Direktoren und Lehrer.

rer. Jährlich werden an die Schüler, welche die beßten Preisſtüke verfertigen, goldene Münzen ausgetheilt. Von Zeit zu Zeit wird auch eine öffentliche Ausſtellung neuer ſehenswürdiger Stüke von bereits vollendeten hieſigen Künſtlern, und andern akademiſchen Mitgliedern, in dem groſſen Modellſaal und einigen Nebenzimmern veranſtaltet, und ein eigener Katalog darüber gedrukt.

CXII.

CXII.

Schazkammer.

Der Philoſoph lächelt beim Eintritt in dieſes Gewölbe. . . . . Hier liegen die Herrlichkeiten der Erde: Könige-Kronen, Herzogs- und Fürſten-Hüte, Gold- und Silber-Klumpen, in hunderterlei ſchöne Formen gebracht, zum Gebrauch der Götter dieſer Erde; Perlen und Edelgeſteine, aus beiden Indien zuſammengeholt: kurz, all jener ſchimmernde und flimmernde Plunder, welcher den angebeteten Gözen der Thoren ausmacht, und ſelbſt von dem Weiſen nicht ganz gleichgültig angeſehen wird.

Nebſt den Dingen, welche man gewöhnlich in den Schazkammern groſſer Könige zu ſehn pflegt, als da ſind goldne und ſilberne Tafelſervice, groſſe koſtbare Schmukgarnituren, und andere theils

künſt-

künſtliche, theils theure und ſeltne Stüke, enthält die Schazkammer zu Wien die Ungariſche und Böhmiſche Krone, den erzherzoglichen Hut, und noch die Inſignien einiger anderer Provinzen. . . . Die Ungariſche Krone, welche in den vorigen Zeiten auf den Schlöſſern zu Ofen und Preßburg gelegen hatte: und der erzherzogliche Hut, den nach altem Herkommen das Kloſter Neuburg in Verwahrung hielt, wurden im April 1784 hieher gebracht.

Ehedem hielt man bekanntlich die Krone eines Reichs für ein unumgänglich nöthiges Stük zum rechtmäſſigen Beſiz desſelben. Man verwahrte dieſes Spielzeug hinter ſiebenfachen Thüren, Riegeln und Siegeln. Einem König ſeine Krone zu ſtehlen, war eben ſoviel, als ihm ſein Reich abnehmen: in der alten Geſchichte von Ungarn, Böhmen, Polen ꝛc. kommen ſolche Beiſpiele vor. . .

Heut

Heut zu Tage lächelt man über dieſe gutgemeinte Grille unſrer ängſtlichen Großväter. Statt der gefährlichen Eigenſinnigkeit, den Beſiz, folglich auch die Ruhe eines Landes an ein kleines Goldklümpchen zu knüpfen, ſieht man jezt auf die weſentlichern Anſprüche, auf Erbrecht und Beſiz. Indeſſen hebt man dieſe alten politiſchen Reliquien noch als eine Seltenheit auf, zeigt ſie den Neugierigen; ſieht ſie aber in der aufgeklärten Welt ungefähr mit eben dem Auge an, wie die Kirchen-Reliquien.

Unter dem groſſen Vorrath von Juwelen am Familienſchmuk des Oeſtreichiſchen Hauſes iſt beſonders merkwürdig der groſſe Diamant, gewöhnlich der Florentiniſche genannt. Er iſt in Betracht ſeiner ſeltnen Gröſſe ungefähr der dritte unter allen bisher bekannten Diamanten. Das Schikſal ſpielte ihm ſonder-

bar mit. Einſt glänzte er am Diadem Karls des Kühnen Herzogs von Burgund. Dieſer unglükliche Fürſt, zu viel auf ſein gepuztes, reiches, vom blühendſten Adel ſtrozendes Heer bauend, wurde von den groben Schweizerbauern zum erſtenmal bei Granſee ſchlimm zugerichtet, und verlor daſelbſt vorzüglich ſein ganzes Lager, ſamt allen darin liegenden Schäzen und Koſtbarkeiten *). Unter dieſen befand ſich auch der groſſe Diamant. Der Schweizeriſche Landsknecht, welcher ihn bei

*) Ein alter lateiniſcher Reimer hat auf die wiederholten ſchrekklichen Niederlagen des unglüklichen Karls folgende ziemlich lahme Verſe gemacht:

Oppida trina tibi, Dux Carole dira fuêre:
In *Rebus* Granſe, *Grege* Murten, *Corpore* Nancy.

bei der Plünderung des Lagers erhaſchte, und ſich vermuthlich beſſer auf Käſe als auf Diamanten verſtand, verkaufte ihn an einen Bürger von Bern um fünf Gulden; dieſer an einen italiäniſchen Kaufmann um 120 Gulden; und ſo gieng er von Hand zu Hand, und ſtets in ſeinem verdienten Preiſe ſteigend, bis ihn der Herzog von Florenz erhandelte, von wo aus er bei den veränderten Beſitzern dieſes Landes in die Schazkammer nach Wien kam, wo er er nun für eine Tonne Goldes nicht wieder feil iſt.

Da ich kein Inventarium von den Merkwürdigkeiten Wiens mache, ſo übergehe ich auch die Einzelnheiten der Schazkammer, die von Jedermann mit eignen Augen geſehn zu werden verdient.

Unter den vorigen Regierungen beſtand auch eine ſogenannte geiſtliche

Schazkammer, wo vermeinte geistliche Kostbarkeiten und Raritäten, z. B. das Kreuzbild, welches mit K. Ferdinand gesprochen haben soll, und dergleichen schöne Sachen mehr, aufbehalten wurden. Diese Dinge hat man zerstreut, und meistentheils an angemessenere Plätze gebracht.

CXIII.

Vieh-Arzneischule und Thier-Spital.

Die Anbether des Brama haben für alle Gattungen von Thieren eine Art von brüderlicher Liebe, weil sie dieselben für Wohnungen von Menschenseelen halten. Die Anhänger des Mahomed machen Stiftungen für Hausthiere und Vögel, um sie zu nähren. . . . Wir sind klüger: wir pflegen unsere ökonomischen Thiere, die uns zur Nahrung, Arbeit und Bequemlichkeit dienen.

Die Hornviehseuche ist ein Uibel, das die größte Aufmerksamkeit des Staats verdient, weil sie oft die Nahrungsquellen eines ganzen Landes hemmt. Das

Pferd iſt ein ſo nüzliches, für einen militäriſchen Staat ſo unentbehrliches Thier daß man für die gute Erhaltung desſelben nie zuviel Sorge verwenden kann. Um dieſe beiden wichtigen Gegenſtände der Staatsökonomie gehörig zu beſorgen, hat man die Vieharzneiſchule und das damit verbundene Thierſpital angelegt. Das Gebäude dieſes Inſtitutes liegt in der Vorſtadt Landſtraſſe, in der Rabengaſſe. Der Aeſkulap unſrer ökonomiſchen Thiere iſt Herr Wolſtein.

Der erſte Grund zu dieſer öffentlichen heilſamen Anſtalt wurde ſchon im J. 1769 von dem jezt regierenden Kaiſer gelegt. Darauf ließ man Hrn. Wolſtein durch alle Länder von Europa reiſen, wo er ſeine Kenntniſſe über die Naturgeſchichte und Anatomie der Hausthiere, über die Krankheiten und Operazionen der Pferde, über die Zucht der Pferde, des gröſſern und

klei-

kleinern Hornviehes ꝛc. erweitern konnte. Nach seiner Zurükkunft kam zu Ende des Jahrs 1777 das Thierspital und die Vieharzneischule vollkommen zu Stande.

Da dieses Institut beinahe das einzige in seiner Art, von sehr wesentlichem Nuzen, und im Auslande nicht nach Verdiensten bekannt ist: so will ich es hier, nach einer schon gedrukten Nachricht, etwas umständlicher anzeigen.

„Alle Theile der Thierarznei werden an dieser Schule nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch gelehret. Professor Wolstein, der zugleich die Direkzion über das Spital und die Schule führt, lehrt Naturgeschichte, verbunden mit der Lehre von den Kenntnissen der Pferde, und ihrer Auswahl zu den verschiednen Geschäften. Dann trägt er die Lehre von dem

Hufbeſchlage theoretiſch vor, und erläutert die Lehre von den Krankheiten und Seuchen der Pferde, des Hornviehes, der Schaafe und Schweine. Der Oberadjunkt Schmidt giebt praktiſchen Unterricht im Hufbeſchlage, der Adjunkt- und Apotheker Mengmann behandelt die Arzneimittel-Lehre, und die Kunſt ſie zu bereiten. Der Adjunkt Tögel lehrt Anatomie und Phyſiologie; hält zugleich in den beſtimmten Stunden die Repetitionen. Der ganze Lehrkurs dauert etwas über zwei Jahre. — Die Ordnung in dieſem Hauſe iſt folgende: Morgens von 7 bis halb 9 Uhr verſammeln ſich die Schüler mit Profeſſor Wollſtein, betrachten mit ihm die Kranken, wohnen den Verordnungen und Operazionen bei, die täglich zu verrichten ſind. Von 9 bis 10 Uhr werden die Vorleſungen gehalten; und von 10 bis 11 Uhr beſchäftigen ſich die Schüler mit eignen Bemerkungen. Für diejenigen, welche

weder im Spital, weder in der Anatomie, Apotheke noch Schmiede die Inſpektion haben, ſind die Stunden von 2 bis 3 Uhr Nachmittags frei. Die Repetitionen und Prüfungen, die, auſſer Mittwoch und Donnerstag, täglich öffentlich geſchehen, werden von 3 bis 5 Uhr im Hörſaale gehalten. Die Zahl der kranken Pferde beläuft ſich gewöhnlich von 20 bis auf 30 Stüke; die gröſte Anzahl von 40 bis 50. Jedermann kann kranke Thiere gegen Bezahlung des Futters und der Arznei in das Spital geben; es werden immer ſo viele angenommen, als Raum dafür vorhanden iſt. Kranke Schaafe oder Hornvieh werden nur dann angenommen, wenn um Wien ſich eine Viehſeuche äuſſert. Die Schüler beſtehen aus Inländern und Fremden. Nicht bloß angehende Aerzte und Wundärzte, ſondern auch bürgerliche und militär-Schmiede, Bereiter und Oekonomen beſuchen das

Spital und die Schule. . . . Im Jahr 1777 wurde verordnet, daß keinem Schmiede das Meisterrecht soll ertheilt werden, der nicht durch Zeugnisse darthun kann, daß er den Lehrkurs der Thierarznei zurükgelegt hat. Durch eine andere Verordnung vom J. 1780 kann kein Arzt zu einem Physikat gelangen, der nicht die Lehre von den Seuchen und Krankheiten des Hornviehes vollendet hat. Dieser Theil der Thierarznei wird alljährlich gegeben, und dauert der Unterricht in demselben sechs Monate. . . . Seit dem J. 1780 wird die Thierarznei auch an den Universitäten zu Prag, Pest, Lemberg, Freyburg, und Grätz von Lehrern vorgetragen, die in der hiesigen Wolsteiniſchen Schule ihre Bildung erhalten haben."

Die

Die jungen Mediziner vom Auslande beſuchen dieſe Schule ſehr fleißig; auch haben einige deutſche Fürſten ſchon eigends Zöglinge in dieſes Inſtitut hieher geſchikt; daß alſo vermuthlich bald ähnliche Schulen nach dem Muſter desſelben in mehrern deutſchen Provinzen entſtehen werden.

CIV.

Der 31ſte Dezember.

Unſre guten, zeremonienvollen, ſteifen und komplimentenreichen Vorfahren hatten gewiſſe Glükwünſchungstage als einen Ehrenpunkt feſtgeſezt. Dieſelben verſäumen, hieß freiwillig Gnade, Gunſt, Freundſchaft, Empfehlung, und gutes Vernehmen der Familien aufgeben. . . . Um alles dieſes feſter zu gründen, und ſich öfter im Gedächtniß derer aufzufriſchen, die man aus Neigung oder Abſichten zu Freunden behalten wollte, vermehrte man allmählig dieſe Glükwünſchungstage zu einer übermäßigen Anzahl.

Der Neujahrstag; die Osterfeyer, die Pfingstfeyer; die Weihnachtsfeyer; der Geburtstag des Herrn vom Hause; der Geburtstag der Frau vom Hause; der Namenstag des Herrn; der Namenstag der Frau; die Geburtstäge und Namenstage aller Kinder, Schwestern, Tanten ꝛc. ꝛc. In einigen wohlhabenden Familien von Bürgern und kleinern Beamten sogar die Jahrstage der geschlossenen Ehe, des erhaltenen Amtes ꝛc. ꝛc. Alle diese Tage sezten den ganzen Zirkel der Bekannten vom Hause in Bewegung, daß sie sich in ihre Galakleidung stekten, zu Wagen und zu Fuß nach dem beglükten Hause eilten, und ihren Krazfuß machten, sich zu hohen Gnaden oder alten Freundschaft empfehlend.

Allmählig faßten einige den Muth, diese ewige Glükwünscherei höchst überlästig

stig zu finden. Es blieben für einmal die grossen Feyertage weg. Die kleinen Familien Jahrstage wurden auch wegsatyrisirt. Nach und nach vergaß man ebenfalls auf die Geburts- und Namenstage der kleinen und der Nebenfamilie. Die Namenstage des Herrn, besonders aber der Frau, und der erwachsenen Töchter, haben sich noch ziemlich erhalten. Der allgemeine, unter einer politischen Todtsünde, nicht zu vergessende Tag des Glükwunsches aber ist der Neujahrstag, oder eigentlich der Vorabend desselben, der 31ste Dezember.

Wehe den Pferden von Wien an diesem Tage! besonders den Pferden der Lehenkutscher und Fiaker. Da steht keiner müßig; alle Pläze sind leer; man zankt sich darum, man überbietet einander in die Wette. Nie ist so unsicher zu gehn, als an diesem Tage: alle

Gassen

Gassen und Strassen sind voll von hin- und herrennenden Wagen, mit hochgepuzten Herren und Frauen beladen.

Wenn eben recht schmuziges Schlakerwetter einfällt, ist es ein wahrer Jammer. Das Frauenzimmer bekömmt beim Aussteigen einen derben Guß von der Dachtraufe auf den Kopf und Busen. Das Stuzerchen in weiß seidnen Strümpfen und Hut unterm Arm, wird von den Wagenrädern wie getygert mit Koth bespritzt. In den Häusern geht es Trepp auf Trepp ab; man stoßt an gnädige Frauen und Lakeien, an Kavaliers und Laufer; jeder rennt zur Thüre, krizelt seinen Namen auf, oder wirft ein paar Billets hin. Die Bekannten, welche sich begegnen, lachen einander aus, oder fluchen auf alle Gratulazionen.

Indessen, wie es in allen Religionen Freigeister, gibt, so gibt es auch, welche über das Dogma der Glükwünschungs-Nothwendigkeit. Ich bin dabei. Und, im Vertrauen gesagt, unser Haufe wächst alljährlich mehr an.

Skizze

von

Wien.

Fünftes Heft.

Wien und Leipzig.
In der Kraussischen Buchhandlung
1788.

CXV.

Der Türkenkrieg.

Nach einem fünfzigjährigen Waffenſtillſtand iſt endlich Oeſtreich neuerdings mit den Oſchmanen zu Thätlichkeiten gekommen. Am 9ten Februar 1788 ward dem Divan in Konſtantinopel, dem Baſcha von Belgrad, und den übrigen Türkiſchen Gränzoffizieren in Bosnien, Servien, Walachei, Moldau ꝛc. die Kriegserklärung des Oeſtreichiſchen Monarchen kund gemacht; und ſogleich Tags darauf fien-

gen schon an mehrern Orten die Feindseligkeiten an. . . . Ganz Europa hat nun die Augen auf dieses Schauspiel geheftet, bei dem auch ein Theil von Asien und Afrika mit verflochten ist.

Wien ist vor allen andern Orten bei diesem Auftritt geschäftig. Die Unternehmungen und das Schikſal der kaiserlichen Armeen an den türkischen Gränzen, sind gegenwärtig der erste Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit; die Theilnehmung an denselben machen einen wesentlichen Zug in der heutigen Fysiognomie des Publikums aus.

Die Veranlassung des gegenwärtigen Türkenkrieges ist so ziemlich die nämliche, wie im Jahr 1737. Der gewaltthätige Angriff auf Rußland macht, daß sein hoher Allirter auch dießmal den Degen gegen die Pforte zog. Wir müssen hoffen, daß er ihn mit mehr Vortheil und Ehre in die Scheide steken wird, als es vor fünfzig Jahren geschah.

Laßt

Laßt uns über jenen Feldzug auch in der Erinnerung so schnell als möglich, wegeilen. Man hatte keine Generale, keine Kriegskasse, keine Magazine. Der jesuitische Beichtvater, alte Weiber, Pfaffen, und Hofschranzen, kabalirten, machten Parteien, eins gegen das andere, und verwirrten alles. Es gieng dann auch darnach. Zwei Jahre nach angefangener Fehde war man froh, mit dem Verlust der Walachei, Serviens und Belgrads, einen Frieden zu machen, um die Türken nicht auf dem Halse zu haben, wenn der schon sehr wahrscheinliche Fall einträte, den im darauf folgenden Jahre eine Trüffelpastete beförderte. *)

Wenn auf die Güte menschlicher Anstalten und Maßregeln etwas zu trauen und zu bauen ist: so sollte Oestreich in

*) Karl VI. starb am 20. Oktober 1740 an der Unverdaulichkeit dieser Pastete.

dem gegenwärtigen Türkenkriege nicht unglüklich seyn; gesezt auch, daß es von Rußland nicht auf das vollkommenste unterstüzt würde. . . . Seine Kriegsmacht ist — im Vergleich mit jener vor 50 Jahren — eine ganz neue Schöpfung. Ein zahlreiches, auserlesenes, vortrefflich geübtes Heer; geprüfte Generale; eine ungeheure, wohl bediente Artillerie; gefüllte Magazine; eine gut gespikte Kasse; Uiberfluß an allen nur erdenklichen Kriegsbedürfnissen; enblich an der Spize des ganzen Kriegsstaats ein Monarch in eigner Person, der in nicht geringem Grade einsichtsvoll und thätig ist, der Strenge und Güte wird anzuwenden wissen, die Pflichtvergessenen, die Ränkemacher, die Feigen zu bestrafen und zu entfernen; Muth, Tapferkeit, Eifer und Treue nach Verdiensten zu belohnen.

Indessen muß man auch von der andern Seite gestehn, daß die Türken keineswegs verächtliche Feinde sind. Ihre

hohe

hohe Meynung von sich selbst, ihr Patriotismus, ihr Fanatismus, ihre Geldgierde, gibt ihnen einen Grad von persönlicher Tapferkeit, daß sie sich — als einzelne Streiter betrachtet — mit dem Soldaten jeder Macht messen können. Uiberdas haben sie den Vortheil einer unerschöpflichen Menschenmenge, die der Despotismus aus Asien und Afrika herbei treibt, den Vortheil ihrer mäßigen schlechten Nahrungsart, welche die Unterhaltung ihrer Truppen um die Hälfte wohlfeiler macht, als die Verpflegung der unsrigen.

Bei allem dem ist zu vermuthen, daß gute Taktik und gute Artillerie, welche heut zu Tage das Loos der Kriege entscheiden, und welche beide den Türken vorzüglich mangeln, auch hier ihre gewöhnliche Wirkung thun, und über wilde, unordentliche Kampfwuth siegen werden. Ein vortheilhafter Wahlplaz, und der übereinstimmende Eifer von Offizieren

und Gemeinen, unter den Augen des Landesfürsten sich hervorzuthun, lassen die Niederlage rasender, von Opium betäubter Muselmänner mit einiger Zuversicht erwarten.

Schon vor Ausbruch des Krieges hat man von Czernowitz in der Bukowina an, durch Siebenbürgen, das Bannat, Syrmien, Slavonien und Kroatien, bis an das adriatische Meer, einen Truppenkordon gezogen, um die plözlichen Einfälle Türkischer Horden und Raubgesindels in unsre Provinzen zu hindern. Nebst der Hauptarmee, welche sich bei Futak in Ungarn versammelt hat, stehn noch fünf besondere Korps gegen den Feind im Felde: das erste in der Bukowina unter dem Prinzen von Koburg; das zweite in Siebenbürgen unter dem General Fabris; das dritte im Bannat unter dem General Wartensleben; das vierte in Slavonien unter dem General Mitrowsky; das fünfte in Kroatien unter dem Fürsten von

Lichten-

Lichtenstein. Die Hauptarmee wird der Kaiser in eigner Person, und unter ihm Feldmarschall Lascy kommandiren: der Erzherzog Franz macht dabei seinen ersten Feldzug mit. . . Wir dürfen nicht zweifeln, daß der Erfolg die getroffene Wahl der Generale rechtfertigen wird. Indessen wundert sich doch das Publikum von Wien, die Namen von Hadik und Loudon nicht bei der Armee zu finden.

Die ersten kriegerischen Schritte sind bereits gethan. Koburg hat die Wege aus der Moldau gegen Choczim vortheilhaft besezt, und nähert sich langsam dieser Festung. Fabris ist in die Moldau eingedrungen, und hat die dortigen wichtigen Salzwerke und die Hauptstadt Jassi weggenommen. Wartensleben hat die von Belgrad bis Orsowa auf der Donau gelegenen türkischen Schiffe erbeutet, und rükt gegen die Walachei. Mitrowsky hat die türkischen Schiffe auf der Sau weggenommen, Türkisch Gradiska in Grund

geschossen, und ein Detachement seiner Truppen jenseits der Sau postirt. De Vins ist vor der Anstellung des Fürsten von Lichtenstein in Bosnien eingerükt, ließ Dresnik und Sturlich durch seine Kroaten wegnehmen, welche aber von Dubitza mit Verlust abziehn mußten. Leute welche das Land kennen, versichern, daß die Einnahme von Bosnien äusserst schwer sey, und erst dann erfolgen dürfte, wann man ganz Servien in seiner Gewalt hat.

Die Hauptarmee stand bisher noch in Kantonirung, fieng aber am 15ten April an zu kampiren. Ihre erste Unternehmung soll die Belagerung von Belgrad seyn, indessen zu gleicher Zeit Koburg, in Vereinigung mit Rußischen Truppen, Choczim anfallen, und die Kroaten in Bosnien an Bihacs oder Banjaluka zu kommen trachten werden.

Das Schwerd ist also gezükt! Wollte ich nach Art der Zeitungsschreiber den

fein-

feinnasichten Politiker machen, was könnt ich da für Vermuthungen und Profezeihungen auftischen; aber ich mische mich nicht gern in dieses Handwerk.

Das Ernsthafte von der Sache abgerechnet, ist es ein wahrer Spaß, die Leute von verschiednen Ständen über diese Angelegenheit sprechen, kannegießern und streiten zu hören. Die meisten haben sich irgend einen Zeitungsschreiber zum Patron erkiesen, dessen Orakelsprüchen sie blindlings folgen. Die sich einsichtsvoller dünkenden verachten alle Zeitungen, und räsoniren nach eignem Kopfe. Der Eine glaubt, es sey nichts leichter, als alle Turbane in einem einzigen Feldzug über den Kanal nach Asien zurükzujagen. Der Andere meynt, wenn nicht fünf oder sechs Europäische Mächte zusammen helfen, so werde man wohl dem Meister Türk nichts anhaben können. Ein Dritter erhebt jeden kleinen erfochtenen Vortheil bis an die Wolken; ein Vierter zukt immer die

Ach-

Achseln, und weissagt, daß der hinkende Bothe nachkommen werde. Man schlägt sich auch wohl in Bierhäusern nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Fäusten um seine Meynung.

Ein anderer nicht so spaßhafter Umstand ist, daß der leidige Türkenkrieg in Wien das Brod über die Hälfte kleiner gemacht, und die meisten Lebensmittel in eben dem Verhältniß vertheuert hat, weil die Zufuhre aus ganz Ungarn gesperrt ist.

Noch hat der Hof keine ausserordentliche Kriegssteuer gefordert. Die Eroberungen in Osten werden dem Staat doppelt süß und vortheilhaft seyn, wenn sie ohne neue Auflagen ausgeführt werden, welches auch mit Grunde zu hoffen ist, da nach der heutigen Verfassung der Armeen, und dem Verhältniß der dabei interessirten Mächte, der Krieg unmöglich lange dauern kann.

CXVI.

CXVI.

Das Schänzl.

Dieß iſt der Haven von Wien. Alles, was von Menſchen, Waaren, Früchten ꝛc. die Donau herunter ſchifft, kömmt hier an das Ufer. Das ſogenannte Schänzl beſteht aus dem ſchmalen Erdſtrich, welcher zwiſchen den Feſtungswerken der eigentlichen Stadt und dem hier vorbeiflieſſenden Arm der Donau liegt.

Man ſieht dort ein immerwährendes Bild der Geſchäftigkeit. Schiffe kommen, Schiffe gehen. Ein Haufen nervigter Männer iſt von Sonnen-Aufgang bis Sonnen-Untergang in voller Arbeit, die tauſenderlei Bedürfniſſe der groſſen Stadt aus- und einzuladen. . . . Die aufgeblaſenen Spitzkrämer von Brabant und Flandern, und ihre Sykophanten in Brüſſel, haben weiter nichts als einen neuen Beweis von lächerlichem Geldſtolz

und

und Niederländischer national Unwissenheit gegeben, da sie in ihren unbändigen Denkschriften von den Morästen der Donau in den Tag hinein schwazten; da Sie — welche die Donau nie anders als auf der Landkarte gesehen hatten — behaupteten, dieser Fluß sey nur durch seine Uiberschwemmungen in der Welt bekannt. . . . Wer sich vom Gegentheil solcher alberner Sprüche augenscheinlich überzeugen will, der gehe an das Schänzl, und er wird sehen, daß man die freilich manchmal austretende Donau auch zum Vortheil Oestreichs zu benutzen wisse.

Es ist ein Mauthhaus am Schänzl, wo die Koffers der ankommenden Fremden, und andere Sachen von minderer Wichtigkeit, sogleich beim ausladen unter die alles aufspürenden Finger und Augen der Zollbeamten kommen. Neben demselben stehen hölzerne Hütten, worin man kocht, barbirt, frisirt, ißt, trinkt, schläft, ungefähr wie auf einer wüsten Insel,

wenn

wenn man durch Sturm dahin verschlagen würde.

In der Jahrszeit der reifenden Früchte, ist auf dem Schänzl den ganzen Tag über grosser Obstmarkt, wo man die Geschenke Pomonens ganz frisch, so wie sie anlangen, geniessen kann. Dabei hat man nicht selten das Schauspiel von den wüthenden Fehden der Obstweiber, wie sie sich Schürzen und Kappen vom Leibe reissen, dichte Büschel Haare ausraufen, und so derb mit Nägeln und Fäusten auf Nasen, Augen und Wangen begrüssen, daß das Blut umherspritzt, und der Kampf selbst einem Haufen erboßter Matrosen Ehre machen würde. Dieses für die Zuseher immer lächerliche Schauspiel, die vollen Obstkörbe, und die Aussicht auf den sehr lebhaften Fluß, macht das Schänzl zu einem vorzüglich beliebten Spaziergang für die Handwerksbursche und ihre näschigen Schönen. An Feyertagen besonders ist der Plaz den ganzen Tag mit einer

Men-

Menge von diesen Leuten bedekt, die sich zum Theil auch hier auf kleinen Schiffchen für 1 Kreuzer über den Fluß nach der gerade gegenüber liegenden Leopoldstadt führen lassen.

Nicht fern ausser dem Schänzlthor steht ein kleines Häuschen, woran mit einem schwarzen Strich die Höhe bemerkt ist, auf welche bei der Uiberschwemmung im März 1784 das Wasser stieg. Sie beträgt beinahe zwei Klafter über die gewöhnliche Oberfläche des Flußes. Man stelle sich die dadurch entstandene Verwüstung vor!

Nicht selten ist das Schänzl der Standpunkt freundschaftlicher Umarmungen und Herzensergiessungen. Wer sich im westlichen Deutschland auf der Donau einschifft, um nach Wien zu gehn, schreibt an seine hiesigen Freunde und Bekannte, an welchem Tage er ungefähr einzutreffen gedenkt. Man geht ihm auf das Schänzl entgegen; das erwartete Schiff landet;

der

der Fremde springt freudig ans Ufer; sein Freund eilt ihm in die Arme, bewillkommt ihn mit brüderlichen Küssen, und führt ihn, Hand in Hand geschlungen, nach der lärmvollen Stadt.

CXVII.

Banko und Börse.

Die Wienersche Stadt-Bank hat einen festen und weit ausgebreiteten Kredit. Ihre Obligationen gehen nicht nur in den östreichischen Ländern, in Friedenszeiten, mit drei bis 3 ½ Prozent Aufgeld; sondern ihre Bankzettel kursiren auch in fremden Provinzen, wie z. B. in Holland, statt baaren Geldes. Dieser Kredit gründet sich auf den unerschöpflichen natürlichen Reichthum des östreichischen Staats, auf die gute Verwaltung dieses grossen politischen Körpers, auf die gewissenhafte und genaue Ordnung, die Interessen zur

Stunde, wenn sie fällig sind, zu bezahlen, und alle Bankopapiere ohne Verzögerung und Anstoß gegen baares Geld einzulösen.

Nach dem kostbaren siebenjährigen Kriege wurden die Interessen von 5, auf 4 vom 100 herabgesetzt. Seit vielen Jahren nimmt man auch zu 4 Prozent keine Kapitalien mehr an, sondern nur zu $3\frac{1}{2}$.

Das Stadt-Bank-Amt ist in der Singerstrasse. Hier werden die Obligationen auf Verlangen der Besitzer umgeschrieben; hier werden die Interessen ausbezahlt, die man aber an Festtagen, am Mittwoch und Samstag jeder Woche nicht erheben kann. Auch kann man hier die Bankozettel gegen baares Geld umsetzen. Die Bank-Obligationen kann man auf seinen eignen wahren, oder auf erdichtete Namen schreiben lassen, und so kursiren sie Jahre lang, und unter hundert Händen in verschiednen Angelegenheiten herum,

ohne

ohne daß der wahre Eigenthümer derselben bekannt ist: eine sehr bequeme Einrichtung, weil es manchem ehrlichen Mann aus guten Gründen ungelegen seyn kann, den Börselaurern und andern Geldmäklern wissen zu lassen, ob er diese oder jene Obligation verkauft, versetzt, oder sonst zu einem Geschäft gebraucht hat.

Die Aufkündigung der Kapitalien muß vier oder sechs Wochen, auch wohl ein Vierteljahr vor der verlangten Bezahlung geschehen, je nachdem die Summe kleiner oder grösser ist. Die Aufkündungszeit ist in jeder Obligation von selbst bestimmt. Wenn der Staat in einem Krieg verwikelt ist, so werden keine Kapitalgelder herausbezahlt, die Interessen aber laufen in ihrer Ordnung fort.

Vor Zeiten soll die Manipulation bei diesem Amte nicht die Beßte gewesen seyn. Ihre Mangelhaftigkeit brachte vor etwann zwölf Jahren einen Schurken, Namens Donati, welcher bei der Bank als Beam-

ter stand, und folglich den Gang der Maschine genau einsah, auf den Gedanken, die Bank zu bestehlen. Es gelang ihm, und er flüchtete mit einer grossen Summe vermuthlich nach Amerika. Nach diesem Vorfall verfügte sich Se. Majestät der jezige Kaiser selbst nach dem Bank-Amt, ließ sich die ganze Sache, und die Manipulation genau vorlegen. Daß er nicht damit zufrieden war, erhellet daraus, daß er sprach: „Wenn die Sachen auf „diesen Fuß behandelt werden, so wun„dert mich, daß Donati nicht eine noch „grössere Summe entwandte.“ Seitdem hat man die Manipulation strenger eingerichtet, und ein Nachahmer des Flüchtigen würde heut zu Tage übel anlaufen.

Das Hof-Kupfer-Amt nimmt ebenfalls Kapitalien an, und stellt Obligationen darüber aus, seit mehreren Jahren auch, wie die Bank, nur zu 3 ½ Prozent, jezt aber, seit dem Anfange des Krieges, wieder zu 4 Prozent. Diese Papiere haben

gewöhnlich beinahe eben den Werth, wie die Bankscheine, doch sind sie etwas mehr dem Steigen und Fallen unterworfen.

Um die Negoziationen und den Umlauf dieser öffentlichen Staatspapiere mehr zu befördern und in der Ordnung zu erhalten, ist die Börse vorhanden. Sie steht vormittags von 11 bis 1 Uhr, und nachmittags von 3 bis 5 Uhr offen, und ist auf dem Kohlmarkt, beim grünen Fäßchen, im ersten Stokwerk. Hier werden alle Geldgeschäfte, bei denen es auf den Verkauf, die Verwechslung der Staatspapiere und förmlicher Wechselbriefe ankommt, geschlossen, oder wird die Abschliessung angezeigt. Die öffentlichen Papiere, welche jemand seinem Gläubiger für baare Bezahlung überläßt, oder mit welchen der Kauf von Realitäten, Häusern ꝛc. vergütet wird, gehören nicht in das Forum der Börse. Zur Verhandlung der Wechselbriefe ist es genug, wenn solche auf der Börse geschieht, oder auch ausser derselben,

ben, jedoch mit Beiziehung eines Sensalen, welcher das Geschäft in das Tagebuch der Börse einträgt. Weiber, Bankrottmacher, Minderjährige und als Verschwender erklärte, sind von dem Eintritt der Börse ausgeschlossen. Es sind Geldstrafen und die Ausschliessung vom Eintritt in die Börse für diejenigen ausgesetzt, welche Staatspapiere und Wechsel ohne Anzeige bei der Börse verhandeln; welche in ihren Wohnungen Zusammenkünfte dulden, deren Gegenstand auf die Börse gehört; welche aus Wuchergeist, um die Papiere fallen zu machen, den Werth derselben verrathen.

Diese Absichten und Anordnungen sind zum Wohl des Publikums weise und gedeihlich entworfen. Indessen behauptet man, daß beschnittene und unbeschnittene Juden, samt einem feilen Troß von Unterhändlern, die Börse häufig umlagern, und manchmal die guten Anstalten derselben vereiteln.

CXVIII.

Juden.

Der Saame Abrahams pocht nicht so ganz umsonst auf die ihm gethane Verheißung, daß er sich mehren werde, wie die Sterne am Himmel. In den östreichischen Erblanden befinden sich zum mindsten 300000 Israeliten. In Ungarn und Böhmen waren sie schon seit lange häufig; aber mit Galizien bekam der Staat auf einmal um 160000 solcher Geschöpfe mehr.

In Wien schweben ungefähr sechshalb hundert Judenseelen. Ihr einziger und ewiger Beruf ist zu mauscheln und schachern, und Geldmäkeln, und zu betrügen Kristen, Türken, Heiden, ja sogar sich selbst unter einander. Die Judengasse, die Preßgasse, und die dortigen Winkel der Stadt, nennt man spottweise das Neue Israel; denn da wimmelts, beson-

bers gegen Mittag und Abends in der Dämmerung, von armen Beschnittenen, die nach hebräischem Accent Deutsch miteinander sprechen und zanken, und dieß mit solchem Eifer, daß ihnen der Geifer in den schmuzigen Bart fließt, und sie einander wohl auch unabsichtlich ins Gesicht speien.

Dieß ist indessen bloß der bettelhafte Troß aus Kanaan, der an Schmuz, Unsauberkeit, Gestank, Ekelhaftigkeit, Armuth, Schelmerei, Zudringlichkeit, und was etwann sonst noch die Eigenheiten des auserwählten Volks seyn mögen, nur noch von dem Gesindel der zwölf Stämme aus Gallizien übertroffen wird. . . . Die Indischen Fakire abgerechnet, gibt es wohl keine Gattung von seyn sollenden Menschen, welche dem Ourangoutang näher kommt, als einen polnischen Juden. Die Wilden auf den Inseln der Südsee sind noch Stuzer gegen sie, wenn anders den Cookischen Abbildungen zu trauen ist.

Vom

Vom Fuß bis zum Hals voll Koth, Schmutz und Lumpen, in einer Art von schwarzem Sack steckend, der um die Mitte mit einem Gürtel gebunden ist, woran ein schmieriges Stük Riemen und einige Schnüre hängen, die, ich weiß nicht, welche göttliche Gebothe und Geheimnisse bedeuten sollen; der Hals offen und von der Farbe der Kaffern; das Gesicht bis an die Augen verwachsen, von einem Bart, der selbst dem hohen Priester im alten Tempel Grausen erregen würde; die Haare büschelweise verdreht, und in Knoten geknüpft, um die Schultern triefend, als ob sie alle die Polnische Plika *) hätten. . . . Ihr Geist, oder was etwa bei ihnen die Funktionen dieses Wesens verrichten mag, ist, nach dem Geständniß ihrer eignen Landsleute, wo

*) Eine besondere Krankheit der Polen. Man sehe darüber Coxe Reisen durch Polen Rußland ꝛc.

möglich, in einem noch elendern Zustande als ihr Körper. — Wäre Swift jemals in Polen gewesen, ich würde glauben, er habe das Original zu seinen Yahoos von den dortigen Israeliten genommen.— Diese Geschöpfe kommen in den Zeiten der Jahrmärkte zu hunderten nach Wien, um Waaren einzuschachern, und in ihre Heimath zu bringen.

Hält man die reichern Juden von Wien gegen jene elenden Wichte, so sollte man freilich nicht glauben, daß sie des nämlichen Herkommens mit ihnen seyn. Die Familien der Arnsteiner, Wetzlar, Hönig ꝛc. sind bekannt. Sie haben sich durch mancherlei Wege ansehnliche Reichthümer erworben; aber eben diese Götzen haben manche derselben von der Religion ihrer Väter abtrünnig gemacht: wozu auch der Umstand hilft, daß die Juden hier noch immer vom Ankauf liegender Gründe und unbeweglicher Güter ausgeschlossen sind; eine heilsame Verord-

nung

nung, wenn man das Beispiel mancher Gegenden ansieht, wie daselbst durch ehemalige allzugrosse Begünstigungen die Juden das Kristenvolk verdrängen und drücken. Die zeitlichen Vortheile, welche unter der vorigen Regierung mit solchen Bekehrungen verbunden waren; die minder lästige Lebensart der Kristen, gegen die äusserst beschwerlichen Religionsgebräuche der Anhänger des Talmud gerechnet, und die engere Freundschaft, welche ein zum Kristen gewordener Israelit mit den Vornehmen des Hofes und der Stadt knüpfen konnte, waren ebenfalls wichtige Beweggründe, aus dem Alten in das Neue Testament zu flüchten. . . . Die scheinbaren Absichten, mit denen einige kristliche Priester an dieser Sache arbeiteten; und der Eifer, mit dem sich die frommen Damen und Kavaliers von Wien zum Taufstein drängten, um die Pathenstelle bei dem der wahren Religion gewonnenen Juden zu vertreten, gab jeder

sol-

solchen Bekehrung, woraus nur selten Erbauung entstand, doch immer ein feyerliches Ansehen.

Indessen sind, troz grosser Reichthümer, einige Familien doch der alten Theokratie getreu geblieben; und sind unter den duldsamen Wienern darum nicht weniger wohl gelitten. Man erinnere sich der bekannten Eskales, die, bei aller Anhänglichkeit an das Gesez Mosis, kristliche Staatsmänner, Helden und Gelehrte bezauberte. Und die schöne Hebräerin **! macht sie nicht noch bis auf den heutigen Tag die Aspasia für unsere jungen Kavaliers und eleganten Herren? Knien vor ihrer Bundeslade nicht um die Wette Anhänger des Pabstes, Luthers, Kalvins, und der Englischen Kirche? . . . Freilich sagt man, herrsche in solchen Häusern ein Ton, mit dem ein orthodoxer Rabbiner nicht allerdings zufrieden seyn würde; aber wer bekümmert sich bei solchen Umstän-

ständen um den krausbärtigen Pedanten, der am Pentateuch und Talmud kaut!

Die Juden haben keine Synagoge in Wien; aber es steht ihnen frei, in ihren Wohnungen zu bethen, schreyen, Grimassen zu machen, wie und so oft sie wollen. Die hier heirathen wollen, müssen ein Vermögen von 10000 Fl. aufweisen. Welche sich hier ansässig machen wollen, müssen vor der Polizei anzeigen, auf welche Art sie sich nähren können. Die fremden Juden, welche kommen, die Jahrmärkte zu besuchen, erhalten immer nur auf 6 Wochen Erlaubniß, hier zu bleiben; nach Verlauf dieser Zeit müssen sie sich von der Polizei neuerdings auf 6 Wochen Freiheit auswirken: eine gute Anstalt, um die Stadt vor dem allzugrossen Uiberlauf dieses Mäklergesindes zu bewahren.

Der alles reformirende Geist unsers rastlosen Zeitalters, hat sich auch an die Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs gemacht. Dohms Schrift: über

die

die bürgerliche Verbesserung der Juden, erregte viel Aufsehn; wenn aber öffentlichen Nachrichten zu trauen ist, so that sie selbst in dem Lande ihrer Entstehung wenig Wirkung. Schon vor Dohms Abhandlung waren in Prag ein paar Kleinigkeiten über eben diesen Gegenstand erschienen. Sie machten Eindruk auf das Publikum, das war es alles. Die Gewaltigen der Erde kehren sich leider selten an die Stimme der Schriftsteller.

In den östreichischen Landen hat man indessen, ohne Rücksicht auf die Vorschläge der Gelehrten, einige Veränderungen mit der Judenschaft vorgenommen, welche Einfluß auf dieses Volk gewinnen müssen, wenn sie in der Praxis so gut ausfallen, als die Theorie derselben vielversprechend ist. Um dieses exotische Volk mehr an die Lebens- und Denkungsart der wakern Deutschen Nazion zu gewöhnen, hat man ihnen befohlen, lauter bestimmte deutsche Familien-Namen anzuneh-

nehmen; alle ihre Rechnungen, Synagogen-Bücher, Gerichtsbücher, Verträge, Wechselbriefe, und überhaupt alle Arten von öffentlichen Schriften, in deutscher Sprache und mit deutschen Buchstaben zu schreiben. Ihre Schulen in Böhmen, Oestreich, Mähren, Ungarn, Gallizien ꝛc. sind auf den Fuß der deutschen Normal-Schulen eingerichtet, und es muß allenthalben in denselben Deutsch gelehret werden. In Gallizien hat man ihnen unter vortheilhaften Bedingungen Grundeigenthum eingeräumt, und noch mehr angebothen, um sie an den Aferbau und an die Landwirthschaft zu gewöhnen. . . . Herr Homberg, ein Schüler von Moses Mendelssohn, und selbst jüdischer Abkunft, hat die Aufsicht über alle Juden-Schulen in dieser Provinz erhalten, um diese unbeschreiblich rohen Horden, so viel möglich, anderen gesitteten Menschen etwas ähnlicher zu machen.

Ich meines Theils würde die Juden, wenn ihre Zahl so groß ist, wie in den östreichischen Erblanden, allen Pflichten den übrigen Unterthanen unterwerfen. Auch an den Militar-Stand würde ich sie gewöhnen. In Brandenburg läßt man die dort ansäßigen Mennoniten nicht zahlreicher werden, und keine Proselyten machen, weil es ein blutscheues Völklein ist, das keine Kriegsdienste thut. In Ungarn hat man vor zwanzig Jahren aus gleichen Gründen die dortigen Mennoniten gezwungen, katholisch zu werden, um sie für den Staat gleich brauchbar zu machen. Warum sollen die Juden eine Ausnahme genieſſen? . . . Zu wirklichen Soldaten würde ich sie zwar nie nehmen, weil ich weiß, daß sie Feige sind, die so wenig kriegerischen Muthes und männlicher Zucht fähig werden, als ein Regiment Lappen oder Samojeden; die beim ersten Kanonenschuß das Gewehr wegwerfen und aus der Fronte laufen würden. Aber man

neh-

nehme sie zu Fuhrknechten, zu Stükknechten, zu Regiments-Schneidern, Schustern, Bäkern ꝛc. Ihr Einwurf wegen der Heiligung des Sabbaths ist eine leere Ausflucht. Man hat in Preussen Soldaten gesehn, welche wirkliche Juden waren; im lezten amerikanischen Krieg hat der Ober-Rabbiner von Amsterdam seinen Religionsgenossen allgemeine Dispensazion ertheilt, daß sie als Soldaten bei der Armee, als Matrosen auf den Schiffen, und in andern Eigenschaften dienen konnten, ohne Sünde, ohne den Sabbath, ihre Kleidungsregeln, ihre Tischgesetze ꝛc. zu verletzen. Endlich haben sie ja Beispiele in der Bibel selbst. Fochten sie nicht unter den Maccabäern am Sabbath gegen ihre Feinde?*)

Man

*) Da dieses schon geschrieben war, erschien in der Wiener Zeitung, Nro. 41. vom 21. Mai 1788. folgender Artikel:

Das kkngl. gallizische Landesgubernium hat unter dem 8. April nachstehen-

Man behauptet, daß die reichern Juden überhaupt stark anfangen, im Punkte ihrer Religion Freigeister zu werden, oder, welches in ähnlichen Fällen eben so viel sagt, philosophischer zu denken. Allmählig wird sich dieses weiter verbreiten, und mit dem Sturz ihrer Vorurtheile werden sie auch gemeinnützliger werden. Um dieses zu beschleunigen, müßte man vor allem

---

des Kreisschreiben erlassen: „Damit die in diesem Königreiche so zahlreiche jüdische Nazion für den Staat gemeinnüziger gemacht, und ihr zugleich die Gelegenheit verschaft werde, sich für das allgemeine Wohl zu verwenden, dadurch aber neue Nahrungszweige für sich zu erhalten, und zugleich an Aufklärung sowohl als an Verbesserung der Sitten zu gewinnen, haben Se. Maj. mittels Hofdekrets vom 18. Febr. d. J. gnädigst zu beschliessen geruht, daß die jüdischen Unterthanen in Gallizien, und zwar gleich bei gegenwärtigen Kriegsumständen, zu den Militärdiensten verwendet, und daher künftig gleich den Christlichen Unterthanen konskribirt werden sollen.“

allem ihre Rabbiner die eigensinnigsten, unwissendsten Leute unter der Sonne, mehr zur Vernunft bringen.

CXIX.

Nonnenklöster.

Die Einrichtung der kristlichen Nonnenklöster, so wie sie jezt noch in den meisten katholischen Ländern bestehn, ist vom Grunde aus schief und verkehrt. Ich weiß nicht, in wie fern der Himmel an diesen Anstalten Wohlgefallen haben mag; aber so viel ist gewiß, daß die gesunde Filosofie und Staatskunst sie ganz unzwekmäßig, grausam und abentheuerlich findet.

Therese ist ein gutes, munteres Mädchen. Sie hat eine lebhafte Einbildungskraft, aber sehr mittelmäßigen Verstand. Ihre Mutter ist ein frommes Weib, die eine weitläufige Verwandte in einem

Nonnenkloſter der Stadt hat. Der Vater gilt für einen vermögenden Mann. Mutter und Tochter beſuchen die verwandte Nonne oft: man füllt dem Mädchen erſt den Magen mit Zukerplätzchen und anderm ſüſſen Nonnengebäcke, nach und nach den Kopf mit andächtleriſchen Grillen. Die geiſtliche Muhme hat es der Abtiſſin geſtekt, daß Thereſens Vater Dukaten beſizt. Nun wird mit dem Pater Beichtvater ein Plan angelegt, das Goldfiſchchen einzuhaſchen. Die Verſuche gelingen; das Mädchen wird allmählig ſo ſehr für den Schleier erhizt, daß ſie ihn ſelbſt von ihren Aeltern verlangt. Die Mutter iſt zu fromm, ſich dem vermeintlichen Beruf zu widerſezen; der Vater ſteht unter dem Pantoffel; nach ſechs Monaten ſchleicht Thereschen in das Kloſter, und bringt ihr reiches Erbtheil mit ſich. . . . Roſine iſt die jüngere Tochter eines armen Edelmannes. Um dem Sohn, welcher Soldat iſt, eine kleine Unterſtüzung neben ſeiner Gage zu verſchaf-

ſchaffen, um die ältere Schweſter mit dem Sohne eines Mannes verheirathen zu können, von dem man gewiſſe Protektionen hofft; muß Roſine auf ihr Erbtheil Verzicht thun, und Kloſterfrau werden. . . . Leonore iſt ein Mädchen voll Feuer, voll romantiſcher Bilder und Träumereien. Sie hat einen Liebhaber, der ihr empfindliches Herzchen bis zu Thränen der Wonne und Zärtlichkeit ſchmelzen macht. Plözlich ſchlägt ihr Papa einen ganz unbekannten Mann zur Heirath vor, denn es iſt eine ſogenannte gute Parthie. Schon der bloſſe Gedanke, ihrem Geliebten entriſſen zu werden, macht, daß Leonore Krämpfungen bekommt. Während dieſes Sturmes erhebt ſich ein noch ärgerer: unter einem ſehr ſeichten Vorwand verläßt ſie ihr Liebhaber. Nun iſt ſie in Verzweiflung. Unwiſſend, daß die Zeit ſolche Liebeswunden bald heilt, ſpricht ſie nun bloß vom Kloſter, verabſcheut alle Männer, bewegt die ganze Verwandtſchaft und den

Gewiſſensrath vom Hauſe zu ihrem Abſichten; Papa wird vom göttlichen Beruf überwieſen, tritt mit dem vorgeſchlagenen Freyer zurük, und Leonore vergräbt ſich in eine Zelle. . . . Suſanne lebt bei ihrer Mutter, einer Wittwe von vierzig Jahren. Dieſe iſt die leibhafte Wohnung des Zankteufels. Suſanne kann keinen rechten Schritt thun: alles an ihr wird getadelt, über alles wird gekeift; ſie hat weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe. Der Vertraute des lüſternen Weibes, ein vierſchrötiger Kanzlei-Federfuchſer, hilft getreulich dazu, Suſannen zu foltern, um ſie auf irgend eine Art los zu werden. Das gequälte Mädchen weiß keinen andern Ausweg, und flüchtet aus unerträglichem Gramm in ein Kloſter.

Man ſehe in die geheime Geſchichte der Nonnenklöſter; man frage die meiſten Exnonnen, welche offenherzig genug ſind, die Wahrheit zu reden, und man wird finden, daß unter zwölf Mädchen immer

neun

neun bis zehn aus solchen oder ähnlichen Gründen in die Klöster kamen. Und was war dort ihre Beschäftigung? das unverstandene Breviar zu bethen; süsse Näschereien zu kochen; Amulette, Bilder, Skapuliere und dergleichen albernes Spielzeug zu verfertigen; Wallfahrten in einen Gartenwinkel oder auf den Dachboden anzustellen; mit den Oberinen und unter sich selbst zu zanken, eifersüchteln, beneiden, verläumden; halb mystische und halb irdische Liebeleien mit dem Beichtvater und andern Mönchen unterhalten; oder aus innern Gramm und Verdruß über vereitelte Aussichten, zerschellte Hoffnungen, getäuschte Gefühle, in einer dumpfen Schwermuth dahin welken. Erzwungene Unthätigkeit, eine der schmerzlichsten Plagen für nicht ganz abgestumpfte Menschen, war in den meisten Nonnenklöstern allgemein herrschend. Auf dieses Weibervolk paßte eigenthümlich die Schilderei des Römischen Dichters:

Est — quædam natio, gratis anhelans, occupata in otio, multum agendo nihil agens.

In Oestreich ward man endlich dieser Menschengattung und ihres vermeintlichen Berufes satt. Seit der gegenwärtigen Regierung sind alle Nonnenklöster aufgehoben worden, die sich mit blossem Chorsingen beschäftigten. Man hat nur zweierlei Orden beibehalten: den einen, dessen Schwestern Spitäler für arme Weibsleute unterhalten; und den anderen, welcher sich mit Unterweisung der Mädchen abgibt.

Wien hat noch drei Nonnenklöster: die Elisabethinerinnen auf der Landstrasse, welche sich mit ihrem Krankenhause beschäftigen. Ihr Institut ist für die Menschheit heilsam, und ihre Bestimmung ehrwürdig: bei unsern hochökonomischen Zeiten ist an solchen Zufluchtsorten für unglüklich Leidende eben kein Uiberfluß. Die Thätigkeit, mit der sich diese guten Schwe-

stern ihrer Nebenmenschen annehmen, macht ihnen selbst ihre Lebensart erträglicher, und ihr Daseyn dem Staate gedeihlich. . . . Die Ursulinerinen in der Stadt beschäftigen sich mit dem Unterricht bürgerlicher Mädchen; und die Salesianerinen auf dem Rennweg haben eine Erziehungsanstalt für adeliche Töchter. Diese Anstalten haben freilich von einer Seite etwas Gutes, und können das Fortdauren dieser Klöster einigermassen rechtfertigen; indessen ist es ein bekannter, aber nicht ungegründeter Einwurf, daß die Nonnen-Erziehung immer etwas schiefes hat, und auf die meisten Mädchen Eindrüke macht, Begriffe und Gewohnheiten bei denselben zurükläßt, welche in der Folge manchen ehrlichen Mann die gewöhnlich sehr mit Kleinlichkeiten beschäftigte Kloster-Erziehung verwünschen machen. . . . Der Gebrauch, junge Mädchen haufenweise in die Klöster zusammen zu sperren, ist vermuthlich aus Frankreich

zu uns gekommen, taugt aber deswegen um nichts mehr. Der wissenschaftliche Unterricht in diesen geistlichen Kosthäusern läuft gewöhnlich auf eine Gedächtnißsache hinaus, und das Aufgefaßte fertig herunter zu plappern. Gibt man die Mädchen hinein, um ihre Unschuld desto sicherer zu bewahren, ihnen Sitten und Lebensart beizubringen: so fällt die Wirkung oft noch schlechter aus, als im Unterricht. Was die Lebensart betrifft: so sind die meisten aus diesen Klosteranstalten kommenden Mädchen entweder sehr blöde und Menschenscheu, oder so verschmizt, ränkevoll, und bösherzig, daß sie sogar zum Sprichwort geworden sind.

Es war dem deutschen Publikum auffallend, da es vor ungefähr zwei Jahren in der Wienerzeitung las, daß man fünfzehn Sakraments-Nonnen aus Frankreich habe kommen lassen, um sie in Lemberg bei der Erziehung des jungen weiblichen Adels zu gebrauchen. Leider ist dort eine

solche Stiftung von der Französin La Grange, nachheriger Gemahlin Johannes Sobiesky, angelegt. Allein die naseweisen Franzmänninen machten einen solchen tobenden Lärmen, und brachten alles in eine solche Unordnung, daß man sie nach einem Jahre fein sauber wieder alle abdankte, und ganz in der Stille dorthin zurük spedirte, woher sie gekommen waren.

Man erlaube mir einen Vorschlag: da die Stiftung der beiden hiesigen Nonnenklöster zur Mädchen-Erziehung bestimmt ist, so verwandle man diese Häuser vollends in weltliche Institute, wie das schon bestehende Mädchenpensionat ist. Diese Verwandlung wird und muß unfehlbar Vorzüge über das geistliche Institut haben.

Es leben in Wien viele Ex-Nonnen. Sie haben sich zu ihren Verwandten, Bekannten, oder ihrer zwei und drei zusammen gezogen, und genieſſen in der Stille

ihre

ihre Pensionen. Es ist zu bedauern, daß der andächtige Eigensinn von ein paar Bischöfen ihnen die förmliche Befreyung von ihren ehemaligen Gelübden verweigert hat. Wie manchen Reichen und Vornehmen hat man schon von den feierlichsten Gelübden, selbst vom Priesterstand, zur Ehe losgesprochen! . . . Bei den Nonnen aber war weder Geld noch Einfluß zu erhaschen; und so wäre es freilich himmelschreiend, ihre Gelübde aufzulösen. Dieses Benehmen gibt eine neue Bestättigung über den verächtlichen Geist derjenigen, welche die Religion zum Vorwand ihrer herrschsüchtigen und eigennützigen Absichten misbrauchen.

CXX.

CXX.

Weine.

Inländer haben es im Auslande, und Ausländer bei Uns gefunden, daß die Deutsche, und vorzüglich die Wienersche Küche die beßte, die nahrhafteste, aber auch die schwelgendste sey. Der Engländer begnügt sich mit seinem Roastbeef, der Franzose mit einem Hammelsbraten und ein paar kleinen Pasteten; der Italiener mit einem in Oel gebackenen Meerfisch und seinem Strachino. Der Wiener aber liebt die Menge der Schüsseln; vom Auerhahn bis zur Taube, von der Forelle bis zum Thunfisch, muß alles Geflügel und das ganze Reich der Fische seinen Tisch mit Lekerbissen versehn. Seine Brühen sind kräftig und schmackhaft; dieß beweisen die vielen Podagristen, welche man hier häufig findet.

Seine Eßgelage wären unvollkommen, wenn nicht gute Weine den Kizel des Gaumens vermehrten, und die Verdauung der Mittagstafel für das Nachtmahl befördern hälfen.

Der patriotisch gesinnte Trinker schäzt seinen alten Landsmann mehr als alle jene Weine, welche in Frankreich und Italien gekeltert werden. Die Gebürge um Wien, Grinzing, Nußdorf, Bisamberg, Brunn und Gumpoltskirchen, versehen ihn mit Weinen, die in ihrem zehnten Jahre 14 bis 15, und in ihrem zwanzigsten 30 und mehr Gulden, der Eimer, gelten. In seinen spätern Jahren vergleicht man ihn mit Recht dem Rebensaft, welcher am Rhein gepreßt wird. Aerzte verordnen ihn schwächlichen Greisen, und gegen Magenkrankheiten; und selten ohne Wirkung.

Der Vorwurf, daß der Deutsche, und vorzüglich der Oestreicher, ein Säufer sey, ist alt, aber in unsern Zeiten etwas übertrie-

trieben. Der Deutsche ißt mehr und ißt besser, als seine Nachbarn: daher trinkt er auch mehr. Laßt den Engländer seinen Spleen mit seinem Porter, den Franzosen, wenn er welchen hat, mit einem Gassenlied, den Italiener mit einer Beschwörung der Heiligen verjagen. Warum sollte der gastfreie Deutsche nicht mit einem Glas alten Wein unter freundschaftlichem Gespräche sich guten Muth und gutes Blut schaffen! . . . Wundert euch daher nicht, wenn ihr biedre Wiener in einer Schenke bei einer Flasche mit schon grünlichtem Oestreicher gefüllt beisammen seht. Ihr möget wohl eine halbe Stunde horchen, und ihr hört nur Lobgesänge auf den Gott des Weines. Anfangs wird der Reihe nach gekostet. Jeder hat seine eigne Art, die ersten Tropfen mittels seiner Zunge auf die Kapelle zu bringen. Auch der geübteste Kenner wagt es nicht gleich mit seinem Urtheile herauszuplazen: er prüft, überlegt, und sagt dann in frohem

hem Ton: der Wein iſt gut! oder: er iſt milde! . . . Darauf folgt eine Litanei von Lobſprüchen auf den Wirth. Oft wird wohl ſo lange getrunken, bis man den Werth des Weines nicht mehr beſtimmen könnte. Man geht unter Bedauern, daß alles vergänglich ſey, taumelnd nach Hauſe, ſich freuend auf den künftigen Abend, um wieder von dem Mutterfäßchen zu koſten.

Die Verſchiedenheit der Stände verurſacht auch die Verſchiedenheit des Getränkes. Der Adel, der Bürger, der Beamte, der gemeine Mann, trinkt ungleiche Weine, und in ungleichem Maße.

Der hohe Adel, welcher ſich des Tages wohl zehnmal auf das Einfuhrverboth der fremden Erzeugniſſe erinnert, fühlt auch das Verboth der Weine mit groſſem Schmerz. Man erblikt jezt nur noch ſelten auf den Tafeln der Groſſen die Spaniſchen Weine, welche die ſchlappen Nerven durch ihre würzhafte Stärke aufrichten;

ken; selten den Burgunder, der, selbst mit Übermaß getrunken, dem Kopf nicht schmerzhaft ward; selten den Schampagner, der den Wiz gähren machte. Sechszig Prozent, und die Eingabe des Namens bei Seiner Majestät, von dem, der sie vom Auslande kommen läßt, haben ihren Gebrauch vermindert.

Ihren Plaz ersetzen nun Hungarische Weine, welche die Gebürge von Tokal, Erlau, Schumlau, Nesmill, Siklos, Szekszard, St. Georg und Menisch erzeugen. Die Gaumen gewöhnen sich daran, und man fängt an, vorzüglich den sogenannten Ausbruch der zwey leztern gut zu finden. . . . Die Aerzte empfehlen besonders den Weiner Wein, ebenfalls ein Hungarisches Gewächs: sein Saft verbindet die Säure des Oestreichers mit dem Feuer seines Vaterlandes in einem der Gesundheit zuträglichen Grade. Die Damen halten sich mit dem Tokaier schadlos, den man aber fast nirgend als bei Hofe,

und in wenigen Herrschaftshäusern ächt trinket. Für den Hof werden jährlich 60 Antheile *) geliefert; und der Adel zieht ihn auf seinen eignen Weinbergen. Die Trautsohnsche Familie besaß die beßten Gebürge: als diese erlosch, wurden dieselben unter mehrere Besizer vertheilt. Für Schwäche und Krämpfe des Magens ist dieß der beßte Wein: sein Feuer ist angenehm von seiner Süsse gemildert. Im Auslande schäzt man ihn so hoch, daß der k. k. Hof jedes Geschenk mit nichts angenehmern zu erwiedern wüßte. Der Rußische Hof hatte sogar eigne Weingebürge in der Nachbarschaft von Tokai an sich gebracht, und, welches ein seltnes Schauspiel ist, hielt daselbst, mitten in Hungarn, eine Rußische Garnison von 30 Mann samt einem Offizier, um die

kost-

*) Ein Anthal oder Antheil hält anderthalb Eimer, oder 60 Maß.

kostbaren Trauben Tag und Nacht zu bewachen, von denen, wie man sagt, nur seine Lieblinge an der Newa zu kosten bekamen.

Es wäre wunderbar, wenn der Weinhandel vom Betruge frei geblieben wäre. Daher rathe ich Euch, lieber gar keinen Tokaier zu trinken, wenn Ihr ihn nicht aus einem hungarischen Herrschaftshause bekommt. Die Weinhändler haben die Kunst erfunden, ihn aus getrokneten Beeren mittels Syrups zu bereiten. Ihr verderbt euren Magen noch mehr, dessen Schwäche Ihr doch tilgen wolltet. Wenn Euch eine Flasche Tokaier um 1 oder 2 Gulden angebothen wird, so kauft ihn nicht, und trinkt lieber einen gewöhnlichen hungarischen Wein, oder guten Oestreicher.

Der Adel trinkt meistens zu Hause, oder bei denen, mit welchen ihm sein Wappen umzugehn erlaubt. Doch wagen sich einige junge Kavaliers manchmal über

den Rand ihres Diploms hinaus, und besuchen die ansehnlichern Gewürzläden. Neben den Hungarischen werden auch einige süsse Weine aus Friaul, Istrien, der Lombardei und Toskana getrunken.... Seit der stets mehr um sich greifenden Brittensucht, hat man sich stark an den Punsch gewöhnt: welcher statt des Rum's und Rake hier oft mit gutem hungarischen Slivovicza (Pflaumenbrantewein) zubereitet wird; selbst Fräuleins geben schon Punschgesellschaften.

Beamte und Bürger eilen beinahe um die nämliche Stunde zum Weine: der erste verläßt sein Schreibpult, wenn sich die Vorgesetzten entfernen, und dieser schließt seinen Laden, wenn ihn die Dämmerung keine Besuche mehr hoffen läßt. Beide suchen sich den Schweiß ihres Angesichts in ihren gewählten Gasthofe bei ihrer gewöhnlichen Gesellschaft zu troknen. Der Bürger steht besser als der Beamte; daher begnügt sich dieser mit Wein

zu 16 Kreuzer die Maß, indessen der Bürger an einem Abend von 24 bis 48 Kr. alle Preise durchsäuft.

Der Beamte spricht von seinen Geschäften, schimpft auf diesen oder jenen dummen Streich seines Obern, und bemüht sich, die erhaltenen Verweise mit einem Gläschen aus dem Gedächtniß zu schwemmen . . . Der Bürger fängt mit einer kleinen Prellerei an, die er in seinen Handlungsgeschäften den Tag über gespielt hat; kommt dann, wenn ihn der Wein von seinem Spekulationsgeist wegführt, auf die Verordnungen des Landesfürsten: von denselben geht er ins Parlament nach London, oder in die Stube der Notabeln von Frankreich; vergleicht wohl gar die Regierungsformen. Da ist man nun gewöhnlich einer entgegengesetzten Meynung: der Stahlarbeiter vertheidigt die Engländer, der Galanteriehändler die Franzosen, der Gewürzkrämer hält es mit den Holländern, und der

getaufte Jude mit den Portugiesen. Man zankt, und geht trotzig nach Hause, kommt aber des folgenden Tages wieder, und sitzt um die nähmliche Stunde auf dem nähmlichen Platz .... Der gegenwärtige Türkenkrieg ist einer der glüklichsten Zeitpunkte für die Wirthe. Der Beamte trinkt nun ein Glas mehr, weil er seinen guten Freunden seine Nachrichten mittheilt, die er aus dem Kabinet zu haben glaubt. Der Bürger kommt mit einigen Zeitungsblättern: man liest sie erst der Reihe nach, und urtheilt dann darüber. Der Helden Gesundheit wird getrunken, oder ein mislungener Angriff bekrittelt. Pläne werden gleich auf dem Tisch gemacht: Gabeln sind spanische Reiter, Semmeln Festungen, Gläser Schanzkörbe; die Flüsse werden mit Wein auf dem Tisch gezeichnet, und Brosamen formiren die Armeen *).

Der

*) Dieses Bild ist nicht von meiner Erfindung. Der berühmte Dichter Naso hat

Der gemeine Mann hat keine gewöhnliche Stunde; er fängt Morgens an, die Wirthshäuser zu besuchen, und hört Abends auf. Die geringste Klasse steigt in die unterirdischen Keller, und trinkt dort Wein für 6 und 8 Kr. Die Taglöhner und Zimmerleute reden vom Bauen, mitunter auch vom Kaiser und Papst; die Handwerksbursche von ihrem Gewerbe, ihrer Meisterinn, und ihren Wanderungen; und die Livery spricht Böses von ihrer Herrschaft. Der Pöbel lauft auch, um wohlfeiler zu trinken,

---

hat es schon aufgestellt. Die von Troja zurükgekommenen Griechen thaten eben das, was die Wiener, und ich glaube jedes Volk, bei einem ihm wichtigen Krieg thut:

Pingit & effuso Pergama tota mero:
Hac ibat Simois, hîc est Sigeïa tellus,
Hîc steterat Priami regia celsa senis.
Ovid. Epist. Heroid.

wohl eine Stunde vor die Linien auf die Dörfer hinaus.

Die besten innländischen Weine bekommt man in den Kellern der noch nicht aufgehobenen Klöster. Die Benediktiner von Mölk, die Chorherren von Klosterneuburg, die Barnabiten zu St. Michael ꝛc. sind Weinhändler.

Die hungarischen Weine liefern am beßten Himmly im Trattnerschen Hause, und Hammer zum rothen Igel: die Friaulischen und Italienischen der Gewürzhändler Patuzzi zur weissen Rose, und Kapler zum Kameel.

In den berühmtesten Gasthöfen bekommt man nur mittelmässige Weine: der theuerste ist kaum die Hälfte des Preises werth. Der Gastgeb will durch den Weinschank die Kosten der Küche ersetzen; er wässert und färbt also nicht selten seine Getränke.

Auch

Auch auf Rechnung der kaiſerlichen Familie wird in dem ſogenannten Familienhauſe am alten Fleiſchmarkt Wein geſchenkt. Er iſt gut und wohlfeil, daher auch der Abſaz davon auſſerordentlich ſtark iſt, und des Jahrs wohl 50000 Fl. einbringt.

Die gräflich Schönborniſche Familie ließ ehedem auf ihre Rechnung Rheinwein kommen. Wenn ich nicht irre, ſo hat die erhöhte Mauthtaxe ſie bewogen, gegenwärtig dieſes Geſchäft einzuſtellen: ein unangenehmer Umſtand für alle Liebhaber des Rheinweins, welcher ächt und gut dort zu haben war.

CXXI.

Stephans-Kirche.

Dieſe gothiſche, finſtere Steinmaſſe, mit ihrem ſpizen Dach, ragt über alle Gebäude der Stadt empor. Sie hat den

Rang vor allen übrigen Kirchen Wiens, weil ein Erzbischof und ein Domkapitel von ihr den Titel führen, und weil sie der Hof einigemal des Jahrs mit seiner andächtigen Gegenwart beehrt. Ihre Bauart und ihr inneres Aussehn ist bekanntlich nicht nach dem Schönheitsmaß der ächten Architektur, die man an den Kunstwerken Italiens bewundert. In diesem Betracht verdiente die Kirche des heil. Karl auf der Wieden den Vorzug: denn diese ist eigentlich die geschmackvollste, regelmässigste Kirche von Wien.

Die Stephanskirche ist ganz von Quadersteinen erbaut, hat bloß marmorne Altäre, und einige ziemlich gute Altarblätter. Ihre Länge beträgt 342 Fuß, die Breite 222, die Höhe 79. Hieraus sieht man, daß sie für die Hauptkirche einer solchen Stadt eben nicht sonderlich groß ist.

Das

Das wichtigste Denkmal in derselben ist das Grab des für das östreichische Haus unvergeßlichen Helden Eugen von Savoyen. Man schlug diesem Prinzen in Frankreich ein Dragoner-Regiment ab, um das er anhielt: aus Verdruß verließ er nun Paris, und gieng in kaiserliche Dienste. Wie sehr mußte es der stolze Ludwig bedauern, diesen Mann beleidigt zu haben! . . . In welche Lage würde Oestreich ohne die Siege bei Hochstädt, Turin, Ramillies, Zenta, Belgrad ꝛc. gekommen seyn! . . . Daß er nicht bloß Held, sondern auch Kenner der Künste und Wissenschaften war, beweisen die von ihm aufgeführten Gebäude, die von ihm erhaltenen litterarischen Schätze in der Hofbibliothek. Daß er auch Staatsmann war, beweißt seine Behauptung, die er noch kurz vor seinem Tode (20 April 1736) vor Karl dem VI. that: „ der Kaiser sollte seiner Erbin Maria „ Theresia statt der pergamentenen prag-

„ ma-

„ matischen Sanktion eine Armee von „ 200000 Mann hinterlassen. " Mit den Aufopferungen, welche Karl für die scheinbare Garantie jener Sanktion machen mußte, hätte er wohl den Rath Eugens befolgen können.

An einer andern Stelle ist ein Grabmal, das in seiner Art ebenfalls merkwürdig ist. Dort ruht ein ehemaliger Domprobst von Wien. Der Mann war Hofnarr bei Kaiser Maximilian, und begleitete ihn auf seinen Reisen. Die Niederländer, dieses von jeher zu Meutereien und Unruhen geneigte Völklein, trieben bekanntlich ihren Freiheitseifer in jenem Zeitpunkt so weit, daß sie Maximilianen förmlich gefangen setzten. Der Hofnarr, ein feiner Kauz, half seinem Herrn aus diesem unwürdigen Behältniß entkommen; und zur Dankbarkeit machte ihn Maximilian in der Folge zum Domprobste von Wien, wo er starb, und in seiner Domkirche begraben wurde.

In der alten Geographie zählte man den berühmten Stephansthurm unter die wichtigsten Dinge von Wien; in der Welt der Handwerksbursche ist er es noch. Dieser piramidenförmige Kunstfelsen hat 445 rheinische oder 434 ½ östreichische Werkschuhe; die Ziffer an dem Uhrblatte desselben sind 2 Fuß lang. In der letzten Belagerung der Stadt, welche größtentheils durch die intoleranten Ränke der Jesuiten veranlaßt wurde, mußten Tag und Nacht zwei Väter dieses löblichen Ordens auf diesem Thurme Schildwache halten, und mit optischen Instrumenten die fernen Bewegungen der feindlichen und freundlichen Truppen ausspähen, bei welchem Geschäfte ihnen die türkischen Kanonenkugeln manchen reumüthigen Stoßseufzer über die misgedeuteten Absichten der ehrwürdigen Gesellschaft mögen ausgepreßt haben. Nachdem man die Belagerung abgeschlagen, und in den darauf folgenden glüklichen Feldzügen manche

türkische Kanone in kristliche Hände gebracht hatte, verwandte man sie zu ganz kristlichem Gebrauche, goß daraus eine schöne Glocke, von 10 Fuß in der Höhe, und 354 Zentnern am Gewicht, und hing sie in diesen Thurm, von woher sie nun bei vornehmen Todesfällen und hohen Kirchenfesten langsam und majestätisch brummt.

Darf ich den Papst einläuten lassen? fragte A. 1782 Kardinal Migazzi den Kaiser. — Warum nicht! versezte der Monarch: die Glocken sind ja Ihre Artillerie. . . . Der hiesige Brummer ist unstreitig eines der größten Artilleriestüke der kristlichen Geistlichkeit.

Wie sich indessen die Zeiten ändern! vor hundert Jahren goß man aus Kanonen Glocken; heute verwandelt man die geistliche Artillerie wieder in weltliche, und gießt aus Glocken Kanonen.

Die Stephanskirche steht auf einem sehr günstigen Standpunkt: man könnte rings um sie einen der angenehmsten und regelmässigsten Plätze von Wien herstellen. Auch sind dazu schon einigemal Vorschläge gemacht worden. Es sollten vorne die sechs oder sieben elenden Buden weggerissen werden; die im Quadrat herumliegenden Gebäude sollten mit einer Art von Bogengang verziert, und die äussere Seite der Domkirche, gegen die Strasse zu, eine ihrer würdige Verschönerung erhalten. Dieß würde freilich der Stadt eine Bequemlichkeit und Zierde mehr verschafft haben; da sich aber die Kosten der Unternehmung im Anschlage auf einige hunderttausend Gulden beliefen: so fand man schon damals, selbst in den Zeiten der freigebigen Maria Theresia, Schwierigkeiten; und in der jezigen ökonomischen Epoche ist es um so minder zu erwarten. Vielleicht erleben unsere Urenkel einst noch die Freude, unter einer Kolonade oder Lindenallee

allee rings um die Stephanskirche spazieren zu können.

CXXII.

Garnison.

Die Besazung von Wien besteht gewöhnlich aus 2 Bataillonen Grenadiers, 6 Bataillon Füseliers, 1 Regiment Artillerie, 1 Regiment Kavalerie. Die vier Leibgarden, das Ingenieurkorps, das Bombardierkorps, das Fuhrwesenkorps, das Invalidenkorps ꝛc. machen ebenfalls einen Theil des hier anwesenden Militärstandes aus. Die Kriegskanzlei, mit ihrem Personale von ungefähr 700 Beamten, besorgt und leitet alles was Uniform trägt.

Die Stadt Wien, samt ihren Vorstädten, ist dem Infanterie-Regiment Preiß als Kanton, zur Rekrutirung angewiesen.

Das

Das Spektakel einer Wachparade, welches in Berlin, Dreßden, München, Hannover, Braunschweig, Kassel, Stuttgard, ja sogar in den Residenzstädten einiger Deutschen Bischöfe, zum Theil die tägliche Unterhaltung der Schönen Welt macht, sieht man in Wien nicht. Da die öffentlichen Pläze ohnehin nicht sehr geräumig, und stets mit Menschen, Wägen und Waaren bedekt sind, so würde der tägliche Aufmarsch von 500 bis 600 Mann, durch die um Mittagszeit wimmelnden Gassen, das Gedräng nur noch grösser machen. Uiberdieß ist der Hof, der einzige allenfalls zu dieser Parade taugliche Plaz von so unebnem Boden, daß er die Truppen immer etwas an der Uibereinstimmung der Manoeuvres hindern würde. Um diesem auszuweichen, hat man die Wache einst eine Zeitlang auf der grossen Bastion ausser der kaiserlichen Burg, ein andermal auf der Esplanade in Paradeform aufgeführt. Beides gab man

wieder auf, vielleicht auch darum, weil einige Divisionen des auf die Wache ziehenden Korps ohnehin von den Kasernen aus gegen drei viertel Stunden bis auf ihre Posten zu marschiren haben, und durch die Parade noch länger aufgehalten würden.

Gegenwärtig zieht täglich um 11 Uhr eine Kompagnie Grenadiers mit Fahnen und Regimentsmusik zum Burgthore ein, und besetzt die Burgwache, wo zwei Kanonen stehn. Ein Korps Füseliers zieht in Ordnung auf die Hauptwache an der Kriegskanzlei, wo immer vier Kanonen stehn.

In manchen Städten Deutschlands sind die Soldaten dem Publikum nicht wenig überlästig, indem sie theils betteln, theils stehlen, theils sich mit einer übertriebenen Dienstfertigkeit allenthalben und an jedermann dringen, theils an öffentlichen Erlustigungsplätzen und auf Strassen, durch Ausschweifungen oder den gewissen

über-

übermüthigen Soldatenton den übrigen Ständen ihre Ruhe und Freude stören. In Wien ist dieß nicht so. Ausser den Wachthäusern, und in der Nähe der Kasernen, sieht man allenthalben äusserst wenig Soldaten, besonders in der Stadt selbst. Ein Beweis, daß man die Leute hier gut in der Ordnung zu halten weiß, und eine Anstalt, die allenthalben nachgeahmt zu werden verdient. Auch die ekelhafte Strafe des Spizruthenlaufens, die man an vielen Orten auf den Hauptgässen der Städte an Ausreissern und andern militarischen Verbrechern vollziehet, wird hier ganz stille in den Höfen der Kasernen abgethan.

Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß der Soldatenrok seine Eigenthümer gewöhnlich ein bischen hochherzig mache, besonders in unsern neuern Zeiten, wo so viele Staaten ganz in die militärische Form gegossen werden, und wo so mancher Landesfürst sich immer und allenthalben

in der Uniform zeigt. Mirabeau ſagt vom verſtorbnen Preußiſchen König Friderich: „ Il a eu la manie de ne jamais „ quitter l'uniforme, comme s'il n'etoit „ le Roi que des Soldats: & ce coſtu„ me légionnaire n'a pas peu contribué „ à décréditer les officiers civils. Com„ ment n'a-t-il pas ſenti qu'il eſt à ja„ mais impoſſible au Gouvernement de „ rendre eſtimables des hommes aux„ quels il ne veut point montrer d'e„ ſtime? *) — So ſehr Mirabeau gewöhnlich zu weit geht, hat er hier doch nicht

*) Er hatte den Sparren, ſtets in Uniform zu gehen, als wenn er bloß der Soldaten-König wär: und dieſe Kleidungswahl hat nicht wenig beigetragen, die Staatsbeamten auſſer Achtung zu ſezen. Er ſollte doch wohl bemerkt haben, daß es auch einem König unmöglich iſt, Leute in den Augen des Publikums ſchäzbar zu machen, denen man ſelbſt keine Achtung zeigt.

nicht ganz Unrecht. . . . Das übertriebene Soldatensystem im heutigen Europa, welches wir leider jenem Friderich zu verdanken haben, macht, daß sich jeder Fahnenkadet um viel besser dünkt, als der arbeitsamste Bürger; und nichts geht gewöhnlich über den eingebildeten Selbststolz eines neugebacknen Fähndrichs oder Lieutenants, der als kommandirender Offizier mit einer halben Kompagnie auf einem Dorf oder Flecken in Kantonirung liegt. Für diese Herren ist nichts heilsamer als die Zeit des Lagers; dort werden sie etwas zu sich selbst gebracht. Man sehe sie bei Minkendorf oder Prag, wo der Kaiser, wo die Lascy, die Habick, die Laudons vor der Fronte stehn! da verschwindet der noch gestern hochtrabende Dorfkommandant wie eine Nulle vor dem Abglanz jener Helden. . . Auch die Garnison von Wien trägt gut zur Bildung solcher Herren bei: Sind sie Leute von Kopf, sind sie bescheiden, verstehn

ſie Lebensart, ſo ſchäzt man ſie. Wollen ſie aber durch Unbeſcheidenheit oder Groß-macherei ſich in Reſpekt ſezen, ſo belacht man ſie, und läßt ſie in ihren Kaſernen ſchmorren.

Die Garniſon von Wien ſcheint bloß zur Parade da zu ſeyn. Ehe nicht der ganze national Karakter eine andere Stimmung bekommt, werden die Wiener nie eines militariſchen Zaumes nöthig haben. Seit dem Tumult vor des Feldmarſchall Seckendorfs Wohnung i. J. 1738, hat es nur ein einzigmal einen kleinen Studentenlärmen gegeben, wo man unnöthiger Weiſe Kavalerie anrücken ließ, da man die jungen Brauſeköpfe mit einer Waſſerſprize hätte auseinander jagen können.

Es iſt nun bald ein Jahr, daß die Thore der Stadt ohne Wache ſind, und ſie werden es vermuthlich den ganzen Türkenkrieg über bleiben. Ein neuer Beweis, daß man die hunderttauſende von rüſtigen

gen Männern wenigst einen Theil des Jahrs wohl besser beschäftigen könnte, als sie auf den Stadtwachen herum liegen zu lassen. Die römischen Soldaten machten in Friedenszeiten Landstrassen und Wasserleitungen, und verloren nichts von ihrer Tapferkeit dabei. Vielleicht daß auch unsere Strassen wieder durch die Armee hergestellt werden, wenn sie zum Vortheil der Pächter werden halb unbrauchbar seyn.

Eine neuere gute Anstalt zur bessern Nachbildung des Soldatenstandes, sind die Erziehungshäuser für Soldatenkinder. Diese Geschöpfe, welche ehedem meist dem zwecklosesten Leben, der Dürftigkeit und dem Zufall überlassen waren, werden nun mit Sorgfalt zu dem Beruf ihrer Väter nachgezogen: man lehrt sie lesen, schreiben, rechnen, ein bischen zeichnen und Meßkunst, was nämlich ein guter Unteroffizier zu seinem Stande braucht. Sie leben kasernenmässig beisammen, haben

ſtärkende Leibesübungen, müſſen ſchon in den früheſten Jahren militäriſch ſtehen, gehen, liegen ꝛc. Da ſie auf dieſe Art neben der Trommel aufwachſen, nichts anderes ſehen, hören, noch kennen lernen, als Soldaten-Leben, Soldaten-Beſchäftigungen, Soldaten-Pflichten, und Soldaten-Vortheile: ſo darf der Staat an ihnen einen Nachwachs von Korporalen und Feldwebeln erwarten, welcher den öſtreichiſchen Heeren noch einen Grad von Stärke und Vollkommenheit mehr geben wird.

CXXIII.

Der Augarten.

Dieſer Luſtplaz iſt für Wien ungefähr das, was die Thuillerien für Paris ſind. Er liegt der Stadt nördlich, am Ende der Leopoldſtadt, folglich auf der groſſen Donau-Inſel, und hat mittels zweier

Alleen

Alleen Gemeinschaft mit dem Prater. Er macht ein beinahe regelmässiges Vierek, gränzt gegen Süden und Osten an die Leopoldstadt, gegen Westen an den Lustwald Brigittenau, gegen Norden an einen Arm der Donau. Sein Flächen-Inhalt beträgt ungefähr 164000 Quadrat-Klafter.

Der Eingang ist an dem Winkel, den die Süd- und Ost-Seite machen. Uiber dem Mittelthor steht mit grossen deutschen Buchstaben die allenthalben bekannte Aufschrift:

Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer.

Aussen vor diesem Eingange müssen alle numerirte Wägen — die Fiaker nämlich — halten, und nur Herrschaftswägen, oder die als solche gelten, dürfen in den grossen Hof einfahren, der mit einer vierfachen Allee besezt ist, und vorne an der

Fronte das Gartengebäude hat, worinn zwei grosse Speise- und Tanzsäle, ein Billardzimmer, und noch ein paar Nebenzimmer sind. Man speist hier zu verschiednen Preisen, und wird mit den gewöhnlichen Sommer-Erfrischungen bedient, wovon der Preis an den Wänden geschrieben ist.

Der Garten hat weder Wasserkünste, weder Grotten, Statuen, noch andere Verzierungen, die man sonst in berühmten öffentlichen oder Privatgärten findet. Dem ungeachtet ist es ein höchst angenehmer Versammlungsplaz, der auch ohne verschwenderischen Aufwand von Kunst seinem Zwek vollkommen entspricht: nämlich der zahlreichen schönen Welt der Kaiserstadt den Genuß von Schatten, angenehm düftendem Grün, und frischer reiner Luft zu gewähren. Er hat einige sehr schöne schattenreiche Alleen, und andre Abtheilungen von Bäumen und Strauchwerk.

Wenn

Wenn man durch das Gebäude gegangen ist, hat man rechts das ganz einfache Wohnhaus des Kaisers, mit einem kleinen Blumengärtchen; gerade vor sich hin über die Donau eine Meilenlange durch Waldungen gehauene Allee, deren Perspektiv sich mit einer Dorfkirche endiget; links durch den Garten eine erhabene Terrasse, wo man eine romantische Aussicht an den Fuß des Kahlenberges mit den benachbarten Weinhügeln, Dörfern und Landhäusern genießt.

Der größte Schmuk des Augartens in der schönen Jahrszeit ist das ihn besuchende Publikum. Ausgeschlossen wird gesezmässig Niemand. Da der Pöbel aber neben den unzähligen reich und schön geputzten Weibern und Männern eine gar elende Figur machen würde, so bleibt er von selbst weg. Gesellschaft trifft man alle Tage daselbst an, besonders Morgens und Abends. Doch ist an Sonntagen und an Feiertagen der Besuch am

zahl-

zahlreichſten, weil eine Menge von Leuten, welche die Woche über in den Kanzleien und Kaufmannsgewölben ſizen, an ſolchen Tagen freie Muße hat; hauptſächlich aber, weil man bei dem gröſſern Zuſammenfluß von ſchöner Welt, an ſolchen Tagen mehr den allgewünſchten Zwek erreicht: „zu ſehen, und geſehen zu „werden.“ . . . . Da rauſchen tauſend ſeidne Frauenzimmer-Schleppen die Alleen auf und ab, und neben ihnen her trippeln die Stuzer, mit dem Blik des Muthwillens, und der Schäkerei, oder mit jenem gieriglauſchenden der Sehnſucht und des Schmachtens nach Erhörung oft wiederholter Seufzer. Es iſt eine wahre Augenweide für den kaltblütigen Zuſchauer, wie das erhizte Blut die jungen Leutchens umtreibt; wie man rennt, einander jagt, aufſucht, Winke und Beſtellungen gibt, Plane zu lang gewünſchten Schäferſtunden macht, und was des Minnespiels mehr iſt.

Manch-

Manchmal, in den erstern Tagen des Frühlings, oder gegen das Ende des Herbstes, wenn die vornehme Welt noch nicht auf dem Lande, oder schon wieder von demselben zurük ist, wird das Gedränge im Augarten so groß, daß man, wie auf den volkreichsten Strassen der Stadt, an- und gegen einander rennt, Stöße und Fußtritte, und zerrissene Kleidungsstüke und verdorbene Frisuren davon trägt. Man verliert einander plözlich durch eine augenblikliche Wendung, und findet sich erst nach Stundenlangem suchen, oder gar nicht wieder.

Wenn der Kaiser in Wien ist, mischt er sich oft unter die Spaziergänger, und wandelt, in Begleitung von Ministern, Generalen, oder Damen, unter dem Schwall seines Volks, alle Gänge des Gartens durch. . . . Um sich und den frühen Besuchern des Augartens ein Vergnügen mehr zu verschaffen, läßt er alle

Jah-

Jahre eine Menge Nachtigallen kaufen, und in dem Garten ausfliegen. So wird Aurora und Titan jeden Morgen mit dem Gesang der Philomela begrüßt.

Im Monat Mai wallfahrten die hochadelichen und halbadelichen, wahren oder eingebildeten Kranken beiderlei Geschlechts nach dem Augarten, um dort ihre mit Spaawasser, Pyrmonterwasser, Selterwasser und allen übrigen Heilwässern gefüllte Krüge zu leeren. Es sind arme Schwächlinge, die an Krämpfungen, Nervenzuständen, Magenkrankheiten, Schwindel, Hypochondrie, und allen jenen Uibeln leiden, die man im Dienste von Komus, Bacchus, Amor, auch wohl im Dienste des Staats und der Musen, sich manchmal erwirbt. . . . Zu dieser Kur ist der Garten vortrefflich. Nach eingeschluktem Mineralwasser macht man eine sanfte Bewegung im Grünen. Manchmal erhebt auch eine gutgewählte Mu-

sik

für die frohen Empfindungen der genesenden Kranken.

Indessen glaube man ja nicht, daß alle diese Wassertrinker Kranke seyn. Es mischt sich immer ein guter Theil von ächt Gesunden darunter, um die Brunnenkur zu gebrauchen. Die Weiber thun es, wie ein bekannter Schriftsteller sagt, weil sie sich dabei in der reizendsten Morgenkleidung öffentlich zeigen können; und die Männer, weil sie die Weiber in dieser Halbkleidung *) nicht so drachenhaft züchtig und spröde finden, wie im vollen Anzug.

CXXIV.

*) Negligé.

CXXIV.

Lakeien.

Man schäzt die Zahl aller Dienstbothen in Wien, sowohl weibliche als männliche, auf ungefähr 40000 Köpfe. Die Rechnung mag der Wahrheit so ziemlich nahe kommen. Von dieser Summe machen die Kerls, welche man eigentlich Bediente oder Lakaien heißt, etwa gegen 6000 aus.

Unter diese Rubrike gehören die eigentlichen Lakaien, die Heiduken, die Laufer, die Jäger, die Leibhusaren, die Uhlanen, die Jockeis, die Negers ꝛc. Die Portiers, die Kutscher, Reitknechte, Postillons, Vorreiter ꝛc. könnte man vielleicht auch hieher zählen, weil sie ebenfalls einen Theil des Livereyvolks ausmachen. Ihre Summe mag etwas über 2000 betragen.

Die sogenanuten Bedienten sind die häufigsten unter ihren übrigen Mitbrüdern. Man findet sie vom Hofe und den ersten Fürstenhäusern an, durch alle Mittelstände, bis zum vermögenden Bürger und subalternen Kanzleimann herunter. In den vornehmen Häusern will man lauter grosse, riesenmässige Kerls zu Lakaien. Um sie von den verbrämten Bedienten der Mittelstände auszuzeichnen, gibt man ihnen eine massive Liverey, mit Sammet- und Seiden-Borten auf den Noknähten, und wie es überall gewöhnlich ist, von den Farben, welche das Wappen des hohen Hauses in sich faßt. An Besoldung haben sie monatlich 16 Fl. . . . In den Häusern von der zweiten und dritten Ordnung kleidet man sie gewöhnlich etwas leichter. Weiter hinunter sind sie durch ein graues Kleid mit einem farbigen Kragen kenntlich. Ihre Besoldung fällt bis auf 7 Fl. des Monats.

Heiduken sind beinahe ganz aus der Mode gekommen. Nur einige alte Damen halten sie noch, und lassen sich von ihnen zur Kirche begleiten.

Laufer sind zahlreich. Man braucht sie hauptsächlich, Briefe und Nachrichten in der Stadt herumzutragen, und zu Nachts mit einer Fakel vor dem Wagen herzulaufen. . . . Jäger oder Büchsenspanner hält man nur zur Parade, um einen Kerl auf dem Wagen stehn zu haben, der eine schöne grüne Livrey mit breiten silbernen Tressen, das Hüfthorn über die Schultern, und einen artigen Hirschfänger an der Seite trägt. Die meisten derselben thun das ganze Jahr nicht einen Schuß. . . . Die Leibhusaren sind mit den hungarischen Familien hieher gekommen, aber jezt auch in den meisten deutschen Herrschaftshäusern, wo junge Kavaliers sind. Da der hungarische Militäranzug besonders zu Pferde schön läßt, so hält man einen als Husa-

ren

ren gekleideten Kerl, der seinen Herrn beim Spazierritt begleitet, übrigens aber die Dienste eines Lakaien thut. . . . Als das Uhlanenkorps errichtet wurde, fanden einige Offiziers und dann auch andere Kavaliers-Geschmack an der pohlnischen Tracht. Sie kleideten ihre Kerls pohlnisch; und seitdem sieht man Uhlanen zu Pferde und auf den Kutschen stehn. . . . Die vielen sich hier aufhaltenden Engländer haben auch ihre Reitknechte mitgebracht, und die Wiener haben sie nachgeahmt. Ein solcher Jockei ist ein junger Bursche in einem Reitvestchen, mit rings um den Kopf abgeschnittenen Haaren, einem runden Hut, eine breite Binde um den Leib und Stiefeln. Sie reiten mit ihren Herren, stehn auf den Kutschen, und dienen bei der Tafel. . . . Der Hang zu dem Ausserordentlichen macht, daß sich einige Männer und Weiber auch Negers halten, welche nach ostindischem Kostume

gekleidet ſind, und Lakaiendienſte thun. Ihre Zahl iſt ſehr gering.

Im Ganzen genommen, iſt das Lakaienvolk eine unverſchämte Menſchenbrut. Je vornehmer das Haus iſt, deſto bengelhafter ſind gewöhnlich die Bedienten. Da es meiſt junge, geſunde, knochenfeſte Kerls ſind, die ſich gut nähren, durch mancherlei Accidenzien ſich ihre Beſoldung zu vermehren wiſſen, ſich unter eitel vornehmen Herren und Damen herumtreiben, bei dem Tafeldienſt Anekdoten aufzuhaſchen, und die Manieren ihrer Gebieter nachzuäffen trachten: ſo ſtellen ſie die unausſtehlichſten Figuren dar, die man in geſellſchaftlichen Leben finden kann. Ihre Karakterzüge ſind eine Miſchung von Stolz, Grobheit, Spottſucht, Naſeweisheit, Verleumdung, Unwiſſenheit, Prahlerei, Faulheit, Affektation und Pöbelhaftigkeit.

Man klagt darüber, daß bei den heutigen Bedienten keine Treue, keine Ordnung, keine Anhänglichkeit an ihre Herren mehr zu finden sey. Dieß alles ist wahr. Aber die Herren sind meist selbst Schuld daran. Ein kolossalischer junger Bursch mit halbpfündigen silbernen Schnallen, seidnen Strümpfen, zwei Sakuhren, sechs Seitenlokken, und einem seidnen Regenschirm — alles noch unbezahlt — auf der Kutsche, ist ihnen werther, als der gesezte, bescheidne Mann, der treu und fleissig seine Dienste verrichtet.

So übermüthig diese müssigen Bengel in den Häusern und Vorzimmern sich gebehrden, wo sie anzumelden haben: so verachtet sind sie doch im bürgerlichen Leben. Die Wirthe, welche ihre Tanzsäle in Ansehn erhalten wollen, setzen allzeit in ihre Ankündigungen: „die Liverey „ist ausgeschlossen.“ Aber was geschieht! die eleganten Lakaien halten doppelte Garderobe. Sobald sie ihre Herr-

ſchaft aus der Abendgeſellſchaft nach Hauſe gebracht haben, werfen ſie ihren bunten Knechtſchaftsrok weg, ziehn einen modefarbigen Frak an, ſetzen einen engliſchen Hut auf, treten mit nachgeäfftem Adelsſtolz in den Saal, und wenn ſie zum Uiberfluß etwas franzöſiſch plappern können, ſo ſpielen ſie den jungen Kavalier ſo natürlich, daß manchem Bürgersmädchen, welches ſie mit ihren Galanterien beehren, der Kopf darüber ſchwindlig wird.

CXXV.

Orientaliſche Akademie.

Man hat den franzöſiſchen König Ludwig den XIV. mächtig erhoben, daß er in Paris eine Anſtalt errichtete, worinn junge Franzoſen die orientaliſchen Sprachen lernen konnten, und mußten; damit der Staat ſich nicht gezwungen ſähe,

in wichtigen Geschäften mit den ottomanischen Provinzen, von der willkürlichen Treue oder Verrätherei auswärtiger Dollmetscher abzuhangen. König Ludwig — der überhaupt das in die Augen Fallende suchte — verordnete, daß sich die Zöglinge Armenisch kleiden sollen, weswegen man diese jungen Pariser gewöhnlich Armenier hieß.

Der östreichische Staat hat, vermöge seiner unmittelbaren Nachbarschaft, mit der Pforte schon seit mehrern Jahrhunderten, und in den neuern Zeiten auch mit den mahommedanischen Ränberstaaten und mit Marokko, mancherlei friedliche und unfriedliche Geschäfte abzuthun. Auch für ihn ward es also ein Bedürfniß, eigne Leute zu haben, welche jener Sprachen mächtig sind. Die immerwährende Gesandtschaft in Konstantinopel gab zwar Gelegenheit, das Türkische und Arabische zu lernen; aber

eine beſondre ordentliche Anſtalt dazu war nicht vorhanden.

Unter der Regierung Marien Thereſiens ward dieſes ausgeführt. Der Jeſuit Franz, welcher ſich lange in den Türkiſchen Provinzen aufgehalten und jene Sprachen ſich eigen gemacht hatte, bekam die Aufſicht über dieſe neu errichtete orientaliſche Akademie, welche unter der Direktion der Staatskanzlei ſteht, weil die Zöglinge der Natur ihres Berufes nach bloß für die auswärtigen Geſchäfte beſtimmt ſind. . . . Die Zahl dieſer Akademiſten beläuft ſich gewöhnlich auf zwölf. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt, die orientaliſchen Sprachen zu lernen. Nebendem treiben ſie die ordentlichen Studien, lernen die vornehmſten lebenden europäiſchen Sprachen, und erhalten Unterricht in den für junge Edelleute beſtimmten Leibesübungen. Wenn ſie ihren Lehrkurs hier vollendet haben, dann ſchikt man ſie unter dem Namen der

Sprach-

Sprachknaben nach Konstantinopel, wo sie bei der Gesandtschaft anfangen, Geschäfte mit zu machen, und sich praktisch in den Sprachen zu üben, wovon sie in der Akademie die Grundsäze gelernt haben. Bei Gelegenheit gehn sie dann wieder in die Staatskanzlei zurük, um in orientalischen Geschäften zu arbeiten; oder sie gehn als Konsuls in die Moldau, Wallachei, nach den Häfen und Inseln im Archipel; nach den Räuberstaaten; im Kriege gegen die Pforte, als Dollmetscher zu den Armeen des Kaisers.

Diese Akademie gibt Meninski's grosses türkisch-arabisch-persisch-italienisch-lateinisches Wörterbuch neu, vermehrt und verbessert heraus. Es wird in 4 Folianten bestehn, wovon bis jezt 2 fertig sind. Dieses in seiner Art einzige Wörterbuch ward auf Pränumeration für 8 Fl. angekündigt, und fand, wie man sagt, Einen einzigen Pränumeranten, welcher der König von Polen ist.

Wenn zwiſchen Oeſtreich und der Pforte ein Friede oder Traktat geſchloſſen wird, ſo verfaßt der Kaiſerliche Hof ſeinen Aufſatz in lateiniſcher Sprache, und der Türkiſche Hof den ſeinigen arabiſch. Seltſam iſt, daß bei ſolchen Gelegenheiten der Kaiſer im Namen der allerheiligſten und unzertheilten Dreieinigkeit zu den Muſelmännern ſpricht, die nicht ein Jota von unſern kriſtlichen Religionsgeheimniſſen wiſſen.

CXXVI.

Plätze.

Wien iſt eine alte Stadt. Dieſer Umſtand macht, daß ſie die Vortheile und Nachtheile aller Städte ihres gleichen hat. Die Häuſer ſind maßiv, dauerhaft, hoch; dafür iſt ihre Anlage unregelmäßig, ihre Gaſſen ſind enge, ihre meiſten öffentlichen Pläze klein, ekig, ohne Plan,

ohne Perſpektive, ohne Majeſtät und Pracht. . . . Leider, daß die Erbauer Vindobonens nicht vorherſehen konnten, daß der Ort einſt zur Hauptſtadt eines der erſten Europäiſchen Staaten werden, daß in den Gaſſen derſelben Tag und Nacht bei viertauſend Kutſchen herumrollen, daß ihre Pläze bei gewiſſen Anläſſen mit hunderttauſenden von Menſchen bedekt ſeyn würden!

Der Hof iſt ein Plaz, welcher allerdings einer anſehnlichen Stadt Ehre macht. Er iſt der geräumigſte von allen, bildet beinahe ein förmliches Vierek, iſt ringsherum mit anſehnlichen Gebäuden beſezt, und hat ein Monument von Erz nebſt zwei Brunnen. Papſt Pius der VI. gab 1782 am Oſtertag von der Altane der hier ſtehenden Kirche ſeinen Segen über die andächtigen Oeſtreicher. . . . Der Neumarkt iſt ebenfalls ziemlich geräumig, bildet ein länglichtes Vierek, und hat auf einem Röhrbrunnen eine ſchöne me-

tal-

tallene Statuengruppe von Gabriel Donner. . . . Der Hohe Markt, ebenfalls ein länglichtes ziemlich geräumiges Viereck, mit einem steinernen Monument und zwei Springbrunnen. Seine Erdfläche ist sehr abhängig. Hier werden, neben dem Stadtgerichtshause die öffentlichen Exekutionen der Justiz, welche nicht das Leben gelten, auf der Schandbühne vollstrekt... Der Graben, kleiner als die vorigen; eigentlich nur eine lange und breite Strasse, aber doch mit der steinernen Dreifaltigkeitssäule und zwei Röhrbrunnen besezt... Der Josefsplaz, vor der k. Bibliothek, regelmäßig, aber nicht sehr groß... Der Burgplaz, ebenfalls nicht besonders groß, eigentlich nur eine Gattung von Haushof, zwischen der Burg und der Reichskanzlei.

Es sind noch einige Winkeleien vorhanden, welche die Namen von Plätzen führen, als: der Michaelsplatz, der Spitalplatz, der Minoritenplatz, der Stok-im

Eisenplatz, der Judenplatz, der Dominikanerplatz ꝛc. sie verdienen aber, für eine Stadt wie Wien, eine so ehrenvolle Benennung keineswegs.

Der Graben ist das für Wien, was der San Marco in Venedig. Er wird den ganzen Tag über nicht von Menschen leer. Wer eine überflüßige halbe Stunde hat, wo er gern etwas Bewegung machen möchte, spaziert ein paarmal den Graben auf und nieder. Von 11 bis 1 Uhr Mittags besonders, und Abends in der Dämmerung, wimmelt es hier zu allen Jahrszeiten von Mannsleuten. Da über den Graben der Weg nach der Burg, nach dem Theater, nach der Michaeler-Kirche aufwärts, und nach der Stephans-Kirche abwärts führt, so sieht man hier stets vornehme und schön geputzte Leute beiderlei Geschlechts in Wagen, zu Pferde und zu Fuß vorüber gehen, auch ist man sicher, täglich, ja beinahe stündlich, einige seiner Bekannten zu treffen. . . . In

den Sommermonaten ist die ganze untere Seite des Grabens von sieben Uhr Abends bis Mitternacht mit Stühlen besezt, worauf man aus den benachbarten zwei Kaffeehäusern mit Gefrornem — einer Lieblingsleckerei der Wiener — und andern Erfrischungen bedient wird.

Der schon gewohnte allgemeine Zusammenfluß von Menschen auf diesem Plaz, macht, daß die gutwilligen Mädchen ihn vorzüglich besuchen, um dort ihre Netze auszuwerfen: darum sind die Worte Graben-Nymphe, *) Graben-Mädchen und Lustmädchen von Einerlei Bedeutung.

Der Hof dient ebenfalls zum öffentlichen Spaziergang, wird aber nur in den Sommer-Abenden besucht. Gewöhnlich

wird

*) Man hat ein Taschenbuch für Graben-Nymphen, ein kleines drolliges Ding, das die Künste und Lebensart dieser Geschöpfe sehr komisch und witzig darstellt.

wird Abends eine Stunde lang durch die Regiments-Spielleute Türkische Musik gemacht, welches dann noch mehr Spaziergänger dahin zieht.

Die meisten übrigen Plätze dienen, wie überall, um die tausenderlei nöthigen Lebensbedürfnisse für die Bewohner der Stadt öffentlich feil zu biethen.

Die andächtige Denkart der alten Zeiten hat bewirkt, daß man diese Plätze mit Heiligen-Bildern besetzte. Diese Vorstellungen gehören in die Kirchen. Die öffentlichen Plätze einer solchen Stadt sollten mit den Statuen der größten und verdienstvollsten Männer des Staats, oder mit Abbildungen historisch wichtiger Vorfälle geziert seyn, um den nachwachsenden Bürgern zu zeigen, daß man die Züge und Namen der wakern Männer zur Ehre des Vaterlandes zu verewigen suche. So machten es Griechen und Römer, und nicht ohne Wirkung. Ich schmeichle mir sogar, daß auch dieß einst

noch

noch bei Uns geschehen wird, wenn die Grille unsers Jahrhunderts, die soldatisch-ökonomische Epoche, wieder vorüber ist.

CXXVII.

Burgwache.

Bey denjenigen welchen der Anblik eines alten, gothischen Gebäudes, wie der schwarze Wohnsitz des Deutschen Kaisers ist, eine Art von Ehrfurcht einflösset, muß diese Empfindung durch die Schnurbärte mit den Bärenmüzen ungemein bestärket und erhöhet werden.

Es ist billig, daß die Person Sr. Majestät, die kaiserliche Familie und deren Pallast, von dem Kern der Truppen bewacht werde. Die Grenadiers haben von jeher ein ausschliessendes Vorrecht auf die Burgwache. Wenn wegen gehaltenen Musterungen, Lagern, oder in den Kriegszeiten keine Grenadiers in Wien

sind,

ſind, ſo ziehn Kavaleriſten in der Burg auf die Wache.

Die Burgwache, welche in die innere, mittlere, und in die Schlagbaumwache abgetheilt iſt, beſteht — wenn keine fremden Gäſte hier ſind — aus 1 Hauptmann, 1 Ober- und 1 Unter Lieutenant, 1 Kadetten mit der Fahne, 1 Fourier, 1 Unter-Chirurg, 1 Feldwebel, 1 Führer, 5 Korporals, 5 Spielleuten, und 70 Gemeinen. Wenn fremde Herrſchaften den Amalienhof beziehn, ſo wird ſie um einige Köpfe verſtärkt.

Vormals beneideten die Füſeliers die Grenadiers, nicht um die Bärenmützen, nicht um den täglichen Kreuzer, den ſie mehr an Löhnung genieſſen, nicht um die ruhigern Tage, die ſie verlebten, weil ſie ſonſt faſt keine Wache verſahen; ſondern um die beſondere Zuneigung der groſſen Thereſe. Denn ſelten fuhr die wohlthätige Monarchin bei einer Wache vorbei, daß ſie nicht mehrere, eigens zu

dieſer Beſtimmung in Papierchen gewikelte Dukaten hervorlangte, und mit einem Daumenſchneller ſie der daſtehenden Mauer von Männern hinwarf. Sie zogen dann mit Freuden ihr Gewehr an, und auf den braunen Geſichtern las man deutlich den Wunſch, ihr im Felde die Wohlthaten aus den Tagen des Friedens vergelten zu können. Zu den Zeiten der Monarchin, wenn ſich der Hof den Sommer über in Schönbrunn befand, war der ganze Weg von der Linie an bis zum Luſtſchloſſe mit Grenadiers beſezt. Freigebigkeit bezeichnete dann auch jedesmal die Straſſe.

Auch den Offizieren brachte dieſe Wache groſſen Vortheil. Sie genoſſen die Tafel mit den Hofdamen und den Kammerherren. Jede Geburt eines Enkels der groſſen Thereſe, jedes gewonnene Treffen, und manche andere Feierlichkeit, wurde ihnen jedesmal durch ein Röllchen Dukaten angekündiget.

Gegenwärtig, da der Kaiſer die Tafeln, welche bei Hofe ſo häufig waren, daß die vielen Küchen und Köche kaum hinreichten, meiſtens abgeſtellt hat, erhält der Wachhabende Hauptmann 3 Fl. der Ober- und Unter-Lieutenant jeder 2 Fl. der Fahnenkadet 1 Fl. 30 Kr. Jeder Gemeiner, vom Feldwebel abwärts bekommt ein Pfund Rindfleiſch, eine Porzion Wein und Brod; an Faſttagen kein Fleiſch, aber doppelte Porzion Brod und Wein.

Wer die Menge der Mannſchaft auf der Burgwache bei ſich abzählt, könnte vielleicht glauben, daß die Perſon Sr. Majeſtät mit einem ganzen Kommando von Grenadiers bewacht ſey, daß alle, welche ſich zu ihm hindrängen wollen, durch eine doppelte Reihe von Bajonetten gehen müſſen. Eine ſolche Meynung iſt irrig. — Auf dem Kontrollorgange, dem eigentlichen Aufgange zu den innern Wohnzimmern des Kaiſers, iſt eine einzige Schildwache, die mehr zur Bewachung

der dortigen Kanzleien hingestellt scheint. Eben so steht bei den Vorzimmern des Erzherzogs und der Erzherzogin nur Ein Posten.

Bei der Schazkammer und Kunstkammer, dem Naturalienkabinet, Medaillenkabinet, und in dem langen Augustinergange stehen Schildwachen, die man gewiß nicht überflüßig finden wird, wenn man sich erinnert, daß, troz derselben, von Gaunern Versuche auf die Schazkammer gemacht wurden.

Man vergleiche damit die gehäuften Wachen manches Europäischen Königs, selbst manches sehr kleinen Reichsfürsten, der stets die Hälfte seiner Truppen in seinem Schloß hat.

CXXVIII.

Findelhaus.

In Spanien wird jedes Findelkind für einen Kavallero gehalten. Es iſt beſſer, ſagen die Spanier, bei der Ungewißheit des Vaters, allenfalls den Sohn eines Bürgerlichen zum Edelmann zu machen, als den Sohn eines Edelmannes unter die Gemeinen zu verſtoſſen. So erzählen die Reiſebeſchreiber. Dieſer Grundſaz hat etwas Erhabnes in ſich, wenn nur jene edeln Baſtarden neben ihrem Titel auch zu leben hätten.

In Deutſchland und in Oeſtreich iſt es umgekehrt. Jeder Findling, wenn er auch ein Fürſtenſohn wäre, wird unter die Gemeinen gezählt.

Ehedem war die Einrichtung im Wienerſchen Findelhauſe, wie ſie noch in den meiſten Findelhäuſern von Europa iſt: nämlich die Kinder wurden darin, zu

hunderten und tauſenden beiſammen gemeinſchaftlich auferzogen. Mit der Zeit wurden einige politiſche Rechenmeiſter auf ſolche Inſtitute aufmerkſam, und fanden, daß dieſe groſſen menſchlichen Treibhäuſer dem Staat nichts weniger als gedeihlich ſeyn, daß die Kinder darinn ſo häufig hinſterben, wie Fliegen vom Kobalt. Darüber kam es denn zur öffentlichen Sprache, und es erſchienen einige Schriften über die Schädlichkeit der Findelhäuſer, und die groſſe in denſelben herrſchende Sterblichkeit.

Ob die öſtreichiſche Regierung durch ſolche Schriften aufmerkſam gemacht, und von der Wahrheit der Sache überzeugt ward, weiß ich nicht. Genug, ſie veränderte die Einrichtung des Findelhauſes. Die Findlinge werden alle, ohne Ausnahme, auſſer dem Hauſe in die Pflege und Erziehung gegeben: die meiſten auf das Land, einige auch in die Vorſtädte zu Handwerksleuten. Es ſcheint, daß

die-

dieſe Vertheilung zur Erhaltung der Kinder heilſamer ſey.

Diejenigen Mädchen, welche in dem Geburtshauſe heimlich die Frucht ihrer Zärtlichkeit ablegen, können ihre Kinder für 24, oder für 12, oder für 6 Fl. in das Findelhaus geben, je nachdem ſie im Geburtshauſe nach der Taxe der erſten, zweiten, oder dritten Klaſſe gelebt haben. Sie erhalten dafür einen beſonders kennbaren Zettel, und können gegen Vorweiſung desſelben ihr Kind wieder zurükfordern, wenn es ihnen beliebt. der Taufnahme des Kindes wird protokollirt; Stand und Familienname bleibt ein Geheimniß der Mutter. Die Kinder derjenigen Mädchen, welche im Geburtshauſe Ammen abgeben, werden unentgeltlich in das Findelh aus genommen. Für die Kinder, welche auf öffentlicher Straſſe oder in den Häuſern niedergelegt werden, bezahlt die Grundobrigkeit des

Plätzes, wo sie gefunden werden, 12 Fl. an das Findelhaus.

Durch diese Vertheilung der Kinder unter die Landleute und Handwerker, gewinnt der Staat ohne Zweifel. Die vaterlosen Geschöpfe werden ehrliche, arbeitsame Bauern oder nüzliche Handarbeiter. Wachsen sie in einer tauglichen Gestalt heran, so kommen sie auf die militärischen Konskripzionslisten, und werden, im Nothfall, gemeine Soldaten. In dieser Rükficht sind sie nicht übler daran, als die ehelichen Kinder auch, weil diese eben so unausbleiblich auf die Regimentsliste des Kantons geschrieben werden, wie jene.

So gleicht sich in dieser beßten Welt alles gegen einander aus! . . . Heute wird dieser oder jener Bürgerlicher zum Edelmann, zum Baron, zum Grafen erhoben; und morgen wandern ein halb Duzend heimliche Kinder von Grafen, Baronen, und Edelleuten aus dem Findel-

belhause auf das Dorf, um dort mit dem Pflug, der Sense, dem Dreschflegel, die Einkünfte des gnädigen Herrn Papa in der Stadt vermehren zu helfen.

CXXIX.

Ständelweiber.

Es ist ohne Zweifel eine Art von Bequemlichkeit in einer grossen Stadt, wenn man sowohl die täglichen Lebensbedürfnisse, als andere zum Hausgebrauch nöthige Dinge zu allen Zeiten, und nicht weit von seiner Wohnung haben kann. Wenn aber diese Dinge auf eine solche Art feil gebothen, und zum Kauf ausgelegt werden, daß die den Dienstbothen dadurch verschaffte Bequemlichkeit dem ganzen bessern Publikum zur Last wird: so beklagt es sich mit Recht darüber.

Dieß ist der Fall in Wien! . . . Hier lebt eine Gattung frecher, unverschämter, zudringlicher, betrügerischer, grober, lästersüchtiger Weiber, welche alle Gassen und Strassen, alle Pläze, alle Winkel und Zugänge zu den Kirchen, Häusern ꝛc. Jahr aus Jahr ein belagert haben. Man nennt sie hier Ständelweiber, Fratschlerweiber und im gewöhnlichen Deutschen Hökerinnen. Sie haben alle nur gedenkbare Kleinigkeiten zum Kauf, hauptsächlich trokne kalte Eßwaaren, Obst, Gemüse, und geringere Kleidungsbedürfnisse.

Jede derselben bezahlt für die Erlaubniß, ein solches Kaufständchen halten zu dürfen, jährlich drei Gulden an den Magistrat. Man kann ihrer in der Stadt und allen Vorstädten wohl über 3000 rechnen. Sie sizen vorzüglich auf den gangbarsten Gassen und Plätzen, und bei den Thoren.

Bekanntlich hat Wien für seine vielen Leute und Fuhrwerke ohnehin allzu enge Gassen und Pläze. Nun werden diese täglich mit noch mehr solchem Trödelgesinde besezt; und so wird man am Ende wohl gar nicht mehr durchkommen können, wie dieß auf dem Kohlmarkt, in der Kärnthnerstrasse, Bognergasse, schon wirklich manchmal nur mit größter Mühe geschieht. Diese unverschämten Weiber glauben für ihre 3 Fl. das ganze Publikum kühn belästigen zu dürfen, und die Polizei bestärkt sie in diesem Wahn, da man sie unaufhörlich noch mehr anwachsen läßt.

Es ist ein äusserst widerlicher Anblik, welchen diese lumpigen Hüttchen und Ständchen in der Hauptstadt verursachen: wo nur immer ein freier Winkel ist, selbst an die schönsten Paläste, wird flugs ein solches Nest hingeklebt. Wien muß auf diese Art, ungeachtet seiner vielen herrlichen Gebäude, allmählig einem wahren

Tu-

Juden-Trödelmarkt ähnlich werden. Die löbliche Oekonomiesucht, dort und da von einem Kipfelweib, von einer Tabakskrämerin, 3 Gulden zu erschnappen, macht, daß man über alle Begriffe von Anstand und Zierde einer Hauptstadt hinaus ist. . . . In Paris und Berlin, in welcher lezter Stadt es doch am Platze nicht mangelt, hat man vor kurzem eine Menge solcher Buden abgeschaft, um die Verunstaltung der Stadt, und die Belästigung des Publikums zu verhüten; bei uns aber vermehrt man sie noch. Ich vermuthe, es werden wohl am Ende die Burg, das Landhaus und das Rathhaus rings mit Ständelweibern umsezt werden: wenigst würde das manche 3 Guldentaxe einbringen.

Nebst dem, daß diese Weiber die Stadt verunstalten, daß sie die öffentlichen Wege versperren, thun sie dem Publikum auch einen wesentlichen Schaden. Kaum tritt ein Landmann mit Obst, mit Gemüse ꝛc.

in die Stadt, und macht Mine, es selbst zu verkaufen: so umringt ihn dieses Weibergepak, nekt ihn, schimpft ihn, verlästert seine Waare, und läßt nicht nach, bis es ihn dahin gebracht hat, aus Verdruß dieselbe an die Ständelfurien abzugeben. Diese nehmen es ihm um kleine, erpreßte Preise ab, und verkaufen es der Stadt um gedoppelt hohes Geld.

Man sagt, daß die Pariser Häringsweiber in der Kunst zu schimpfen Meisterinnen seyn. Ich zweifle, ob ihnen die Wiener Fratschlerweiber nicht den Rang ablaufen würden. Man darf ihre sehr reizbare Zunge nur ein wenig in Bewegung bringen, so bricht ein ganzer Strohm von Schmähungen los. Ein solches Weib ist ein lebendiges Wörterbuch aller östreichischen provinzial-Schimpfwörter.

Unter die Rubrike der Fratschlerweiber gehören auch die Mandolettikrämer. Vor sechs Jahren waren ihrer nur zwei bis drei solcher wälscher Schlekerei-Trödler. Heute sind ihrer wohl vierzig, Wälsche und Deutsche. Sie rennen allenthalben mit ihren Körben herum, besezen alle Strasseneken, öffentliche Spaziergänge, Gärten, Schauspielhäuser, und überhaupt jeden Plaz, wo sie viele Menschen beisammen sehen oder vermuthen. Ihre süssen Näschereien sind — wie man behauptet — nicht selten aus verdorbnem Zuker, Mehl und andern unsaubern Ingredienzien gebaken; sie können also den zarten Mägen der Kinder, für welche sie häufig gekauft werden, gefährliche Umstände zuziehn. . . . Unter Ludwig dem XIV. wurden einst ebenfalls solche Zukergebäke öffentlich ausgerufen, und auf den Strassen herumgetragen. Der Kanzler L' Hopital verboth es, und führte zum Grund in dem

Be-

Befehl an, daß dadurch Lekerei und Müßigang begünstiget werden.

Man könnte diesen Mandoletti-Handel in Wien aus ähnlichen Gründen, und auch aus Sorge für die Gesundheit, ganz füglich abstellen, oder doch sehr einschränken.

CXXX.

Ritter-Ordens-Feste.

Eine schönere Gelegenheit, die Grossen des Reichs, die Helden des Schlachtfeldes, und die Männer am Ruder des Staats, mit Einem Blik zu übersehen, findet Ihr nimmermehr, als die Ritter-Ordens-Feste. Der Stammhalter einer glänzenden Familie verläßt seinen Fürstensiz, der Staatsmann seine Urkunden, der Feldherr seine Plane; und erscheinen — jener den Beweis seines uralten

Adels,

Adels, und dieſen den Lohn ihrer Verdienſte an ſich tragend — vor dem Volke. Fremde, welchen der Zutritt in die erſten Häuſer, wegen eines Abganges an der Ahnenzahl, verſchloſſen iſt, die zweite Klaſſe des inländiſchen Adels, der Beamte und der Bürger, alle drängen ſich an dieſen Tagen in den groſſen Saal nach Hofe, ſtaunen dort mit Muße den Monarchen an, den ſie, ſo oft er ſich auch dem Volke zeigt, immer mit unbefriedigter Neugierde beſehen, und bewundern die Groſſen, welche ihre Dekrete, Patente und Diplomen unterſchrieben, oder Schlachten für das Vaterland gewonnen haben.

Es wäre unverzeihlich, wenn ein Bewohner der Reſidenz die Orden nicht kennte, welche ſeine erhabnen Mitbürger ſchmüken, da ſie ſelbſt im Auslande allenthalben bekannt ſind. Ohne mich alſo in eine weitläufige Beſchreibung derſelben einzulaſſen, rede ich bloß von ihren Feſten,

ſten, wie ſie der Ordnung nach im Jahre gehalten werden.

Das Feſt des militäriſchen Thereſien-Ordens wird jedesmal am erſten Sonntag nach St. Thereſens Tag gefeiert. Der Zeitpunkt der Stiftung dieſes Ordens beſtimmt ſeine ganze Würde. Nach der gewonnenen Schlacht bei Kollin wurde er von der Kaiſerin Maria Thereſia am 18. Junius 1757 geſtiftet: die Helden wurden gleichſam auf der That belohnt, und die Ordenszeichen über ihre noch blutende Wunden gehangen. . . . Er iſt der Lohn eines jeden, der ſich im Kriege durch eine beſondere That auszeichnet. Der Krieger, deſſen Vater pflüget, oder deſſen Güter hunderte pflügen, kann ihn ohne Unterſchied erhalten; doch nur in der praktiſchen Ausübung ſeiner kriegeriſchen Talente. Für den Mann, welcher ſich in den Tagen des Friedens durch weiſe Anordnungen und Verbeſſerungen bei dem Kriegsweſen auszeichnet, iſt, wie für

jeden verdienstvollen Staatsbeamten, der Stephans-Orden bestimmt. Mehrere Generale haben sich denselben erworben.

Die Art und Ordnung dieses Festes ist folgende.

Um zehn Uhr Morgens versammeln sich die Großkreuze, Kommandeurs, und Ritter in der Rathsstube in der Burg, ziehn dann durch den grossen Saal, das erste Vorzimmer, und die Ritterstube, unter dem Vortritt der Hof- und Kammer-Fourriers, der Edelknaben, der Truchsesse, Kammerherren und geheimen Räthe, wie auch der Ordensbeamten, in die Hofkapelle, und wohnen dem gesungenen Hochamte bei. Der Rükweg geht in der nämlichen Ordnung in den grossen Saal zurük, wo für Seine Majestät — und wenn ein Prinz vom regierenden Hause zugegen wäre, auch für denselben — unter dem Baldachin die Tafel bereitet ist. Die Großkreuze speisen

sen einige Schritte abwärts; und die Kommandeurs und Ritter werden in der Ritterstube bewirthet. Es ist ein herzerhebender Anblik, Seine Majestät, von den Feldmarschälen Habik, Lascy, und Loudon umgeben, nach der Kirche ziehn, und vor denselben eine Reihe verdienter Generale und Stabsoffiziere einher gehn zu sehn. Muth und Klugheit, nicht aber Tollkühnheit und Zufall werden so belohnt.

Das Ordensfest des apostolischen Königs Stephan, und des goldnen Vließes, werden an den ersten Sonntagen nach Emerikus und Andreas gehalten. Die Art und die Feierlichkeiten sind die nämlichen, wie Ihr sie oben gehört habt. Der Unterschied ist, daß am Theresien-Ordens-Feste die Ritter in der ihrer militärischen Würde angemessenen Kleidung erscheinen, und die ihnen zukommenden Ordenszeichen an dem weissen Bande mit rothem Rande, und Sterne über der Uniform tragen. Die Ritter des Stephans-

Ordens und des goldnen Vließes hingegen haben eine Gattung feierlicher Kleidung. . . . Die erstern tragen ein Karmesinfarbiges Unterkleid, welches ohne Oeffnung vorn bis an die Füsse herablanget, und bei den Großkreuzen mit zerstreuten Eichenblättern durchaus gestikt ist, die darum gewählt wurden, weil die Bürgerkrone der Römer aus solchen bestand. Darüber ist ein grünsametnes weites auch mit Eichenblättern am Rande gestiktes Oberkleid, mit langen offenen Aermeln. Um den Hals ist ein breiter Kragen, worauf die Sterne der Großkreuze in der Mitte der Brust angebracht sind. Die Ritter des goldenen Vließes haben eine ziemlich ähnliche Kleidung, nur sind das Unter- und Oberkleid von karmesinfärbigem Sammet. . . . Die Ritter des Stephansordens tragen eine hohe hungarische Mütze, mit einem Reigerbuschen gezieret, und, wie das Oberkleid und der Kragen, mit Hermelin ausgeschlagen, die Rit-

ter des goldenen Vlieſſes tragen eine beſondere geſtikte Mütze. Die Ordenszeichen werden von den Rittern des goldenen Vlieſſes und von den Kroßkreuzen des Stephansordens an goldnen über die Schulter hangenden Ketten, von den Kommandeurs des letzten Ordens an einem breiten Bande, und von den Rittern mit einer Bandſchleife angeheftet, vorn über die Bruſt getragen. Dieſe Kleidung läßt beſonders einem großgebauten Ritter ſehr gut.

Da bloß Eine Klaſſe der Ritter bey dem Orden des goldenen Vließes beſtehet, ſo iſt beim Feſt dieſes Ordens nur Eine Tafel am Fuß des Thrones.

Uiberhaupt ſind auſſer dem Neujahrstage dieſe Ordensfeſte die einzige Feierlichkeit, die noch im Hofton der ehemaligen Kaiſer gehalten werden. Der Oberſt-Silberkämmerer dekt mit dem Unter-Silberkämmerer die Tafel Sr. Majeſtät mit dem prächtigen goldnen Service, welches Kaiſer Franz verfertigen ließ. An dieſer

Tafel umgeben die Kapitäns der adelichen Garden den Kaiser. Der eben im Dienste stehende Kammerherr ist zugleich der Vorschneider. Die adelichen Leibwachen schliessen einen Kreis, der auch die Tafel der Großkreuze umfaßt, welche von den kaiserlichen Hofoffizieren in Uniform bedient wird. . . . So wie das Großmeisterthum des Stephansordens mit der Krone Ungarns, so ist auch die Würde eines Ordenskanzlers mit dem Amte des hungarischen Hofkanzlers immer vereiniget, und an dem Ordensfeste verrichtet die hungarische Leibgarde allein die Dienste bey Hof.

Der vierte ist der Elisabeth-Orden, welcher etwas unbekannter seyn dürfte, weil ihm kein Festtag gewidmet ist. Er gehört für alte Offiziere, welche lange und untadelhaft gedient haben. Mit seinem Besiz sind, wie beim Theresien-Orden, gewisse Einkünfte verbunden. Er wurde von der Kaiserin Elisabeth gestiftet, und

von Maria Thereſia erneuert. Uber zwanzig beläuft ſich die Anzahl ſeiner Ritter nie. Das Ordenszeichen wird an einem ſchwarzen Band, im Knopfloch über der rechten Bruſt getragen, und beſteht aus einem ſchwarzen Kreuz mit weiſſen Eken.

Der Sternkreuz-Orden iſt unſer einziger weiblicher Orden. Hofdamen, und andere verehelichte des erſten Adels, erhalten denſelben von der Großmeiſterin, welche jezt die Erzherzogin, Großherzogin von Toskana iſt.

Thümmel nennt Bänder und Sterne den gnädigen Spott der Fürſten. Der gute Mann iſt ein Dichter, dem man einen ſolchen Lufthieb ſchon verzeihen muß. Indeſſen läßt ſich nicht läugnen, daß auch wirklich die Zeichen manches Ordens ſehr in Verfall gerathen ſind, und ihren Beſizern eben keine auszeichnende Achtung verſchaffen. Man erinnere ſich des Sporn-ordens, der für ſechs Dukaten zu haben iſt, und mit dem einſt ein Engländer

der bei ſeiner Abreiſe aus Rom ſeine Lakaien, Kutſcher und Reitknechte behing.

CXXXI.

Univerſität.

Es gibt einige Univerſitäten in Deutſchland, bei deren Einrichtungen und Verbeſſerungen man es auch mit unter zu einem Hauptgegenſtand zu machen ſcheint, ihnen eine ſolche Geſtalt zu geben, daß ſie ſchon von auſſen hochſtrahlend glänzen, und viele Fremde anlocken ſollen, um dem oft unbedeutenden Ort ihres Sizes neue Geldzuflüſſe zu verſchaffen. Vor kurzem ſagte ein Deutſcher Schriftſteller: mancher Lektionskatalog ſolcher Univerſitäten ſey mit einer ziemlichen Doſis litterariſcher Scharlatanerie verſezt. Ganz Unrecht mag der Mann hie und da nicht haben.

In Wien, und auf den Oestreichischen Universitäten überhaupt, hat man keineswegs zur Absicht, Fremde Studierende herbey zu ziehen. Die einheimische Jugend so zu bilden, und mit jenen Kenntnissen zu versehn, daß der Staat seine Aemter damit brauchbar besetzen, und sein Volk in einer zweckmäßigen Kultur und Erleuchtung erhalten könne: dieß ist sein Augenmerk; und wenn er dasselbe erzielt, so kann er mit seinen Lehr-Anstalten zufrieden seyn. Man weiß ja allgemein, daß die Universitäts-Studien gewöhnlich keine grosse Männer bilden. Den Jüngling an die Quelle der Wissenschaften zu führen, dieß ist ihr Amt. Das wahre Genie entwikelt sich immer ausser der Schule, in den einsamen Stunden des Selbstdenkens, durch den Feuerstrohm des höheren Geistes.

Indessen sey es ferne von mir, zu behaupten, die hiesige Universität sey in ihrer Art vollkommen, oder so vortrefflich,

als keine andere. Nein! sie hat ihre Mängel, und wird derer immer einige haben.

Sie war ehemals ganz in den Händen der Jesuiten. Im J. 1756 erhielt sie schon einige Verbesserungen und einige unjesuitische Professoren.

Nach Aufhebung jenes Ordens hat man wieder neue gedeihlichere Anstalten gemacht; und seitdem hat sie noch manches zum Vortheil der Wissenschaften erhalten. Der Professoren sind acht und dreyßig, worunter z. B. ein Barth, Eckhel, Gruber, Hell, Jacquin, Leber, Mastalier, Sonnenfels ꝛc. rühmlich in der litterarischen Welt bekannt sind.

Die neuesten Veränderungen bei dieser Universität sind, daß schon in dem fünften Jahre über alle Wissenschaften in Deutscher Sprache gelesen wird, die Kollegien der hochheiligen Theologie, und des kanonischen Rechts ausgenommen. Auch von diesen wird die Pastoral-Theologie

Deutsch

Deutsch gelehrt. Das kanonische Recht dürfte bald ganz aufhören, einen eignen Wissenschaftszweig auszumachen: wozu es auch endlich einmal Zeit ist; denn warum soll für die geistlichen Mitglieder des Staats ein anderes Recht existiren, als für alle übrigen Bürger! . . . Ehedem wurden alle Kollegien auf den östreichischen Universitäten frei gegeben. Seit drey Jahren aber sind auch hier Kollegiengelder eingeführt. Dieß ist die lezte Veränderung, welche hierin gemacht wurde. Beklagen kann sich das Publikum mit Grunde nicht über diese Einrichtung; denn auf allen Universitäten, besonders im nördlichen Deutschland, wird schon seit jeher für die Lehrkurse bezahlt. Zudem ist das Unterrichtsgeld sehr mäßig: bey den Gymnasien beträgt es 12 Fl. jährlich, bey der Universität für das philosophische Studium 18 Fl., für das juridische und medizinische 30 Fl.; das Theologische und der Unterricht für Wundärzte, sind frey.

Die-

Dieſes Geld kommt aber nicht in die Hände der Profeſſoren, wie in andern Ländern, ſondern wird wieder zum Nuzen des Publikums verwendet, indem daraus Stipendien für Unvermögende, aber durch Fähigkeiten und Fleiß verdiente Jünglinge gegeben werden, welche alsdann auch, ſo wie alle übrigen Stipendiſten, von Bezahlung des Unterrichtsgeldes befreyet ſind.

Das Univerſitätsgebäude iſt von Maria Thereſia errichtet worden. Es hat geräumige Hörſäle; einen Vorrath von phyſikaliſchen und mechaniſchen Inſtrumenten; eine Sammlung von Naturalien; ein chemiſches Laboratorium; ein anatomiſches Theater; eine Sternwarte; eine eigne öffentliche Bibliothek. Dieſe befindet ſich in dem der Univerſität gegenüber ſtehendem Gebäude des Generalſeminariums, und iſt ſowohl durch die Windhagiſche und Gſchwindiſche Bibliotheken, als durch die Sammlungen von den aufgehobe-

benen Klöstern ansehnlich vermehret worden. Sie erhält aber jezt nach einem in Rücksicht auf Lehrer und Schüler wohl geordneten Systeme, eine ganz neue Einrichtung, und wird gegenwärtig in allen Fächern mit denjenigen Büchern bereichert, welche Lehrern und Schülern, für deren Gebrauch sie eigentlich bestimmt ist, vorzüglich nuzbar und nothwendig sind. Eine sehr gute Anordnung dieser Bibliothek in ihrer heutigen Gestalt, ist auch diese, daß ausser den gewöhnlichen Festtagen niemals Ferien bei ihr gehalten werden, und sie also das ganze Jahr durch offen steht.

Man hat schon einigemal den Saz aufgewärmt, daß die Musen die Ruhe liebten, daß eine so volkreiche und lärmende Stadt als Wien, kein schiklicher Ort für eine Universität sey. Ich bin der entgegen gesetzten Meynung. Heut zu Tage, sind die Studien nicht bloß da, um Klöster zu bevölkeren, wie ehedem,

ſondern um über alle beſſere Stände des Staats Kenntniſſe zu verbreiten. Man kann alſo mit Recht fordern, daß der ſtudierende Jüngling nicht bloß Büchergelehrſamkeit ſich eigen mache, ſondern daß er ſich auch zum Umgang mit der Welt bilde: und dazu iſt ein groſſer Ort unſtreitig beſſer als ein kleiner. In einem unbedeutenden Städtchen, wo kein Hof, kein Adel, keine vielfältige Vermiſchung der Stände iſt, und die Studierenden die einzigen ſind, welche den Ton angeben, von denen der Ort lebt, dort verfallen ſie nur gar zu gern auf jenen wilden, trotzigen, ungeſchliffenen, renomiſtiſchen Ton, welchen man den Jenenſern ſo lange mit Recht vorgeworfen hat, und der noch jezt, in etwas vermindertem Maß, in den kleinern Univerſitätsſtädten des nördlichen und ſüdlichen Deutſchlandes herrſcht.

Man erwäge auch den Umſtand noch, daß aus der Stadt Wien allein ſo viele

oder wohl noch mehr Söhne die Universität besuchen, als aus der ganzen übrigen Provinz Oestreich. Durch eine Versezung der Universität also würden alle hiesigen Familien der Studierenden verlieren, und die übrigen nichts gewinnen.

CXXXII.

Mönche.

Wie sehr hat sich — nur seit zwanzig Jahren — das Schikſal dieser Menschengattung im ganzen südlichen Deutschland geändert! Einige Schriftsteller thaten die ersten Schritte, und bereiteten das Publikum vor: der Koloß des Mönchthums ward erschüttert. Die jetzige Regierung in Oestreich vollendete den Schlag, und stürzte dieses Idol der finstern Jahrhunderte nieder. Noch stehn zwar dessen Brüder in den benachbarten Provinzen aufrecht, aber das Beispiel ist zu hinreiſ-

reiſſend, als daß ſie nicht im kurzen das nämliche Los treffen ſoll.

Im Jahr 1770 waren in den öſtreichiſchen Staaten:

Mannsklöſter	— —	1572
Frauenklöſter	— —	591
Summe		2163

Im J. 1773 erloſchen die Ordenshäuſer der Jeſuiten, 139 an der Zahl. Vom Jahre 1780 bis zur Hälfte des Jahrs 1786 ſind aufgehoben worden.

Mannsklöſter	— —	413
Frauenklöſter	— —	211
Summe.		624

Seitdem iſt noch aufgehoben worden der ganze Pauliner-Orden in Ungarn, und eine beträchtliche Zahl einzelner Klöſter aus allen übrigen Orden. Die Klöſterleute beiderlei Geſchlechts, welche ſich im J. 1770 auf ungefähr 64890 Köpfe beliefen, mögen jezt etwann noch 27000 ausmachen.

Da allen Klöstern überhaupt verbothen ist, Novitzen anzunehmen, so sieht man wohl, daß ihre baldige gänzliche Erlöschung bevorsteht. Der Orden der Barmherzigen Brüder allein hat vor den Augen des Thrones Barmherzigkeit gefunden, und darf sich fortpflanzen, weil er ein für die Menschheit heilsames Institut ist.

Indessen sah man sich genöthiget, noch einen guten Theil der Klöster einsweilen bestehen zu lassen, theils, weil man mit einer solchen Menge von Gütern, Gebäuden und Personen nicht augenbliklich alles abändern konnte; theils, weil man wenigstens einen grossen Theil der Mönche zu den Verrichtungen tauglich fand und machte, welche sonst die Weltpriester bei den Pfarren über sich haben.

Die Aufhebung der Klöster machte auf die Mönche im Ganzen, sehr verschiedenen Eindruk. Die Prälaten, Prio-

ren, Guardianen, überhaupt alle Superioren und die Alten, sahn mit Wuth und Verzweiflung den landesherrlichen Kommissär mit dem Zerstörungsdekret an der Pforte absteigen; weil er ihren grossen Einkünften, ihrer Herrschaft, und ihrem frommen Müßiggang ein Ende machte. Die jungen Mönche hingegen empfiengen ihn mit Jubel als ihren Messias, welcher die Fesseln des Zwanges, der Tyrannei und der stumpfen Unthätigkeit zersprengte; welcher ihnen das höchste Gut der Sterblichen, die Freiheit und sie selbst der Menschengesellschaft, wieder schenkte.

In Wien bestehen gegenwärtig noch 23 Mönchsklöster, welche nun mit der Seelsorge beschäftiget sind, jene Individuen nämlich, die man nach vorgenommener Prüfung dazu tauglich befunden hat. Auch ist beinahe allenthalben der Pfarrer selbst ein Weltpriester, und hat die Mönche des nahen Klosters nur als Gehilfen in seinem Amte.

Ein

Ein paar Klöster haben aus besondern Ursachen auf einige Zeit Erlaubniß erhalten, Kandidaten aufzunehmen; aber sie fanden nicht einen einzigen, der sich dazu bereden ließ. Dieß ist ein merkwürdiges Beispiel von dem Umschwung der Denkart in der heutigen Welt. . . . Auch die noch bestehenden Mönche haben viele Ausnahmen von ihrer vorigen sklavischen Lebensart erhalten: sie singen keinen Chor mehr; sie sind in ihrer Fasten dispensirt, sie tragen Schuhe, Strümpfe und Unterkleider; sie dürfen mehr in Gesellschaft gehn, und wenn sie auf dem Lande als Kapläne angestellt sind, ihren Ordenshabit ganz ablegen; die jungen besuchen die Kollegien auf der Universität, wo sie statt dem scholastischen Wust ihrer Ordenspatronen, gesunde Nahrung für ihren Kopf erhalten. Indessen sehnen sich alle noch hier in Klöstern lebende feurig nach einer gänzlichen Auflösung.

Da es so selten geschieht, daß ein Mönch etwas für die Litteratur Wichtiges, und für die Welt Gedeihliches ausbrütet: so kann ich nicht umhin, eines hiesigen Franziskaners zu erwähnen, der durch eine wichtige gelehrte Unternehmung die Verdienste seiner Mitbrüder weit zurükläßt. Er heißt Stulli und arbeitet an einem allgemeinen Wörterbuch der Slavischen Sprachen, das für den östreichischen Staat von wichtigem Nutzen ist, da wenigst ein Drittheil seiner Unterthanen noch in verschiedenen slavischen Mundarten spricht. Der Verfasser wird durch eine Pension unterstützt, und jezt ist ihm auf sein Verlangen ein anderer Franziskaner, Namens Lanassovich als Gehilfe, ebenfalls mit einer Pension zugegeben worden.

CXXX.

Agenten.

Wie sich die grossen Höfe Europens beständige Bothschafter, Gesandte, Geschäftsträger ꝛc. in Wien aufstellen: so halten sich die kleinern Reichsfürsten, die Reichsstädte, Reichsprälaten, Reichsgrafen ꝛc. ihre Agenten hier. Das Nämliche thut auch der inländische Adel, die Städte, Stifte, Bischöfe; ja selbst die in der Hauptstadt beständig wohnenden Grossen.

Die Agenten theilen sich in zwey Klassen: sie sind Reichs-Agenten oder Hof-Agenten. Die Reichsagenten besorgen die Geschäfte ihrer Partheien, welche vor dem Reichshofrath müssen geschlichtet werden. Die Hofagenten besorgen bei Hofe, das heißt, bei den inländischen Hofstellen, die Angelegenheiten ihrer Kommittenten. Die letztern theilen

ſich wieder in mehr Zweige: z. B. in Oeſtreichiſch-Böhmiſche Hofagenten, Ungariſch-Siebenbürgiſche Hofagenten, Niederländiſche, Lombardiſche Hofagenten. Einige ſind Univerſalagenten, nämlich für die Hofſtellen aller Provinzen.

Wenn das alte bekannte Sprichwort wahr iſt, daß die Geſandten die privilegirten Ausſpäher an den fremden Höfen ſeyen: ſo gilt dieſes auch von den Agenten, beſonders von den Reichsagenten. Es macht eine ihrer Hauptbeſchäftigungen aus, alle Wochen, oder wohl gar alle Poſttage fleiſſig an ihre Prinzipale zu ſchreiben, die geſchriebenen Zeitungen hinaus zu ſchiken, und noch alles das mit zu berichten, was der privilegirte Horcher von der Chronik des Hofes, der Stadt, der merkwürdigen Familien, Häuſer, Perſonen, Vorfälle, Gerüchte ꝛc. ꝛc. hat aufhaſchen können.

Nebst diesen Rapports-Pflichten ist der eigentliche Beruf der Agenten, die politischen Geschäfte ihrer Klienten zu betreiben. Für die Rechtssachen sind die Advokaten.

Ausser den feierlichen Geschäften in den Rathssälen, sorgen sie auch für die häuslichen Angelegenheiten ihrer Kommittenten. . . . Das Reichsstädtchen braucht einen Stadtphysikus: es gibt den Auftrag seinem Agenten; der Reichsprälat will sechs Eimer Tokaier: er fordert ihn von seinem Agenten; der Bischof hat seinen Zukerbäker verloren, er verschreibt einen andern durch den Agenten. Der Graf sucht einen Hofmeister für seine Kinder, braucht einen Kutscher, eine Garnitur neue Knöpfe, und ein paar englische Stiefel: der Agent muß ihm mit erstem Postwagen alle diese Requisiten in die Provinz spediren. Die Baronesse hat sich mit ihrer Kammerjungfer überworfen, hört von den neuen

Hüten à la Cosa rara: und ist mit ihren Schminkbüchschen zu Rande: das alles ist ein Geschäft für den Agenten; er wohnt in der Hauptstadt, er ist an der Quelle; ein sehr unorthographischer Brief bringt ihm Befehl, Kammerjungfer, Hut und Schminke einzuhandeln: in acht Tagen ist alles auf dem Schloß der Baronesse.

Die Herren Agenten befinden sich, soviel man aus ihrer grossen Zahl, und aus ihrem Aeussern schliessen kann, bei ihrem Berufe ganz wohl. Es sind welche darunter, die wahrhaft auf dem Fuß der grossen Welt leben: sie erwerben sich jährlich 9 bis 10000 Fl., halten Equipagen, Tafeln, Gesellschaften, Konzerte ꝛc. haben ihre Sekretäre, und noch obendrein ein halbduzend Federfuchser, die unter dem Namen der Kanzelisten, Praktikanten, Kopisten, in ihren Schreibstuben tagwerken, und das Mechanische der Geschäfte aus dem Wege räumen

hel-

helfen. . . . Da die Hochgebohrnen Männer und Weiber nicht selten auch Geld-Anleihn durch ihre Agenten negoziren lassen, so verschafft dieß eine neue Quelle, den Lohn ihres betriebsamen Eifers durch brüderliches Verständniß mit den Wucherern und Geldjuden, durch Nebenzuflüsse zu vermehren.

Es gibt noch eine Gattung dieser Männer, welche man Kriegs-Agenten nennt. Sie sind die bestellten Geschäftsträger der Regimenter in den Provinzen, und der militärischen Personen. Sie bringen die Anliegenheit und Ansuchen derselben vor den Hofkriegsrath; und da die gegenwärtige Oekonomie der Armee so eingerichtet ist, daß man auch um Kleinigkeiten immer beim Hofkriegsrath selbst ansuchen muß: so fehlt es auch diesen Herren nicht an Beschäftigung. . . . Will eine zärtliche Mama ihrem lieben Söhnchen, dem Kadetten, der in Siebenbürgen, in der Lombardie oder in den Nie-

derlanden im Quartier liegt, einige Mutterpfennige zuschiken, so wendet sie sich an einen Kriegsagenten, welcher die Sache hier in Ordnung bringt, daß die Summe dem harrenden Helden an der Gränze bezahlt wird.

CXXXIV.

Buchdrukereien.

Oft nur gehüllt in Blätter, Baß und Rinde,
Oft auch geäzt in Holz, und Wachs und Bley,
Ward doch die Weisheit bald ein Spiel der Winde,
Und bald ein Spiel der Menschentyranney.
Ein Deutscher war der schönsten Kunst Erfinder,
Die für die Weisheit je ein Geist ersann. *)

Noch vor etwann vierzig Jahren hatten die Jesuiten ganz allein die Apotheken und Buchdrukereien in Wien. Die durch-

trie-

*) Die Buchdrukerkunst. Von Blumauer.

triebenen Schlauköpfe erzielten dadurch einen doppelten Vortheil: nebstdem, daß ihnen diese Anstalten wichtige Summen Geldes eintrugen, waren sie auch unumschränkte Herren, nur das zu druken, was sie wollten; folglich nichts unter die Presse kommen zu lassen, was ihrem universal Geistes-Despotismus, ihren herrschsüchtigen Unternehmungen, ihren ränkevollen Schritten, kurz, dem listigen Geist ihres Ordens, zuwider war. Im Gegentheil stand es bloß in ihrer Macht, das südliche Deutschland unaufhörlich mit all jenem verderblichen Wust zu überschwemmen, welcher von ihren verschlagenen Köpfen in der schändlichen Absicht ausgeheckt ward, um das Reich des Aberglaubens, der Blindheit, und der Unterdrükung zu verewigen.

Allmählig änderte sich auch dieses. Es thaten sich Leute hervor, welche Industrie genug hatten, eigne Buchdrukereien zu errichten. Was ehedem Monopol eines

Or=

Ordens gewesen war, kam nun ganz aus dessen Händen.

Indessen waren die Buchdrukereien noch schlecht genug bestellt. Der Buchhandel war unbeträchtlich, und meist passiv. Im Lande wurde ausser Gebethbüchern, Schulbüchern, einigem ascetischen Wust, Patenten, und Zeitungsblättern, wenig gedrukt. Dabei hatte man schlechtes Papier, ekigte, unförmliche, halbgothische Lettern, und verdorbene gelblichte Drukerfarbe. . . . Trattner, Kurzbek, und Ghelen, waren bekannte Buchbruker.

Als im Jahr 1781 die allgemeine Broschürenschreiberei anfieng, zog sie auch die Errichtung mehrerer Buchdrukereien nach sich. Die wenigen damaligen typographischen Geburtsstühle konnten alle die lieben Kindlein nicht zu Tage fördern, von denen das Heer der schalen Skribler täglich und stündlich entbunden ward: also mußten diese Maschinen vermehrt wer-

werden, wozu sich auch unverzüglich Unternehmer fanden, weil es für jenen Zeitpunkt ein sehr beschäftigtes und einträgliches Gewerbe war. So entstanden die zwanzig Drukereien, welche gegenwärtig in Wien sind, und ungefähr 118 Pressen in Bewegung setzen.

Trattner hat allein 31 Pressen, und nebst den gewöhnlichen, Türkische Schriften. Er drukt viele Schulbücher, Kalender, und die Patente des Hofes. Kurzbek hat 15 Pressen: er drukt orientalische und illyrische Bücher. Baumeister drukt viel Neu- und Altgriechisches. Gay drukt Französisch. Schmidt, Wappler, und Weimar druken unter den übrigen am meisten und beßten.

Noch fehlt es vielen Wienerschen Drukereien sehr an Schönheit, Genauigkeit, Ordnung und Nettigkeit. Die wenigsten halten sich eigene Korrektoren, und die meisten, welche sich mit dieser Arbeit abgeben, sind ihr nicht vollkommen gewachsen,

sen, wie man die leidigen Beweise mit hundert Drukfehlern belegt, täglich vor Augen hat. Ein anderes sehr grosses Gebrechen der hiesigen Drukereien ist die Unordentlichkeit, und Nachlässigkeit der meisten Setzer und Drukergesellen. Die erstern korrigiren sehr ungern einen Bogen öfter als einmal, lassen oft gezeichnete Fehler aus blosser Faulheit stehen, oder machen bei der Verbesserung des Einen zwei neue hinein. Hat der Druker die Form einmal in der Presse, so drukt er drauf los, ohne sich viel anders zu bekümmern, als mit dem Bogen bald fertig zu seyn. Manche verschleudern ganze Hände voll Lettern auf die nachlässigste Weise. Nicht selten wird von Gesellen und Jungen in den Kästen geplündert; ja man hat Beispiele aus bekannten Drukereien, daß schon ganze stehende Formen sind gestohlen worden, und dieß selbst während dem Druke, so, daß nach geendigtem Schöndruk die Form

zum

zum Wiederdruk gar nicht mehr zu finden war, und wieder neu mußte geſezt werden. Iſt der Drukerherr etwas genau und ſcharf mit ſeinen Leuten, ſo laufen ſie ihm augenbliklich aus der Werkſtätte, weil ſie wiſſen, daß ſie ungeſäumt wieder bei einem andern Arbeit finden. Dieſer Unfug, und die daraus entſtehenden Unordnungen beim Bücherdruk werden ſo lange dauern, als ſich nicht alle Buchdruker, oder doch die Anſehnlichern darunter, zuſammen einverſtehn, keinen Geſellen in ihre Werkſtätte zu nehmen, der Lüderlichkeit und Nachläſſigkeit halber von einem andern entlaſſen worden oder ſelbſt weggelaufen iſt.

Die alten unförmlichen Lettern fangen allmählig an, aus den meiſten Drukereien zu verſchwinden. Kurzbek hat ſich neuerlich ſchöne lateiniſche Alphabete, nach Didot's Form, angeſchafft; und Mannsfeld liefert in mehrere Drukereien deutſche und lateiniſche Lettern, die mit

den

den ſchönſten ausländiſchen wetteifern.

Wenn man Papier und Farbe in eben dem Maße verbeſſern wollte, wie die Lettern, ſo würde der Wienerdruk in kurzer Zeit neben jedem andern mit Ehre ſich zeigen dürfen.

CXXXV.

Buchhandel.

Die ehemaligen ſtrengen, und mit läſtigen Formalitäten begleiteten Zenſurgeſetze drükten den hieſigen Buchhandel ſehr ſtark. Es koſtete ermüdende Weitläufigkeiten, ein nur von weitem verdächtiges Buch in das Land zu bringen, und einem Privatmann in ſeine Sammlung zu ſchaffen. Dieß ſchrekte Buchhändler und Leſer ab.

Seit

Seit der jetzigen Regierung hat sich die Sache um vieles geändert. Die Broschürenschreiberei brachte eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit in den kleinen Lokal-Buchhandel. Diese Aufwallung war aber nur ephemerisch, und hat nun größtentheils wieder ihr Ende. Indessen ward auch der eigentliche Buchhandel etwas thätiger und ausgebreiteter, weil die Lese- und Schreib-Freiheit weitere Gränzen bekam.

Die bekannteren Buchhandlungen führen Rudolph Gräffer und Kompagnie, Krauß, Kurzbek, Wappler, Stahel, Hörling, Mößle. Sie tauschen auf dem allgemeinen Bücherumschlag zu Leipzig, mit den norddeutschen Buchhändlern, und verlegen selbst Bücher aus allen Fächern. Trattner handelt meist im Lande und in die Provinzen mit selbstgedrukten Sachen mancherlei Art. Hartl war in der allgemeinen Schreibepoche der gesuchteste Broschürenvater, und verlegt nun dauerhaf-

tere Waare. Wucherer hat sich durch den Druk der kühnsten Blätter gegen den Monarchen, die Regierung ꝛc. bekannt gemacht. Gay handelt bloß mit französischen Büchern.

Ausser den ordentlichen Buchhändlern gibt es auch sogenannte Bücher-Antiquare, welche mit gebundenen, alten, und seltnen Büchern Handel treiben. Der wichtigste unter denselben ist August Gräffer, der ein stets wohl versehenes Magazin hat, und auch mit neuen französischen, ꝛc. Büchern handelt. Neben ihm sind noch Klopstok (ein Bruder des Dichters), Binz, Wallishauser, Weiß, Grund, und einige andere Buchbinder, welche dieses Gewerbe treiben.

Es wäre hier wohl der Ort, etwas über die Kniffe und Pfiffe zu sagen, welche die niederdeutschen Buchhändler, Journalisten, Rezensenten ꝛc. treiben, um den oberdeutschen Buchhandel und das ganze Litteraturwesen unsrer Gegenden zu un-

unterdrüken, und zu verschreien. Es ist aber nicht der Mühe werth, diesen schmuzigen Flek recht in das Licht zu sezen. Der ganze Spuk wird um einiger tausend Thaler willen getrieben, welche die Sachsen und Brandenburger bisher alljährlich auf der Leipziger Ostermesse aus Oberdeutschland erhoben haben, und noch ferner einzustreichen trachten. Sie hatten bis auf die neuesten Zeiten beinahe ein unumschränktes Monopol mit Büchern. Noch vor zwölf Jahren war das Verhältniß der oberdeutschen Artikel in den Leipziger Katalogen gegen die Niederdeutschen wie 1 zu 36, ein paar medizinische Bücher nämlich, und etwann ein historisches oder diplomatisches Werk. Seit einigen Jahren aber, da man in Oberdeutschland etwas freier denkt, reiner schreibt, und im Fache der Litteratur ebenfalls arbeitsamer wird; da man die Machtsprüche der Niederdeutschen Journalisten und Rezensenten nicht mehr, so mächtig

anstaunt und tief verehrt, die grossen Theils schalen Leipziger Produkte nicht mehr so Zentnerweise abnimmt, und auch ansehnliche Ladungen unsrer Schriften ihnen zuführt: seitdem ist es erklärte Fehde. Sie setzen weniger Bücher ab, und nehmen auch weniger baar Geld ein. Dieß ist allerdings ein empfindlicher Stoß; aber die Schritte, welche sie thun, um diesen Gang der Sachen zu hemmen, und, wo möglich, wieder umzuwenden, sind auch gar zu gehäßig, und auffallend. Freilich muß es schmerzen, diktatorisches Ansehn, und besonders Geld zu verlieren; aber ich kann doch alle Verleger, Schriftsteller, Journalisten und Rezensenten mit der gewissen Versicherung trösten, daß ihr Buchhandel immer einiges Gewicht über den unsrigen behalten wird, weil unsere Landesbeschaffenheit, unsere gesellschaftliche Verfassung, die Lebensart und Bequemlichkeit unsrer Schriftsteller und Buchhändler, sie nie zu jenem Grad

von Arbeitsamkeit und Thätigkeit gelangen läßt, wie die Niederdeutschen.

Ihre Meßbilanz wird vielleicht jährlich um ein paar tausend Thaler sinken; aber dieß verdient ja nicht, sich so gar wüthend darüber zu geberden. Das einsichtsvolle Publikum fängt bereits an, darüber zu lachen.

CXXXVI.

Kunsthandlungen.

Sie verkaufen Kupferstiche, kleine Gemälde, Landkarten, Plane, Musikalien, einige auch Farbentusche, optische und mathematische Instrumente.

Die bekannteste dieser Handlungen ist bei Artaria und Kompagnie, auf dem Kohlmarkt. Dieser sehr industriose Mann und Kenner hat ein kostbares Magazin von den auserlesensten Kupferstichen aus allen Ländern, die er stets ganz neu und

schnell kommen läßt. Vorzüglich findet man bei ihm einen herrlichen Vorrath von den schönen kolorirten Englischen Blättern, von den Karikaturen und satyrischen Kupferstichen, welche in London unaufhörlich zum Vorschein kommen, und dem ernsthaftesten Mann eine heilsame Zwerchfells-Erschütterung abnöthigen.... Ausser denfremden Kunstprodukten hatArtaria auch aus der kaiserlichen Galleriemanch kostbares Stük auf seine Kosten in Kupfer stechen lassen, und gibt von Zeit zu Zeit schöne Sachen, in eignem Verlage, heraus. Man findet bei ihm eine Sammlung von Aussichten in und vor der Stadt Wien, ihren vornehmsten Plätzen, Spaziergängen ꝛc. auch von den sehnswürdigen Theilen des Schlosses und Gartens zu Schönbrunn, welche alle sehr getreu abgebildet, und schön gestochen sind. Diese Sammlung besteht bereits aus 47 Stüken, und kann besonders Ausländern eine nüzli-

che

che und angenehme Uibersicht von Wien verschaffen.

Die übrigen Kunsthändler sind Stökl, Frister, Hohenleitner, welche zwar keine so gar reichhaltigen Magazine haben, wie Artaria, aber doch schöne Sachen feil biethen.

Es wäre unbillig, unter den Kunsthändlern eines Mannes nicht zu erwähnen, den die ganze Wiener-Welt so gut kennt, und vor dessen Laden den ganzen Tag über viele hunderte stehn bleiben, um seine ausgehangenen Stücke anzugaffen. Dieser Mann ist Löschenkohl. Wie es an gewissen Orten Gelegenheitsdichter gibt, so möchte ich Löschenkohl den Gelegenheitsmaler von Wien nennen. Es ereignet sich kein merkwürdiger Auftritt in dieser Hauptstadt, oder auch in andern Ländern, den man nicht einige Tage nachher in einem bunten Gemälde vorgestellt an seinem Laden hängen sieht. . . Theresiens lezte Stunde war eines der er-

sten seiner bekanntern Stücke, von dem er 7000 Abdrücke — zu 2 Fl. — verkaufte. Seitdem hat er jeden wichtigen Auftritt in der Welt benutzt. Die Ankunft der Rußischen Herrschaften; die Ankunft des Papstes; die Marokkanische Gesandtschaft; die Eröffnung der Chirurgischen Akademie; die Luftbälle; der Tod des Königs von Preussen; die Englischen Wettrennen; der Emser Kongreß; die Vermählung des Erzherzogs Franz ꝛc. ꝛc. ꝛc. alles gab seinem fruchtbaren Pinsel Stoff zu neuen Vorstellungen, auf populare Manier ausgeführt. Gegenwärtig ist der Türkenkrieg vollends eine unerschöpfliche Quelle für seinen Bildnergeist.

Löschenkohl ist aus dem Herzogthum Berg, und war ehedem Goldarbeiter. Daß er Spekulationsgeist und Industrie habe, kann ihm Niemand absprechen. Gibt es in der grossen Welt nicht neue Auftritte genug, so macht er Karikaturen, aus dem bürgerlichen Leben genommen.

Nebst

Nebst dem verfertigt er Silhouetten, Miniaturporträte, Kupferporträte, Kalender mit mancherlei Bildern und Vorstellungen; und ganz neuerlich hat er eine Fächerfabrik, eine Dosenfabrik, und eine Knopffabrik angelegt. Aus dem allen ergibt sich, daß er Zeit, Umstände, und Moden, sehr wohl zu benutzen weiß.

CXXXVII.

Lichtensteinische Gallerie.

Wenn ein reichbegüterter Grosser seine Schätze zu edeln Endzweken verwendet, wenn er großmüthig denkt und handelt, wenn er Talente und Künste unterstüzt, wenn er den Patrioten macht, wenn er die Pflichten der Menschenliebe erfüllt; kurz, wenn er sein Geld auf eine würdige Art ausgibt, so beneidet ihn Niemand darum, vielmehr segnet man seinen Reichthum. Einige Fürsten aus dem

Hause Lichtenstein haben ihre grossen Glüksgüter edel benutzt: unter die Denkmale dieser Verwendung gehört auch die Gemälde-Sammlung. Sie befindet sich in dem prächtigen Majoratshause in der Schenkenstrasse.

Eine solche Gallerie zu beschreiben, ist meine Sache nicht. Genug, sie ist äusserst kostbar, und jeder Fremde, welcher die Kunst zu schätzen weiß, muß ja nicht aus Wien gehen, ohne sie gesehn zu haben. Der Abbate Luchini hat die Aufsicht darüber, auch ist ein eigner Katalog davon gedrukt.

Der jezt regierende Fürst, welcher selbst Kenner, folglich auch Schätzer der Kunst ist, begnügt sich nicht bloß damit, diesen von seinen Ahnen ihm hinterlassenen Schatz würdig zu erhalten; sondern vermehrt ihn unabläßig mit neuen schäzbaren Stücken. Uiberdas hat er eine Sammlung, von Kupferstichen angelegt, wozu der von dem Reichsreferendarius

Gun-

Gundel hinterlassene und von dem Fürsten erkaufte sehr zahlreiche Vorrath den Grund legte, und die der Fürst nun täglich mehret.

CXXXVIII.

Kalender.

Die Akademie der Wissenschaften in Berlin besteht von dem Gelde, welches sie aus dem Kalender-Monopolium zieht. Wollte man aus eben diesem Fond eine Gelehrten-Akademie in Wien errichten, so würde sie hinlängliche Einkünfte von dieser Quelle schöpfen. Schon vor einigen Jahren, als diese Sache einmal zur Sprache kam, hatte sich jemand angebothen, der für den Kalender-Pacht jährlich 90000 Fl. zahlen wollte. Man kann wohl annehmen, daß im ganzen Oestreichischen Staat jährlich fünf Millionen

Almanachs, von allen Gattungen, verbraucht werden.

In Wien erscheinen diese ephemerischen Dingerchens gegen Ende jedes Jahrs unter hundert Gestalten. Sie alle herzunennen, würde eine ordentliche Litaney ausmachen. Ich erwähne nur einiger der bekanntern.

Der Hof-Schematismus steht billig oben an. In diesem Buche des Lebens sind die Günstlinge des Glüks und die Märtyrer des Staats verzeichnet. Von Sr. Majestät an, als gebohrnen Großmeister aller Ritterorden, bis auf den lezten Ofenheizerjungen, findet Ihr hier alles, was von der Gnade des Hofes Rang, Titel, Würden, Bedienung und Besoldung hat. Nebst diesen sind auch die am hiesigen Hofe stehenden Bothschafter, Gesandten und Agenten der auswärtigen Mächte und Fürsten, und die Bothschafter, Gesandten, Geschäftsträger, Konsule ꝛc. des hiesigen Hofes, in

den

den fremden Staaten, eingetragen. Für jemanden, der Geschäfti in Wien hat, ist dieser Kalender beinahe unentbehrlich, weil er darinn mit leichter Mühe die Namen und Wohnungen aller derjenigen findet, mit denen er unterhandeln muß. Gerold auf dem Dominikanerplaz ist der Verleger desselben, und verkauft ihn für 3 Fl. . . . Wenn man dieses Buch durchblättert, so findet man auf eine überzeugende Weise, aus wie mancherlei Nationen der östreichische Staat besteht: die abstechenden Namen so vieler Völkerschaften und Sprachen, machen einen auffallenden Eindruk. . . . Man erzählt die Anekdote, daß ein bekanntes parisisches Freudenmädchen jedem, der in ihr Zimmer tratt, um ihre Gunst zu erkaufen, den Almanac Royal oder Hof-Schematismus auf den Tisch legte, und forderte, ihr seinen Namen in dem Buch aufzuschlagen. Konnte ihn der Unglükliche nicht zeigen, so wurde er unerhört

fort-

fortgeschikt. Eine sonderbare Laune! Wenn es der richtigen und bessern Bezahlung wegen war, so wollte ich den Genossinnen jener Pariserin rathen, nicht in allen Fällen auf den bloßen Schematismus zu bauen.

Seit einigen Jahren erscheint ein wienerischer Taschenkalender, zum Nutzen und Vergnügen; nach dem Muster der Kalender von Gotha, Göttingen ꝛc. Er enthält 12 Monatskupfer aus einem berühmten Buch, und mancherlei lehrreiche und angenehme Aufsätze, worunter alljährlich einige sind, die besonders zur genauern Kenntniß des östreichischen Staats beitragen.

Der Damen-Kalender, ebenfalls ein hiesiges neues Produkt, in modischem Gewande, das jährlich erscheint, und ein ganz artiges Spielzeug für junge Schönen ist.

Bei Trattner erscheint seit ein paar Jahre ein Kalender für Geistliche. Es

ist

ist zu wünschen, daß er immer fortgesetzt werde, denn er enthält sehr gute Nachrichten aus dem Kirchen- und Religionsfach.

Löschenkohl hat einen sogenannten Nationalkalender verfertigt. Er enthält die Schattenbilder von östreichischen Gelehrten, Künstlern; und sein Theater-Kalender die Bildnisse des sämmtlichen Theaterpersonale.

Hartl's Moden-Kalender und Wucherers Toleranzbothe sind noch unter den bessern. Wie gesagt, der Name aller, ist Legion. . . . Es gehört mit zur Sitte der hiesigen feinen Welt, daß man seine Bekanntschaften, besonders die weiblichen, zum Neuen Jahre mit einem saubern Almanach beschenke.

CXXXIX.

CXXXIX.

Pensionen.

Wer dem Staat dient, muß vom Staat leben: und nicht nur so lange davon leben, als er wirklich dient, sondern, wenn er in diesem Dienste seine Kräfte erschöpft, wenn er durch einen unverschuldeten Zufall unfähig geworden ist, muß ihm seine Existenz gesichert seyn. Stirbt er nach einer Reihe langer treu durchgearbeiteter Jahre, so hat seine Wittwe, so haben seine minderjährigen Kinder gleiche Ansprüche auf eine Verhältnißmässige Unterstützung des Staats, um nicht im Elend zu verschmachten. Wollte man von diesen geheiligten Grundsäzen abgehn, so wäre es ein sehr wirksamer Schritt, ein Volk wieder in die Barbarei zurük zu stürzen.

Was in diesem Fall vom Staat selbst gefordert werden kann, das gilt zum Theil auch von den Grossen und Reichen

des Staats. Es ist von Seite eines Herrn großmüthige Billigkeit, daß er einem Diener, der ihm Jahre lang mit Treue, Anhänglichkeit, und Aufopferung seiner Jugendkräfte gedient hat, im Alter ein Loos mache, welches ihn vor Dürftigkeit und Elend bewahre. . . . Es ist für den Diener ein tröstlicher Gedanke, wenn er ein vor Mangel gesichertes Alter hoffen darf; dieß wird ihn anfeuern, seine Pflichten genau, gutwillig und unverdrossen zu erfüllen. Leute, die im Uiberfluß und in Unabhängigkeit geboren sind, haben selten deutliche Begriffe davon, was es heiße, des andern Diener seyn.

Die Kaiserin Theresia theilte mit unbegränzter Freigebigkeit Pensionen zu tausenden aus. Der berühmte Kammerbeutel war eine wahrhaft unversiegbare Quelle für alle Dürftige. Indessen, da jedes Ding zwei Seiten hat, so kann man auch die Freigebigkeit übertreiben,

welches damals häufig geschah. Neben vielen würdigen und verdienten Leuten drang sich ein Schwarm von Schmeichlern, Heuchlern, Taugenichtsen, ꝛc. zur Spende der mildherzigen Landesmutter, und misbrauchte die Wohlthätigkeit derselben. Es war eigentlich kein Pensionssystem: wer durch äußere Zeichen der Frömmigkeit sich zu empfehlen, wer sich eine Fürsprecherinn bei Hofe zu erwerben wußte, der konnte auf den Kammerbeutel rechnen.

Durch diese Umstände fand sich der Kaiser beim Antritt seiner Regierung veranlaßt, ein ordentliches und festgesetztes Pensionssystem einzuführen; theils um die vielen Unwürdigen auszuschliessen; theils um den Staats- und Hofbedienten eine bleibende Klassifikation anzuzeigen, auf die sie nach ihren persönlichen Rang- und Dienstjahren zählen könnten.

Unter zehn Jahre Dienstzeit wird keine Pension ertheilt. Mit zehn Jahren erhält der unbrauchbar gewordene Mann den dritten Theil seines Gehalts; mit fünf und zwanzig Jahren die Hälfte; mit dreyßig, zwei Drittheile; mit vierzig den ganzen Gehalt. . . . Für die Wittwen und Kinder sind keine Stufenjahre bestimmt, sondern die Pensionen werden ihnen nach dem Rang ihres verstorbenen Gemahls und Vaters zugetheilt. So hat z. B. die Wittwe eines Hofraths, die Wittwe eines Generals, 600 Fl. Pension. Doch muß eine Wittwe um Pension zu erhalten, wenigst vier Jahre mit ihrem Manne verheirathet gewesen seyn.

Sonderbar! die Professoren bei den Universitäten und andern Lehranstalten, waren ehedem samt ihren Familien von den Pensionen ausgeschlossen. Erst vor kurzem hat sie der Kaiser nach dem System aller übrigen Staatsbeamten zu Pensionen berechtiget. . . . Eben so sind auch

die Schauspieler des Nationaltheaters in das Pensionssystem neuerlich eingerükt worden.

Bei der Armee geht es etwas strenger. Die subalternen Offiziers, welche sich verheirathen wollen, müssen entweder ein Kapital als Kaution für die Pension ihrer Wittwen anweisen, oder ihre Frauen müssen Reversalien von sich geben, daß sie auf keine Pension Anspruch machen wollen. . . . Bei dem gegenwärtigen Türkenkrieg hat Se. Majestät hierinn eine Ausnahme gemacht. Um die im Felde stehenden Offiziers über das Schikſal ihrer Weiber und Kinder zu beruhigen, ist im Lager und im ganzen Lande publizirt worden: „daß die Familien aller jener Offiziers, welche im Kriege bleiben würden, Pensionen haben sollten, wenn auch schon die Frauen bei ihrer Heirath feierlich Verzicht darauf gethan haben.“

* * *

Dem

Dem Beispiel des Hofes haben auch die edeln Familien Wiens von jeher gefolgt. Sie versorgten ihre veralteten Diener und derer Familien großmüthig. Bei dem Tode eines vermöglichen Majorat-Herrns, einer Dame ꝛc. wurde gewöhnlich jedermann, der um die Person derselben Dienste zu verrichten gehabt, mit anständiger Pension in Ruhe gesezt. Diese großmüthigen Belohnungen werden zwar aus bekannten Ursachen allmählig etwas seltner; aber es gibt troz der leichtfertigen Denkart manches jungen Nachwuchses noch Männer von grossem Herzen; und wir haben erst vor kurzem zwei sehr erhabne Beispiele dieser Art gesehen.

CXXXX.

Schulden-Gefängniß.

Keine mißlichere Sache in Wien, als Geld borgen; ſey es nun, daß man es auf Borg nehme, oder gebe. Jedermann, bei dem es nicht die Beſchaffenheit ſeiner Geſchäfte unvermeidlich mit ſich bringt, Kredit zu machen oder zu geben, ſoll ſich hier beſonders nach der bekannten heilſamen Regel einrichten: Setze dich auf den Fuß, daß du weder Geld auslehneſt noch zu leihen nehmeſt.

Ich glaube, daß in Wien jährlich wenigſtens eine halbe Million an ſchuldigen Geldern verloren geht, wenn man nämlich alles zuſammen rechnet, was von den groſſen öffentlichen Bankerotten an, bis auf die kleinſten Summen, unter ſogenannten guten Freunden geborgt, nicht wieder zurükbezahlt wird.

Daher ist es auch sehr schwer, baares Geld aufzutreiben, und wird von Jahr zu Jahr schwerer. Ein allgemeines Mistrauen über diesen Punkt hat sich des Publikums bemächtiget; und dieß mit gutem Grunde. Man verliert sein Geld, hat Verdrießlichkeiten und Weitläufigkeiten, und macht sich durch ein ernstliches Zurükfordern diejenigen zu erklärten Feinden, welche sich Brüder und Herzensfreunde nannten, so lange man gutwillig und thöricht genug war, mit offnem Beutel ihren höflichen Forderungen entgegen zu kommen. Viel besser ist es, die mit zehn Komplimenten und zehn heiligen Versicherungen der schleunigen und genauen Zurükzahlung begehrte Summe auf das erste Wort rund abzuschlagen. Wenigstens verliert man in diesem Fall bloß die eigennüzige Freundschaft des Schuldenmachers, da im Gegentheil, durch unüberlegte Dienstfertigkeit, ge-

wöhnlich Geld und Freundschaft zugleich verloren sind.

Indessen ist eine mässige Summe manchmal das Mittel, sich einen überlästigen Menschen auf die beßte Art vom Halse zu schaffen. Man leihe ihm Geld, und lasse ihn selbst einen Termin ansetzen, auf den er bezahlen soll. Kaum hat er dieß gethan, und die Summe eingestrichen, so eilt er, lachend über eure Leichtgläubigkeit, aus dem Hause, und läßt sich Jahre lang nicht wieder sehn.

Wer seinen Schuldner durch Zwangmittel zur Bezahlung treiben will, der kann ihn, nach vorhergegangener gerichtlicher Anklage und authentischem Beweise von der Richtigkeit der Schuld, in das Schuldengefängniß im Polizeihause einsperren lassen. Der Kläger muß dem Eingesperrten täglich vier Kreuzer zu seinem Unterhalt geben. Uibrigens ist dieses Gefängniß sehr leidlich, und ziemlich nach Brittischer Art eingerichtet. Es sind

gewöhnlich zwei bis drei Gefangene in einem Zimmer; sie haben Betten, Licht, und einige Einrichtung. Sie dürfen — zwei Stunden vor Mittag und zwei Stunden nach Mittag — einander in den verschiednen Zimmern besuchen, sich mit einander unterhalten, Männer und Weiber; dürfen zu eben diesen Stunden von ihren Freunden und Freundinnen aus der Stadt Besuche annehmen, spielen ꝛc. Finden sie einen gutherzigen Mann, der ihnen beim Trakteur des Gefängnisses eine Kost um höheren Preis bedingt, oder ihnen gut gekochte Speisen aus der Stadt in das Polizeihaus sendet; der sie mit Wäsche, mit Kleidern ꝛc. versieht: so ist ihnen unverwehrt, alles dieses anzunehmen.

Wenn ein solcher Schuldner ein ganzes Jahr lang gesessen hat, ohne Mittel zu finden, seine Gläubiger zu bezahlen, so sind diese verbunden, ihn aus dem Gefängniß zu entlassen. Dafür bleibt ihnen das Recht übrig, in jedem Fall, daß der

Verschuldete wieder zu Vermögen kommt, ihre Ausstände von ihm mit Gewalt einzutreiben. Neuerdings einsperren aber dürfen ihn die nämlichen Gläubiger nicht wieder lassen, weil ein Jahr langes Gefängniß hinreichende Buße scheint. Hat er sich mit seinen Gläubigern verglichen, und macht neuerdings Schulden, so kann man ihn auch wieder in jenen Bußort senden.

CXXXXI.

Der Kasperl.

Dieß ist der Theater-Name des Mannes, welchen zu sehn, zu hören, zu bewundern, zu belachen, zu beklatschen, täglich hundert rollende Kutschen, und mehrere hundert schnaubende Fußgänger zum Rothen Thurm hinausjagen, um sich die Grillen des Tages von der Stirne

zu

zu scheuchen, und zum frohen Abendmal Stof zum Gespräch zu holen.

„ Ist der Zettel von Kasperl noch „ nicht da? " frägt der Beamte beim Eintritt in die Kanzlei. „ Wir sehn uns „ doch draussen, heute haben wir die „ Cosa Rara! " — Versteht sich, hört ihr auf der Gasse. . . . „ Der hats wie„ der getrieben, oder, gestern war der „ Teufel wieder los mit ihm! " so fangen sich die Gespräche in den Friseurs- und Barbierstuben an. Kurz, es sind keine öffentliche Oerter, keine Amtsstuben und Versammlungen, in welchen nicht das Gespräch wenigstens des Tags einmal auf den Kasperl kommt.

Aber, wer ist denn der Kasperl? Dieß ist der Lustigmacher auf dem Marinellischen Theater in der Leopoldstadt. — Fast möcht' ich sagen, ein Original-Genie; der einzige Mann in seiner Art. — Er kennt so den Geschmak des Publikum; weiß mit seinen Gebærden, Ge-

sich-

ſichterſchneiden, ſeinem Stegreifwiz, die Hände der in den Logen anweſenden hohen Adelichen, der auf dem zweiten Parterre verſammelten Beamten und Bürger, und des im dritten Stok gepreßten Janhagels, ſo zu elektriſiren, daß des Klatſchens kein Ende iſt. Bei ſeinem Auftritte, und wenn ihr auch nur ſeine Fußſpize, oder ſeinen Rüken ſehen könnt, wird ſchon gelacht; er hat den Mund noch nicht geöffnet, und doch ſtehen ſchon die Mäuler der Zuſchauer offen und harrend auf ſeinen erſten Spaß. . . . Mit Einem Wort, der Entrepreneur Marinelli hat alle Urſache, den Schauſpieler la Roche (dieß iſt der eigentliche Familien-Name des Kaſperls) als ſein lebendiges Kapital zu betrachten, deſſen Zinſen ihm das niedlich erbaute Schauſpielhaus und ein hübſches Sümmchen in der Taſche eingetragen haben. Ihm hat er es zu danken, daß er aus dem elenden Theater im Czerniniſchen Garten in ſein auf der Jäger-

gerzeit, zum Denkmal des Wienerschen Geschmaks errichtetes Schauspielhaus übersiedeln konnte; daß er nicht mehr nöthig hat, in den Tagen des Frühlings und Herbstes mit seiner Truppe und dem ganzen Theater-Plunder nach Baden zu ziehn, um dort den Badgästen die Kur gedeihlicher zu machen; daß er selbst nicht mehr die Rolle des ersten Liebhabers herstammeln darf, sondern gemächlich im Lehnstuhle sitzen, Könige und Hausknechte, Prinzessinnen und Stubenmädchen erschaffen kann.

Ich bin gar nicht des Willens, dem gutlaunigen Wiener Publikum aufzumutzen, daß es sich das Zwergfell fleißig durch la Roche Käsperl erschüttern lasse; da ich es sehr gut und passend finde, daß auch die unterste Volksklasse ihre Bühne habe, weil sie von den Stüken des Nationaltheaters entweder nichts, oder sehr wenig versteht, und dasselbe, wenn nicht besonders schöne Verzierungen

gen

gen sein Aug ergötzen, oder Schlachten und Turniere aufgeführt werden, immer unbefriedigt verläßt. . . . Das alte Sprichwort: Abwechselung behagt *), wird immer, und unter jeder Zone wahr bleiben. Dieß mag auch bei dem besseren Theil unsrer Mitbürger für eine Entschuldigung gelten, wenn sie manchmal die ernstern und schon oft gesehenen Schauspiele des Nationaltheaters verlassen, und vor das Thor hinaus zum Kasperl gehen, um dort über ein neues Possenspiel zu lachen. . . . Auf dem zweiten und dritten Plaz dieses Theaters werden Bier, Brod, und Würste zum Kauf herumgetragen; eine sehr willkommene Bequemlichkeit für das durch Lachen ausgetrocknete und ermüdete Publikum!

Ma-

*) Varietas delectat.

Marinelli ist der einzige Entrepreneur, der sich so lange im Wohlstand erhalten wird, als seinen la Roche die Stimme nicht verläßt; so lange als es seinen Theater-Dichtern über Personen handgreiflich zu schimpfen erlaubt seyn wird; und so lange als er wälsche Opern ins Deutsche übersetzen läßt. Er hat einige Schauspieler und Schauspielerinnen, die immer unter die mittlere Klasse gehören; er wählt Stüke, die dem Publikum, seinen Schauspielern, und dem Endzwek seiner Bühne angemessen sind; er hat artige Theater-Verzierungen, ein gut besetztes Orchester, und macht seine Truppe auch durch innere Ruhe und gutes Betragen beliebt. Er bezahlt seine Leute richtig, ist gegen manche derselben wohlthätig, und kann also mit Grunde Ordnung und Pünktlichkeit, Fleiß und Anwendung fordern. . . . Er gibt fast jede Woche eine neue Posse, welche der Dramatiker Hensler und Eberl wie aus dem

Er-

Ermel zu beuteln ſcheinen. Einige rührende Dramen ausgenommen, hat er es nie gewagt, mit Stüken ernſthaften Inhalts aufzutreten. Er iſt ſo glüklich, daß er ſelbſt bei der fünf und zwanzigſten Vorſtellung von manchem Stüke immer ſein Haus voll hat. Die Komödien mögen noch hingehen; wie aber das Publikum die beliebte Oper, welche troz der hundertfältigen Vorſtellung für die Wiener noch immer eine Coſa rara bleibt, ſich da drauſſen mag vorkirren laſſen; wie Marinelli dieſelbe, da er nur einen einzigen Sänger in ſeiner Truppe hat, aufzuführen wagen konnte, iſt mir unbegreiflich, iſt für mich eine Coſa rara.

So viel von dem Theater, auf welchem la Roche unter dem Namen des Kaſperls glänzt. Es ſey fern von mir, daß ich dieſem Manne alle Verdienſte und Talente abſprechen ſollte. Er hat wirklich zu ſeiner Rolle Gaben von der Natur: eine wahre komiſche Pöbelsphyſiognomie; Hans

Kaſpar

Kaſpar Lavater, oder der phyſiognomiſche Reiſende, müßten ihn beim erſten Anblik als den Luſtigmacher erkennen. Eine Stimme, die zum Hausknecht, Mandolettikrämer und Nachtwächter geſtimmt iſt. Seine Gebärden, wenn das zu Uibertriebene vollends wegbliebe, ſind zu der Rolle, die er ſpielt, immer paſſend: den ſchwäzenden Dümmling, den ungeſchikten Rekruten, den für ſeinen Neffen duldenden Oheim, ſpielt er wirklich mit vieler Natur. Sein Plaz wird nicht leicht erſetzt werden. Der kluge Impreſſar weiß auch dieſes, und fängt an, die zu Kaſperliſchen Rollen von ſeiner Bühne zu verbannen; und la Roche ſchikt ſich in ſeine geſetztern Rollen ganz gut. Er kann ſich auf den Beifall des Publikums verlaſſen, und ſpielt daher natürlich, weil er mit Zuverſicht ohne Furcht und Zwang jedesmal auftritt. Er thut ſich auch auf die Gunſt wenigſtens der Hälfte des Publikums mit Recht etwas zu Gute. Ich

kenne mehrere Leute, welche dieses Theater täglich besuchen.

Wenn der Unternehmer ihm die Einnahme überläßt, ist schon um 3 Uhr kein Plaz mehr zu finden. Die Logen werden acht Tage vorher bestellt, und man sieht es fast als eine Pflicht an, dem durch das ganze Jahr so unterhaltenden Manne sein Schärflein darzubringen. La Roche verfertigte meist für diese Tage selbst Komödien, die für seine Person zwar passend, im ganzen aber höchst elend waren.

In dem andern Halbbogen des Vorstädter Zirkels spielt seit einigen Wochen die Truppe des als Schriftsteller bekannten H. Johann Friedl. Er hat sich dieses Sizes der Thalia im fürstl. Stahrembergischen Freihause auf der Wieden angenommen, nachdem eine andere Truppe, Schulden halber, aus demselben war vertrieben worden. Diese Bühne

wird wegen der Neuheit jezt fleißig besucht.

Während der Jahrmärkte kommen verschiedene fliegende Truppen, und spielen in mehreren auf den Hauptplätzen errichteten hölzernen Hütten, wobei auch immer ein Kasperl oder Lustigmacher die Hauptperson ist. Seht im Vorbeigehn hinein! aber nehmt bevor eine Prise Tobak, damit euch nicht der Gestank der Beleuchtung, des verschütteten Biers, der Knoblauchwürste, und der Dunstkreis des hochansehnlichen Publikums, zu gäh auf die Lunge falle. . . . Könnt Ihr bis zum Anfang ausdulden, so seht Ihr die possierlichsten Auftritte. Auf den Zettel an der Thüre müßt Ihr nicht achten! laßt immer eines unsrer ersten Trauerspiele darauf geschrieben seyn. — Daraus wird nichts; denn der Held ist besoffen, die Königinn findet ihren Purpur nicht; und der Meister Schreiner hat die nöthigsten Theater-Verzierungen wieder mit sich fort

genommen. . . . Statt des Trauerspiels bekommt Ihr nichts als Schläge zu sehen, und wenn diese vorbei sind, schimpft der Schauspieler auf den Kreuzerplaz; dieser erwiedert die Sticheleien; und so seht Ihr das poßierlichste aller Schauspiele, welches von dem Publikum mit den Schauspielern aufgeführt wird. Die gröbsten Schimpfwörter, die unflätigsten Zoten, die Geschichte des Tages aus der Nachbarschaft, würdet Ihr hören, wenn Euch nicht um eure Kleider und eure Nasen zu bange würde.

CXXXXII.

Der Wien-Fluß.

Hat die Stadt ihren Namen von diesem Fluß, oder hat der Fluß seinen Namen von der Stadt? . . . Einige alte Chroniker sagen, die erste Gründung der Stadt schreibe sich von der Zeit her, da

Fla-

Flavius unter Trajan die Römischen Legionen, an der Donau kommandirte. Er legte hier eine Schanze an, welche nach dem Namen ihres Erbauers Flaviana genannt wurde. Aus diesem Wort machte man mit der Zeit den verkürzten Namen Viana, und endlich Vienna, die heute noch übliche Benennung unsrer Stadt. Wenn es mit dieser Herleitung seine Richtigkeit hat, so muß der Bach seinen Namen von der Stadt geerbt haben.

Dem sey, wie ihm wolle. So viel ist gewiß, daß dieses unbändige Flüßchen bisher der Stadt mehr Schaden als Vortheil zugezogen hat. Es kommt aus dem Wienerwalde hervor, geht durch die südlichen Vorstädte, von da heraus über einen Theil der Esplanade, wo es sich gegen Nordost wendet, und zwischen der Stadt und der Weißgerber-Vorstadt in die Donau stürzt.

Die geringen Vortheile, welche es gewährt, bestehn darin, daß ein paar

hundert daran wohnende Wäscherinen sein Wasser benutzen; daß es ein paar Mühlen treibt, und den Fiakern aus jener Gegend zur Pferdeschwemme dient.

Dagegen hat es Schaden, zu hundertausenden an Werth, schon angerichtet. Bei dem Schmelzen des Schnees; bei den plözlichen Wolkenbrüchen der heftigen Donnerwetter; bei anhaltenden Regentagen, schwillt dieser Bach, über den man in trokenen Sommertagen an vielen Stellen zu Fuß schreiten kann, gählings und ausserordentlich an; überschwemmt die angränzenden Dörfer und Vorstädte, füllt Keller, untergräbt Häuser, zerreißt Brüken und Stege; und richtet noch mancherlei Unheil an.

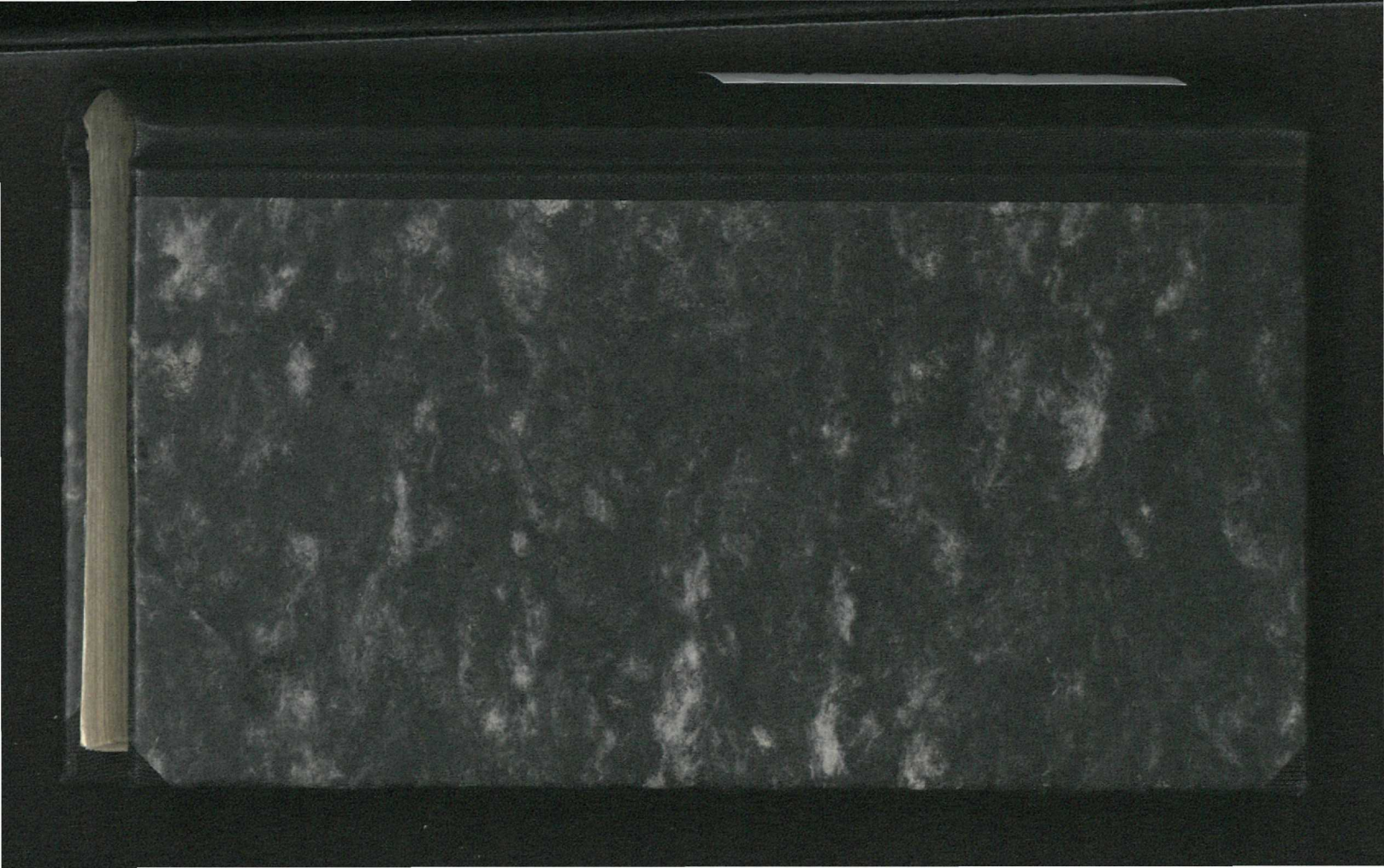
Es ist zum verwundern, wie langsam oft an gewisse Anstalten gedacht wird, wovon der Nutzen doch so einleuchtend ist, die Ausführung so einfach, und leicht wäre! dieß ist der Fall mit der Wien. Was man schon vor hundert Jahren hät-

te

te thun können und ſollen, das geſchah erſt i. J. 1787. Man grub das Bett dieſes Flüßchens auf der Eſplanade ordentlich, gerade und regelmäſſig aus, und beſetzte die Ufer mit Zweigen von Weidenbäumen, die bekanntlich in der Nähe des Waſſers ſchnell aufſchieſſen, und ein feſter lebendiger Damm ſind, der das Abreiſſen der Ufer hindert. Bis auf dieſe Zeit hatte man den Wien-Fluß lediglich ſeiner eignen Laune überlaſſen; ſein Bett war voller Krümmungen, voll Sand und Schlamm, daß ſein dadurch zum ſtehen gebrachtes Waſſer faul und ſtinkend ward, die Gegend herum verpeſtete, und beim plözlichen Anſchwellen von Waſſergüſſen, durch die Eken, Krümmungen und Verſchlemmungen aufgehalten, an hundert Stellen mit Gewalt anprellte. Dadurch wurden die Geſtade abgeriſſen, und Vorſtädte und Eſplanade unter Waſſer geſezt.

Ende des lezten Hefts.

BIBLIOTH.NNIV.RHS.ITT.VINDOBONENSIS

UB WIEN
+AM60393903

Universitätsbibliothek Wien